It. coll.
26/13

It. coll. 26-13

<36619996180019 S

<36619996180019

Bayer. Staatsbibliothek

Geschichte
der
merkwürdigsten
Reisen
welche
seit dem zwölften Jahrhunderte zu Wasser
und zu Land unternommen worden sind.

Von
Theophil Friedrich Ehrmann.

XIII. B.

Ein Kongoischer Fürst.

G.W.B.D.

Dreizehnter Band.

Frankfurt am Main, 1794
in der Hermannschen Buchhandlung.

Wb/60/102

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Geschichte
der
merkwürdigsten Reisen.

Dreizehnter Band.

Innhalts-Verzeichniß
des dreizehnten Bandes.

Reisen nach und in Niederguinea. (Fortsezzung.)

IV. P. Anton Zuchelli's, Kapuziners, Reise nach Kongo. In den Jahren 1696 bis 1704. S. 3.

V. Jakob Barbot's, des Jüngern, und Johann Casseneuve's Reise nach Niederguinea. Im Jahre 1700. S. 59.

VI. Reisen einiger französischen Missionare nach Niederguinea. In den Jahren 1766 u. folg. S. 111.

Allgemeine Beschreibung von Niederguinea, seiner Naturbeschaffenheit, Einwohner, Länder und Staaten. S. 153.

Einleitung. S. 155.

I. Allgemeine natürliche Beschaffenheit, Klima, Witterung und Boden von Niederguinea. S. 157.

II. Skizzirte Naturgeschichte von Niederguinea. S. 164.

§. 1. Mineralien. S. 165.

§. 2. Pflanzen. S. 169.

§. 3. Thiere. S. 189.

III. Schilderung des moralischen Karakters, der Lebensart, Sitten, Gebräuche und Meinungen der Bewohner von Niederguinea überhaupt. S. 211.

§. 1. Karakter der Negern in Niederguinea. S. 215.

§. 2. Nahrung. Speisen und Getränke. Art zu essen. S. 223.

§. 3. Kleidung. S. 228.

§. 4. Wohnungen, Städte, Dörfer und Hausgeräthe dieser Negern. S. 231.

§. 5. Landwirthschaft, Akkerbau, Viehzucht, Fischfang und Jagd. S. 238.

§. 6. Wissenschaften, Künste und Handwerke. S. 246.

§. 7. Kriegswesen und Waffen. S. 254.

§. 8. Belustigungen. Musik und Tanz. S. 261.

§. 9. Heurathen, Ehen, Zustand des weiblichen Geschlechts, und Erziehung der Kinder. S. 268.

§. 10. Religion, Aberglaube und Begräbnisse dieser Völker. S. 280.

§. 11. Regierungsverfassung, Gesezze, Justizpflege und Strafen. S. 298.

§. 12. Handlung von Niederguinea, insbesondere von Loango und Kakongo. S. 323.

Reisen

Reisen
nach und in
Niederguinea.

IV.

P. Anton Zuchelli's
Kapuziners,
Reise nach Kongo.

In den Jahren 1696 bis 1704.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Anton Zuchelli, von Graz in Steiermark gebürtig, trat in seiner Jugend in den Kapuziner-Orden, und wurde im Jahr 1694 von dem Römischen Kollegium der Propaganda ausersehen, das Geschäfte eines Glaubenspredigers in Niederguinea zu übernehmen. Er besaß auch alle dazu nöthigen Eigenschaften — einen starken Körper, eine dauerhafte Gesundheit, einen glühenden Religionseifer, eine veste Anhänglichkeit an seine Kirche und an seinen Orden, und die sichere Ueberzeugung, sich durch das Bekehrungswerk eiue hohe Stelle im Himmel zu erwerben. So ausgerüstet folgte er willig dem Rufe seiner Oberen, und gieng über Genua, und Lissabon nach Brasilien, und von da weiter an den Ort seiner Bestimmung.

Sieben Jahre blieb er in Niederguinea, und kehrte endlich im Jahre 1704 von da nach Europa zurük, wo er dann die Geschichte seiner Reise und seines Aufenthalts in diesem Theile von Afrika in italienischer Sprache beschrieb. *)

---

*) Von den Ausgaben dieses Werks sehe man die Einleitung zu diesem Abschnitte, im XII. B. d. W. S. 191.

Diese Reisebeschreibung enthält zwar ein ermüdendes, bis zum Ekel kleinliches Detail von den Missionsverrichtungen unsers Paters, und allerlei abergläubische Geschichtchen; aber auch wichtige, interessante Bemerkungen, und glaubwürdige Erzählungen. P. Zuchelli ist nicht frei von den Fehlern seiner Zeit- und Arbeitsgenossen; doch zeigt er so viel ungeschminkte Wahrheitsliebe und Aufrichtigkeit, daß man ihm in Allem Glauben beimessen darf, was nicht unmittelbar seinen Religionseifer angeht, und seine Reisebeschreibung ist bei allen Auswüchsen doch so reichhaltig, daß sie immer noch zu Rath gezogen zu werden verdient. Sie folgt deßwegen auch hier in einem gedrängten und gereinigten Auszuge. *)

*) Ich mußte auf Treu und Glauben den Auszug im I. B. von Cuhn's Sammlung merkwürdiger Reisen nach Afrika, hier aufnehmen, weil es mir noch nicht möglich war, weder das Original noch die deutsche Uebersezzung aufzutreiben. Cuhn sagt in seiner Einleitung zu dem Auszuge, er habe denselben sorgfältig aus dem italienischen Originale gemacht, weil die deutsche Uebersezzung hiezu zu schlecht war. Daß ich auch diesen Auszug hie und da etwas verbesserte, noch mehr abkürzte, und mit einigen Anmerkungen vermehrte, dies wird die flüchtigste Vergleichung lehren.

P. Anton Zuchelli's Reise nach Niederguinea.

In den Jahren 1696 bis 1704.

Von ihm selbst beschrieben.

Einige Monate mußte ich in Brasilien *) verweilen, bis ich eine erwünschte Gelegenheit fand, meine Reise nach Afrika fortzusezzen. Der Gouverneur **) ließ nämlich auf eigene Kosten ein Schiff ausrüsten, das nach Niederguinea segeln sollte. Sobald ich es erfuhr, begab ich mich zu dem Kapitän, dem die Führung dieses Schiffes anvertraut war, hielt um die Ueberfahrt auf demselben an, und fand ihn auch sogleich dazu bereitwillig. Am dritten September 1698 ***) gab derselbe mir von der Ein=

*) Bei seinem zweimonatlichen Aufenthalte in Brasilien hat Zuchelli wirklich schäzbare Nachrichten über dies Land gesammelt, die wir gehörigen Orts benuzzen werden.

**) Der Cuhnsche Auszug sagt: „Der Gouverneur von Angola." — Aber wie ist das möglich? Es muß ein Irrthum seyn! Sicher war es der Gouverneur von Bahia in Brasilien, von wo aus Zuchelli nach Niederguinea reiste.

***) Im Cuhnschen Auszuge steht hier diese Jahrzahl nicht, sondern erst weiter unten; es scheint aber, daß

schiffung Nachricht. Ich eilte sogleich an Bord des Schiffes, auf welchem sich nicht mehr als sechzig Personen befanden. Ohngeachtet dieser geringen Menschenzahl, fehlte es uns doch an Bequemlichkeit, indem das Schiff zu sehr mit Kaufmannswaaren angefüllt war. Noch denselben Tag giengen wir unter Segel. Am folgenden Tag erblikten wir schon eine Menge Wallfische.

Wir beschleunigten unsere Reise so viel möglich, aber die Winde waren uns zuwider, und trieben uns bis auf die Höhe von Fernambuk wieder zurük. Nach zwölf Tagen bekamen wir guten Wind. Am 17ten befanden wir uns in der Höhe von sechzehn Graden. Die See gieng immer hoch, welches den Reisenden sehr beschwerlich fiel. Am 25sten passirten wir in der Höhe von Rio Janeiro den südlichen Wendekreis. Der Schiffskapitän und Steuermann durchblätterten hier ihre Seekarten, und beschlossen, da wir schon aus dem amerikanischen Meer in das ethiopische gekommen waren, ihren Weg gerade nach der Insel Sankt Helena zu nehmen. Wir sezten unsere Reise unter Begünstigung eines angenehmen Windes fort, und langten am 8ten Oktober auf der Höhe dieser Insel an. Unsere Schiffahrt war glüklich, indem wir immer guten Wind, aber eine durchdringende Kälte hatten.

---

sie nicht richtig ist, sondern 1696 heissen soll, welches ich jedoch nicht entscheiden kann.

Am Sankt Theresien-Tage passirten wir abermals den Wendekreis, und kamen wieder in die heisse Zone. Ein paar Tage nachher zeigten sich verschiedene Merkmale nahen Landes, welche, ohngeachtet wir noch über fünfhundert Meilen vom Lande waren, unser Herz doch mit Trost und Vergnügen erfüllten. Wir fuhren am dem Kap Negro vorbei. Ob wir gleich hier die Sonne im Zenith hatten, so war die Luft doch so dik und die Winde so kalt, daß ich den Mantel den ganzen Tag nicht vom Leibe brachte, und mich des Nachts mit einer guten Dekke verwahren mußte. Am Allerheiligentage entdekte die Schiffswache, bei Anbruch des Tages, Land. Wir segelten nun denselben ganzen Tag längs der Küste von Benguela mit einem leichten Winde hin, und giengen den folgenden Morgen nahe bei der Stadt desselben Namens in einer Tiefe von neun Klaftern vor Anker.

Das Königreich Benguela, eines der eroberten Länder, welche der König von Portugal in diesem Theile von Afrika besizt, ist ein ziemlich weitläufiges und mit grossen Wüsten angefülltes Land. Die Negern, welche es bewohnen, sind, ausser den wenigen die in der Stadt ihren Aufenthalt haben, Gözzendiener, und leben gleich den Thieren ihres Landes. Der Hauptort des Königsreichs heißt gleichfalls Benguela und wird auch sonst Sankt Philipp genannt. Den Namen einer Stadt verdient er nicht, denn die Vestungswerke und die

Besazzung abgerechnet, gleicht derselbe eher einer Mördergrube. Der König von Portugal hält hier eine Besazzung, die zwar äusserst unbedeutend, aber doch hinreichend ist, die Negern welche weder mit Waffen versehen, noch im Kriege geübt sind, im Zaume zu halten. Die Häuser sind ausserordentlich klein und niedrig, von schlechter Erde erbaut, und mit Gesträuchen und Pfälen bedekt. Die Häuser der Weissen sind mit Gips angestrichen. Ausser zwanzig Weissen und etlich zwanzig Mulatten, die den Garnisonsdienst versehen, bestehen die Einwohner der Stadt aus lauter Negern. Die Luft ist hier so ungesund und schädlich, daß sie sogar den Früchten, welche die Erde hervorbringt, ihre giftigen Eigenschaften mittheilt (!) Die Weissen oder Europäer leben an diesem Orte selten lange. Die Wenigen, denen das Schiksal eine mehr als gewöhnliche Lebensfrist vergönnt, sind so mager und abgezehrt, als ob sie aus dem Grabe auferstanden wären. Die zu Benguela landenden Schiffe halten sich selten länger als einige Tage auf. — Sich vor der Luft wohl zu verwahren, nicht auf der Erde zu schlafen, und keine Speisen des Landes zu geniessen, ist eine Regel, die jeder hier Ankommende sorgfältig zu beobachten hat. Sieht man sich seiner Geschäfte wegen in die Nothwendigkeit versezt, hier bei Jemanden zu speisen, so bringt man seine eigenen Lebensmittel vom Schiffe mit. Leute, die sich hiesiger Lebensmittel bedienen müssen, geniessen sie wenigstens nicht ungekocht, und hüten sich be-

sonders, rohe Früchte zu essen, noch mehr aber Wasser des Landes zu trinken. Wer in diesem Stükke für seine Gesundheit nicht Sorge trägt, bezahlt in wenigen Tagen seine Unbedachtsamkeit entweder mit dem Tode, oder fällt wenigstens in eine schwere Krankheit, aus welcher nur häufiges Blutabzapfen ihn retten kann. Die Hizze ist hier übermässig, besonders Mittags, wo sie fast unerträglich scheint. Vom Nachmittag an bis gegen die Nacht wird sie durch ein kleines Lüftchen ein wenig abgekühlt, sonst wäre es unmöglich hier zu leben. Die hier wohnenden Weissen sind lauter Hauptverbrecher, denen die zuerkannte Todesstrafe in Verweisung verwandelt worden ist, und die von Portugal hierher geschikt werden, um dem König in dieser Garnison zu dienen. Diesen Leuten gilt es gleich, ob sie gesund oder krank sind, wenn sie nur leben. Es regnet hier sehr selten. Der Boden ist fett und fruchtbar, und bringt alle zum menschlichen Leben nöthige Bedürfnisse in Ueberfluß hervor. Wäre das hiesige Klima gesünder und temperirter, dieses Land würde ein Paradies seyn. Die Weissen brachten ehemals Weinstökke in diese Gegend, welche in weniger Zeit in die Höhe wuchsen und Reben bekamen. Die Trauben sind so groß und schwer, als man vielleicht in keinem Lande findet. Eine solche Traube wog oft achtzehn bis zwanzig Funde. So schön sie aber dem Anschein nach sind, und so herrlich sie schmeken, so sind sie doch sehr ungesund. Wein kann man wegen der grossen Hizze nicht aus ihnen ma-

chen. Hier findet man auch einige Feigenfrüchte und Granatäpfel; ingleichen viele andere Früchte in Ueberfluß; allein alle sind der Gesundheit sehr nachtheilig. Zwar versehen sich die Schiffe mit Früchten und Gemüsse; man bedient sich ihrer aber nicht eher, als bis man in ein anderes Klima gekommen ist, wo dieselben durch die Länge der Zeit ihre schädliche Eigenschaft verlieren. Rindvieh gibt es hier in grosser Menge, und wird in dem wolfeilsten Preisse verkauft. Für den Werth eines Thalers bekommt man einen Ochsen. Es ist aber hier weder Gold noch Silber noch Kupfermünze gangbar, sondern statt des baaren Gelds werden Waaren umgetauscht, und zwar in sehr hohem Werth. So groß aber die Zahl des Rindviehes hier ist, so bedienen sich die Negern desselben doch nicht zum Landbau, sondern das Erdreich wird mit einer kleinen Karste umgearbeitet. Das Rindfleisch soll hier so gut und schmakhaft, als das europäische seyn. Es werden aber von einem Ochsen nur die Vorder- und Hinterviertel gegessen, das Uebrige läßt man in der Sonne verwesen. Wenn das geschlachtete Fleisch nicht gleich verzehrt wird, so geht es in Fäulniß über; eingesalzen hält es sich wenige Tage. Eben dieses gilt auch von den Fischen, die in der See bei Benguela gefangen werden. Die Menge der Fische, die es hier gibt, ist unglaublich, und zwar sind es ganz andere Arten, als wir in Europa haben. Der Schiffskapitän befahl einigen Negern, die zu uns an Bord gekommen waren, mit

ihren Angeln zu fischen, und gleich zog einer derselben einen sehr schönen Fisch heraus, welches uns alle in Verwunderung sezte. Wir fiengen binnen zwei Stunden über dreihundert Pfund, meistentheils grosse und eßbare Fische. Als die Negern vom Fischfange zurük kamen, so beschenkten sie mich mit einer ungefähr zwölf Pfund wiegenden Schnur der besten Fische. Um mich einigermassen dankbar zu bezeigen, gab ich jedem Fischer einen kleinen gläsernen Rosenkranz, deren einer zwei Pfenninge kostet. Ich glaubte dabei noch ein Schuldner der Negern geblieben zu seyn. Allein die Schiffleute hielten mich für verschwenderisch, indem ich für diese drei Paternoster eine ganze Barke mit Fischen hätte kaufen können; auch gab wirklich der Schiffskapitän für die ganze Ladung von dreihundert Pfund Fischen, diesen Negern weiter nichts, als einen kleinen Becher Wein und eine Handvoll Maniokmehl. Andere Negern mit getrokneten Fischen bekamen für einen Büschel von dreissig bis vierzig Pfund einen eisernen Fischangel, der eine Pfennige werth war. Ein Kapitän der Weissen lud mich ans Land zum Mittagessen ein, und bewirthete mich mit vieler Höflichkeit. Ich nahm mich aber wohl in Acht, von den Speisen des Landes zu geniessen. Wir hatten weder Brod noch Zwiebak an unserm Tisch, sondern statt dessen Mehl oder Brei von der Wurzel Maniok. Ich befand mich jedoch recht wohl dabei, und spürte auch in der Folge nicht die geringste Unbequemlichkeit davon.

Das Königreich Benguela ist wenig angebaut, indem die Negern sich lieber in den Wäldern aufhalten, wo sie frei und in ihrer Wildheit leben können. Der größte Theil dieser Negern sollen Menschenfresser seyn. Sie gehen meistens ganz nakt, und nur wenige unter ihnen bedekken ihre Scham vorne und hinten mit einem handbreiten Lappen. Wenn sie essen, so nehmen sie den hintern Lappen ab, und bedienen sich dessen statt einer Serviette oder eines Tischtuchs. Ihre tägliche Kost besteht in einer Art gesottenem Mais und in einem Trunk Wasser. Obgleich diese Leute täglich Rindfleisch essen könnten, so bleiben sie doch lieber bei ihrer einmal gewohnten Lebensart, und pflegen ihrer Faulheit. Sowol hier als in den innersten Reichen herrscht unter den Negern die Beschneidung, und sie wissen von diesem Gebrauche keine andere Ursache anzugeben, als daß derselbe schon von alten Zeiten her bei ihnen eingeführt ist.

Alle nach Angola segelnden Schiffe hüten sich, den Haven von Benguela unbesucht vorbeizugehen, weil, wegen der in dieser Gegend gewöhnlichen widrigen Winde, es hernach äußerst schwer hält, Loanda zu erreichen, und man sich oft gezwungen sieht, bis gegen die Goldküste hinauf zu segeln; ja viele Schiffe mußten sogar nach einer Reise von vielen Monaten wieder nach Bahia in Brasilien zurükkehren, welches kurz vor meiner Abreise zwei Missionaren begegnet war.

Sklaven sind der vorzüglichste Handel der hier anlandenden Schiffe. Sie werden für einen sehr geringen Preiß erkauft und nach Brasilien geführt. Ein junger Neger von zwanzig Jahren, kostet zwanzig Thaler. Eine Negerin, weil sie von schwächerer Konstituzion ist, zwei weniger. Schwangere Weibspersonen, oder mit säugenden Kindern, werden, Mutter und Kind, für eine Person bezahlt. Weibsleute, die schon viele Kinder gehabt haben, und folglich alt und schwächlicher als andere sind, werden um einen noch wolfeilern Preiß erlassen. Zur Bezahlung werden Waaren gegeben; indem die Verkäufer alles annehmen, was man ihnen gibt. Am liebsten ist ihnen jedoch eine Art Branntwein, aus Molasses gemacht, in welchem sie sich gerne berauschen, und dann Glasperlen von allerlei Farbe, indem sowol Manns= als Weibsleute sich damit schmükken, und viele Schnüre davon um die Füße und an andern Theilen des Leibs tragen. Dieser Handel wird von Hand zu Hand bis in die tiefsten Wüsten getrieben. Macht man seinen Einkauf in den Wüsten selbst, so geschieht derselbe mit noch größerm Gewinne, und man bekömmt daselbst die Sklaven um die Hälfte wohlfeiler als am Ufer, wohin sie schon an Ketten gelegt, gebracht werden.

Unser Schiff kaufte dreihundert Sklaven männlichen und weiblichen Geschlechts, welche alle nakt auf dem Verdekke zusammen gekrümmt saßen, und wie ein Trupp Affen aussahen. Unter diesen be-

fanden sich einige Giaghi (Schaggaer), welche alle Menschenfresser sind. Das Reich, welches sie bewohnen, ist überaus groß, und gränzt bis an das Königreich Benguela. Sie unterscheiden sich von andern Negern durch eine Platte auf dem Kopfe; denn obgleich alle Negern das Haupt geschoren haben, so scheren jedoch die Giaghi eigentlich nur den dritten Theil desselben. Sie brechen sich auch, wie die andern, die beiden Vorderzähne der Oberkinnlade aus, oder feilen sie weg, und machen sich, um ein hübscheres Ansehen zu haben, drei Rizzen in die Wangen. Es gieng mir sehr zu Herzen, als ich die Leute einschiffen sah, denn man schleppte sie gleich dem Vieh mit Ketten am Halse auf das Schiff. Sie schienen jedoch das Elend, das ihrer wartete, gar nicht zu ahnden, oder fühllos gegen dasselbe zu seyn, und ich erstaunte nicht wenig, als sie frölich und gutes Muths das Schiff bestiegen, und in ihrer Sprache Lieder anstimmten. Fast durch ganz Afrika herrscht der Gebrauch des Menschenhandels. Die Negern verkaufen sich selbst unter einander, sogar Aeltern verkaufen ihre Kinder, Brüder ihre Schwestern, Verwandte ihre Verwandten, und Freunde ihre Freunde, und zwar für die nichtswürdigsten Dinge, als zum Beispiel für etliche Flaschen Branntwein, für ein wenig Tabak u. dgl. Die Nahrungsmittel, die diesen Negern auf dem Schiffe gereicht werden, sind des Morgens eine Schüssel gesottener Maisbrei und ein Trunk Wasser, und des Abends eine Hand voll

Maniok=

Maniokmehl, oder ein Stük getrokneter Fische, und bei dieser geringen Kost waren diese Leute immer munter und vergnügt, schäkerten und lachten beständig. Ohngeachtet der Rohheit und Wildheit dieses Volkes, bemerkte ich doch unter ihnen einen grossen Grad von Humanität, der sogar unter Weissen selten angetroffen wird. Ich warf nämlich einem derselben ein Stükchen Konfekt, von der Gröſse einer Flintenkugel zu, welches er sogleich mit den Zähnen in mehrere Stükke zerspaltete, ein Stükchen davon für sich behielt, und das Uebrige an seine um ihn hersizzende Kameraden austheilte. Man erzählte mir bei dieser Gelegenheit, daß die Negern sich auf ihren Reisen nie mit Lebensmitteln versehen, sondern wo sie unterwegs Jemand über dem Essen antreffen, sich hinsezzen und mitessen, ohne eine Verweigerung zu besorgen. — Nachts trennte man aus guter Vorsorge die Mannsleute von den Weibern, indem man diese nebst den Kindern in den Gang oder die Gallerie verschloß, jene aber auf dem Verdekke ließ.

Es wurden auf unserm Schiffe auch acht Elefantenzähne von beträchtlicher Grösse gekauft, und zwar um einen sehr wolfeilen Preiß. Elefanten gibt es hier in Südafrika in Menge, und ihre Zähne werden jährlich zu Tausenden nach Portugal, Spanien, Frankreich und England ausgeführt. Dem König von Portugal soll vor einigen Jahren die Nachricht gebracht worden seyn, daß hier in Benguela ein Elefantenzahn von ganz ungewöhn-

licher Grösse gefunden worden sey; allein derselbe habe so weit und tief in den Wüsten gestekt, daß es unmöglich war, denselben bis an das Ufer zu bringen. *)

Nach einem viertägigen Aufenthalt in Benguela giengen wir wieder unter Segel. Wir strichen stäts längs der Küste im Angesicht des Landes hin, und langten endlich den 9ten November 1698, nach einer Fahrt von 2 Monaten und 27 Tagen, glüklich zu Loanda an.

Gleich nach meiner Ankunft in der Stadt Loanda begab ich mich zu Herrn Ludwig Cäsar von Menezes, dem General-Gouverneur der von der Krone Portugal in diesem Theile von Afrika abhängenden Länder. Ich brachte ihm ein Paket Briefe mit, welche mir seine Gemahlin eingehändigt hatte.

Alle hier befindlichen Missionare gaben mir den Rath, mich nicht eher aus der Stadt in die Missionen hinaus zu wagen, bis ich erst des Klimas gewohnt wäre, indem man durch einen zu frühen Ausflug in diesem heissen Erdstrich gar leicht in gefährliche Krankheiten verfällt, und es uns hernach an dem nöthigen Beistande gebricht. Dieses Zureden würde mich zwar von meinem Vorhaben nicht ab-

*) Nähere Nachrichten über Benguela, worin diese Nachrichten des P. Zuchelli geprüft werden, folgen weiter unten.

gehalten haben; allein ich mußte mich nach dem Willen des Pater Präfekts richten, und dieser, der sich schon lange in diesen Gegenden aufhielt, ermahnte mich selbst, die Zeit abzuwarten, wo die Hizze sich ein wenig legte, die folglich bequemer sei, in die Wüsten hinaus zu gehen.

Der größte Theil der Stadt **Loanda** besteht aus schlechtgebauten Häusern von Erde und mit Pfählen bedekt; doch hat sie auch viele steinerne mit Ziegeln gedekte Häuser. Nach Verhältniß ihres Umfangs ist sie noch so ziemlich bewohnt. Die Zahl der hier wohnenden Weissen beläuft sich kaum auf viertausend. Um so mehr Negern aber befinden sich hier. Man rechnet ihrer beinahe auf vierzigtausend, davon die meisten Sklaven, und in den Häusern ihrer Herren vertheilt sind. Zu diesen sind noch sechstausend Mulatten zu zählen, welche also zusammen eine beträchtliche Volksmenge ausmachen. Das Klima ist hier, wie überhaupt in diesem Theile von Afrika, ausserordentlich heiß. Es regnet sehr selten, und fällt einmal ein Regen, so verursacht er gemeiniglich Krankheiten. Ein Weisser, der von einem Regen überfallen und tüchtig davon durchnäßt wird, bekommt gewöhnlich ein hizziges Fieber, und zieht sich manchmal auch den Tod zu.

Der Stadt **Loanda** gegen über liegt, in einer Entfernung von drei Meilen, eine kleine Insel, auf welcher das Trinkwasser für diese Stadt geholt wird. Diese Insel hat die Gestalt einer Zunge, und

ist ein und zwanzig Meilen lang und eine halbe Meile breit. Das Wasser daselbst schmekt zwar salpetricht, ist aber der Gesundheit sehr zuträglich. Es wird in grossen Gefässen aufbewahrt, in welchen man es einige Tage destilliren läßt, dann in kleinere Geschirre vertheilt und an einen Ort stellt, wo die Luft streichen kann. An der Spizze der Insel befinden sich gute Vestungswerke, welche die Stadt am Eingang des Havens, gegen das Meer zu, beschüzzen. Auch an der einen Seite der Stadt zeigen sich gute Verschanzungen, die sie vor feindlichen Angriffen sicher stellen.

Diese Stadt hat keine Ringmauern, sondern ist ganz offen; daher kommt es, daß öfters Panther und Löwen, mit welchen dieses Land angefüllt ist, bis in die Stadt hinein auf Raub ausgehn. Kurz vor meiner Ankunft in Loanda, wurde nahe am Terzianer-Kloster, ein Pantherweibchen, welches vielmals schon in die Stadt und bis in die Häuser eingedrungen war, getödtet. Auch gleich nach meiner Ankunft erlegte man bei dem Jesuiter-Kollegium einen Löwen. Beständig liefen, während meines hiesigen Aufenthalts, Nachrichten von dem Schaden ein, den diese Thiere hier unter den Negern anrichteten. Ein Löwe, der einmal Menschenfleisch geschmekt hat, sezt das ganze Land in Schrekken, indem er dadurch nach mehrerem lüstern wird, und nicht ermangelt, immer auf solchen Raub auszugehen. *) Will man seines Lebens sicher seyn,

*) M. s. im V. B. d. W. S. 125. Anm.

so muß alle Mühe angewandt werden, ihn aus dem Wege zu schaffen. Elefanten gibt es auch in diesen Gegenden in grosser Menge; wenn man aber diese Thiere nur in Ruhe läßt, so fügen sie Niemand Schaden zu. Sucht man sie aber zu fangen oder zu tödten, dann unterlassen sie freilich nicht, sich gegen ihre Verfolger zu wehren, ja sie selbst anzufallen. Die Negern der Wüsten bringen viele Elefantenzähne in die Stadt, und verkaufen sie um sehr geringen Preiß. Ich sah einst über hundert und fünfzig Sklaven des Gouverneurs, alle mit Elefantenzähnen auf den Schultern, welche sie nach dem Ufer brachten, um sie auf ein Schiff zu laden.

Das Unheil, welches Löwen, Panther und Leoparden *) in diesem Lande anrichten, wird durch die Krokodille und Flußpferde noch vermehrt. Diese Thiere halten sich in den Flüssen von Massangano, Dande, Bengo, Embriso und Zaire auf, und fügen den Leuten sowohl auf dem Wasser als auf dem Lande grossen Schaden zu. In diesen Flüssen, besonders im Zaire und Massangano, gibt es auch Manatis **). Man findet hier auch Ottern, grosse Schlangen, Zibetkazzen, u. s. w. Die vornehmen Personen in Loanda halten solche Kazzen

*) Zuchelli nennt immer Tiger neben den Löwen. Es gibt aber keine Tiger in Afrika, hingegen Panther, Leoparden, Tigerkazzen u. s. w. (M. s. im V. B. d. W. S. 129. u. ff.)

**) M. s. im V. B. d. W. S. 115.

in ihrem Hause, bewahren sie in Käfigen auf, und nehmen ihnen ein paarmal wöchentlich mit einem kleinen Löffel das Zibet aus. Hier wird auch das Kameleon angetroffen. Alle hier in Niederguinea befindlichen Affenarten, sind von denen in Brasilien verschieden *). Hier gibt es kleine, mittelmässige und grosse Affen. Da diese Thiere sehr geil sind, so trägt es sich öfters zu, daß Negerinnen sich mit den grossen Affen vermischen, und davon Monstra zur Welt bringen. Vor etlichen Jahren ereignete sich selbst hier in der Stadt Loanda der Fall, daß zwei Negerinnen auf solche Art Affen zu Welt brachten. Einen davon bekam der Gouverneur, der ihn hernach mit nach Lissabon nahm; und der andere wurde unsern Missionaren zu Loanda geschenkt, welcher einige Jahre im Hospitio lebte und hernach starb. Wer ihn gesehen hat, versichert, er habe der äusserlichen Gestalt nach, mehr einem Menschen, als einem Affen geglichen **). Wallfische gibt es hier in grösserer

*) Ganz richtig, die Affen der neuen Welt, sind von denen der alten Welt wesentlich verschieden. (M. s. Zimmermann's geographische Geschichte des Menschen ꝛc.)

**) Man hält diese Geschichten alle für Mähren, und unsre neueren Physiologen bezweifeln die Möglichkeit einer fruchtbaren Vermischung zwischen Affen und Menschen. (M. s. Zimmermann's geographische Geschichte und Blumenbach de varietate gen. hum.)

Menge, als in Brasilien; allein es ist Niemand darauf bedacht, sie zu fangen, indem die Leute hier statt des Wallfischthrans ein gewisses Oel, das die Frucht des Palmbaums liefert, brennen, und sich auch des Thrans von einem andern Fische, Chelme genannt, bedienen, welches beides besser zum Brennen, und hier im Ueberfluß ist.

Die hiesigen Weissen, welche grosses Vermögen besizzen, haben jederzeit dreissig bis vierzig Sklaven zum Dienst in ihren Häusern. Wer nicht so bequem leben kann, hält verhältnismässig weniger, nachdem es die Umstände erlauben. Die weissen Frauenzimmer haben hier zu Lande, besonders bei ihren Niederkünften, sehr viel auszustehen, und verlieren dabei öfters das Leben. Nach der einmal hier angenommenen Gewohnheit sizzen die Weiber alle auf flacher Erde, und in der Kirche auf einem Teppich, umgeben von einem Trupp Sklaven zur Aufwartung. Dieses Gefolge von Sklaven macht einen bunten Anblik, der mich öfters an unsere Karnevals erinnerte, denn die Negern sehen wegen ihrer natürlichen Farbe und ihres Anzugs ohnehin schon wie Verlarvte aus, und verunstalten sich noch mehr, da sie die Stirne, ja oft das ganze Gesicht mit Farben beschmieren, und manchmal gar ein Pflaster auf der Nase liegen haben. — Die Blattern sind hier eine gefährliche Plage. Sie werden gleich epidemisch, und verursachen, wenn sie grassiren, ein grosses Sterben unter den Negern. Ich sah hier ein besonderes Spiel der Natur. Nemlich ein Car=

meliter hatte einen von einem schwarzen Vater und einer schwarzen Mutter gebornen Sklaven, der vollkommen weiß war, und nicht das geringste Merkmal von Schwärze an sich hatte; selbst sein Hauptshaar glich gesponnenem Silber. In Ansehung der Gesichtszüge, der krausen Haare und der stumpfen Nase, kam er übrigens völlig mit andern Negern überein. *)

Wer hier ein wenig splendid lebt, läßt sich in einem Nezze tragen, und hat einen Sklaven nebenher gehen, der einen grossen Sonnenschirm, den man im gemeinen Leben Sonnenhut nennt, über ihn herhält. Auch wer zu Fuß geht, läßt einen solchen Schirm über sich hertragen. An Lebensmitteln, als an Brod, Wein, Oel, (Käse und dergleichen europäische Speisen ausgenommen) ist hier kein Mangel, auch an Ochsen, Schafen, Schweinen, Hünern und dergleichen gebricht es nicht; vorzüglich aber sind Fische hier im Ueberfluß. Da der Boden sandig und unfruchtbar hier herum ist, so werden keine grüne Gemüße hier gezogen, sondern müssen von Bengo und Dande gebracht werden, wo man sie an den Flüssen zieht, und den Samen dazu aus Portugal kommen läßt. Man hat alle in Brasilien befindlichen Gewächse nach Angola ver-

*) Dies ist kein Spiel der Natur, sondern die Wirkung einer unter manchen Negervölkern nicht seltenen Aussazähnlichen Krankheit, welche diese Blafards oder Albinos hervorbringt.

pflanzt. Ananas trift man hier in grosser Menge an. — Auch gibt es noch eine vortreffliche Frucht hier, welche Grafenfrucht genannt wird, weil sie ein Graf aus Ostindien in dieses Land gebracht haben soll *). Zedern, Pomeranzen und Zitronenbäume sind dem hiesigen Lande eigenthümlich. Zu Loanda, in Bengo und Dande gibt es auch Feigenbäume und Weinstökke, allein beide kommen zu keiner Vollkommenheit. Melonen und Kürbise findet man auch hier. Salz wird zu Benguela gemacht, und diese ganze Küste damit versehen. Die Negern bedienen sich jedoch desselben nur wenig, indem sie meistens ihre Speisen ohne Salz essen. Die in diesem Lande gewöhnlichsten Krankheiten sind heftige Kopf- und Lendenschmerzen, ingleichen Hämorrhoiden, welche den Menschen schwach und zu allen Geschäften untüchtig machen. Der Gesundeste ist diesen Zufällen ausgesezt. Laue Bäder und Klistire von frischem Wasser, nebst Pomeranzensaft, sind die Mittel, deren man sich darwider bedient. Achtet man diese Krankheiten nicht, so entstehen am Ende hizzige Fieber, die so heftig sind, daß sie den Patienten manchmal des Verstands berauben. Häufiges Aderlassen an den Füßen ist das beste Mittel dieses Fieber zu vertreiben. Ich habe die Merkmale dieser Kur an den Missionaren, die vor mir hierher gekommen, gesehen, indem ihre Füße nicht wenig von Lanzettenstichen gezeichnet waren. Wer aus

*) M. s. weiter unten die Naturgeschichte.

Italien nach Kongo reist, geht von einem Extrem zum andern; indem er sich aus dem gemässigtsten in das heisseste Klima begibt. Um daher hier einer guten Gesunndheit zu geniessen, muß man vorher das alte Blut wegschaffen, und es dann durch Speisen des Landes wieder ersezzen *), muß keinen Wein, sondern lauteres Wasser, und öfters Palmsekt trinken. Hat man auf diese Weise sich neues Blut und neue Kräfte verschafft, so empfindet man die Hizze dieses Klimas, von der diese Krankheiten gewöhnlich herrühren, schon nicht mehr so stark. Es sind aber die hiesigen Speisen zwar wolschmekkend, geben aber keine so gute Nahrung wie die unsrigen in Europa. Wahrscheinlicherweise ist das viele Aderlassen die Ursache der bleichen Gesichtsfarbe der hiesigen Weissen. Diese lassen gewöhnlich einige ihrer Negern im Aderlassen unterrichten, wozu sie Lanzetten aus Portugal kommen lassen. Es gibt noch eine andere Krankheit hier, die in einem leichten Fieber besteht, und von keiner Bedeutung zu seyn scheint, aber mit der Zeit den Menschen ganz kraftlos und zu allen Dingen unfähig macht.

Den Negern sind allerhand heilsame Kräuter und verschiedene purgirende Mittel bekannt; allein wir Missionare bedienen uns nie derselben, sondern versehen uns aus Europa mit Medikamenten. Wer in diesen heissen Ländern Medizin nimmt, darf denselben ganzen Tag sich nicht der Luft aussezzen,

*) Ein seltsamer Gedanke!

weil sonst die Medizin öfters die schlimmsten Wirkungen hat, und den Menschen manchmal der Sinne beraubt.

Unser Hospitium ist von Stein und Kalk gebaut, und von einem kleinen italienischen Kloster wenig verschieden. Es hat eine gute Lage, in der Mitte der Stadt, auf einem erhabenen Ort, wo die Luft streichen kann. Unsere Hospize in den Wüsten sind freilich nicht so beschaffen; diese sind niedrig, und entweder von schlechter Erde oder von Palmzweigen und Schilf gebaut, und mit Reisig und Blättern gedekt, welches ihnen mehr das Ansehen einer Hirtenhütte, als der Wohnung von Ordensbrüdern gibt. An Buß und Festtagen erblikt man hier nicht, wie vor den Kirchen in Europa, eine Menge Kutschen, sondern statt deren, Nezze und Sonnenschirme mit einer Menge Negern umgeben; man trift auch an einem solchen Feste, aussen vor der Kirchthüre, öfters einige Negern an, welche auf Marimben, den musikalischen Instrumenten der Negern, spielen. Dies Instrument besteht aus der Hälfte eines grossen Reifs, an welchen zwei Duzzend mit einem dünnen Fell überzogene Fläschchen von ungleicher Grösse reihenweisse durch eine Schnur bevestigt sind, und mit zwei hölzernen Schlägeln gespielt werden. Wenn dieses Instrument von den Negern mit Kunst gespielt wird, lautet es wie ein Glokkenspiel und hat keinen unangenehmen Klang. Mit diesen Marimben pflegen die Negern ihre Feierlichkeiten zu begehen, indem sie dabei tanzen und Gaukeleien machen.

Die Einwohner der Reiche Angola und Kongo sind zwar schon seit vielen Jahren zum Kristenthum bekehrt, allein sie führen doch mehr ein heidnisches als kristliches Leben. Dies rührt theils von ihrer Rohheit, und theils von der Seltenheit der evangelischen Arbeiter her; indem, wegen der Grösse dieser Länder, manchmal acht bis zehn Jahre hingehen, ehe die Negern in den Banzen und Libatten, (so werden ihre Städte und Dörfer genannt) das Angesicht eines Priesters zu sehen bekommen. Diese Leute, die ohnehin von Himmel und Hölle wenig wissen, sind blos bedacht, den Reizungen ihrer Sinne zu folgen, und so vergnügt als möglich zu leben. Geht ein Missionar in die Wüsten, und läßt durch die Mani und Sova, die Gouverneurs der Städte, das Volk in die vornehmsten Banzen und Libatten zusammen berufen, so eilt dasselbe doch gleich wieder nach seinen Hütten, und er muß es in wenig Tagen wieder auseinander gehen lassen. Der Missionar selbst muß seine Verrichtungen beschleunigen, um, noch ehe die Regenzeit sich einstellt, wieder in seiner Behausung zu seyn. Der Regen hat in diesem Lande eine bestimmte Zeit, in der er fällt. Er fängt gegen Ende Oktobers an, und dauert den November und Dezember hindurch, wo immer von Zeit zu Zeit ein feiner Regen fällt, welcher der kleine Regen genannt wird. Der Januar und Februar sind trokne Monate. Im März und April aber fallen hier die grossen Regen. Diese sechs Monate sind die heißesten im Jahr. Hierauf

folgen die weniger heissen oder die kühlen Monate, Mai, Junius, Julius, August, September und fast der ganze Oktober, in welchen es gemeiniglich nie regnet. Dieses ist eine allgemeine Wetterregel in diesem Lande. Zwar ist in der troknen Jahrszeit der Himmel oft sehr trübe und mit Wolken überzogen, allein es sind lauter unfruchtbare Wolken. Von dieser Wetterregel sind jedoch einige Gegenden von Kongo auszunehmen, wo es zuweilen auch in den troknen Monaten regnet.

Um die Negern von ihren unordentlichen Heurathen zu einem ordentlichen kristlichen Ehebündnis mit einer Frau zu bringen, kostet den Missionaren grosse Schwierigkeiten; denn diese Leute leben alle im Konkubinat, und haben ihr nächsten Verwandten, ja öfters ihre eigenen Schwestern zu Beischläferinnen. Sie halten es für ein gar zu hartes Gesez, ihre ganze Lebenszeit sich mit einer Frau zu verbinden. Ohngeachtet aller Bemühungen der Missionar im Reiche Ginga, *) war es ihnen doch nicht möglich die dasige Königinn von ihrem üppigen Leben, das sie mit einer Menge Buhler führte, zu einer rechtmässigen Ehe mit einem derselben zu bereden, ob sie gleich schon betagt war, und viele Kinder gehabt hatte.

Auch die Zauberer und Schwarzkünstler machen

*) Ohne Zweifel Matamba, welches die Königinn Anna Zinga beherrschte, von welcher hier die Rede ist. (Davon unten ein Mehreres).

uns viel zu schaffen. Diese Leute sind zugleich die Aerzte der Negern und ihre Kuren bestehen meistens in abergläubischen Mitteln. Sie begeben sich oft von einer Menge Volks umringt in die dikſten Wälder, wo sie geheime Zusammenkünfte halten, unter Pauken- und Marimbenschall Opfer bringen, und ganze Nächte bei Mondenschein in unzüchtigen Tänzen hinschwelgen. Die Negerweiber im Königreich Angola begeben sich, wenn sie niederkommen wollen, in den Wald hinaus, wo sie gebären, und hernach sich in einen Fluß tauchen, um sich wieder zu reinigen. Im Königreich Kassanga, welches die Schaggaer bewohnen, legt der Mann, sobald die Frau niedergekommen ist, sich zu Bette, und die Frau muß ihm aufwarten. *)

Das Königreich Kongo ist, wenn man auch die Reiche Ginga, Matamba, Kassanga, Ngojo, Kakongo und Zonzo abrechnet, **) ein sehr weitläufiges Reich, das Frankreich an Grösse wenig nachgibt. Es wird in sechs Provinzen abgetheilt, davon jede wieder kleinere Provinzen in sich begreift. Sie heissen Sundi, Bamba, Pango, Sogno, Pemba und Batta, von welchen beson-

*) Diese seltsame Sitte findet man auch bei anderen Völkern, z. B. bei den Wilden am Oronokoflusse, bei einigen tatarischen Völkern, u. s. w. ja sogar in Bearn in Frankreich. (M. s. Demeunier, Ueber die Sitten der Völker, I. S. 159.)

**) Dies sind meistens nur Namen von kleinen Landschaften. (M. s. weiter unten die Länderbeschreibung.)

ders Sundi und Bamba so groß sind, daß in den vorigen Zeiten ihre Fürsten Armeen von vierhunderttausend Mann mit Pfeil und Bogen ins Feld stellen konnten *). Heutzutage ist jedoch diese Menge ziemlich geschmolzen, und zwar, wie ich glaube, durch den Sklavenhandel.

Wir haben in diesem Theile von Afrika acht Missionen. Die Hauptmission ist zu Loanda, wo der Pater Präfekt seinen Siz hat. Die übrigen Missionen sind zu Bengo, Massangano, Dande, Kanede, Sogno, und Emgus.

Manns- und Weibspersonen gehen hier nakt; die Sovi und Mani ausgenommen, welche bei ihren Amtsverrichtungen ein kleines von Alikondawurzel geflochtenes Müzchen auf dem Kopf und in der Hand einen Stab tragen. Die Missionare konnten anfänglich kaum von den Negern erhalten, daß

*) Dies ist übertrieben! Das Reich Kongo ist, nach seinem jezzigen Länderbestande nicht über 5000 Quadratmeilen groß, und kann bei den grossen Wüsten, die es umfaßt, gewiß kaum tausend Einwohner auf einer Quadratmeile zählen, welches für obige runde Zahl eine Summe von fünf Millionen Menschen gäbe, die gewiß noch zu hoch ist. Dennoch können hier grosse Armeen sich sammeln, wenn nämlich alle Mannsleute die Waffen ergreiffen. Bamba wird nach ungefährer Schäzzung nicht über 300 Q. M. groß seyn, und gewiß nicht über 300,000 Einwohner fassen; folglich müßten schon alle Mannspersonen vom Knaben bis zum Greisen zu Felde ziehen, wenn nur Einhunderttausend Mann gestellt werden sollten.

sie nur ihre Scham bedekten. Wir sind indessen sehr darauf bedacht, nach und nach immer mehr Sittlichkeit unter ihnen einzuführen. Die Negern haben zwar Häuser oder Hütten, halten sich aber wenig darin auf. Wenn ein Neger Feuer sieht, so naht er sich demselben, und wärmt sich, wie bei der größten Kälte. Die Negern sizzen, essen und schlafen auf blosser Erde. Ihr ganzer Hausrath besteht in einigen Schüsseln zum kochen, einigen Wassergefässen, einer Karste, etwa einem Beil zum Holz fällen und dergleichen Dingen. Sie suchen ihren Lebensunterhalt von einem Tag zum andern; und sind bei ihrer anscheinlichen Armut stets frölich und vergnügt.

So oft zu Angola ein neuer Gouverneur gesezt wird, welches alle drei Jahre geschieht, schikken die angränzenden Könige Gesandte dahin, demselben zu seiner Ankunft Glük zu wünschen und das gute Vernehmen mit den Portugiesen zu erneuern. Eben als ich zu Loanda war, langte der Gesandte des Königreichs Kassanga an. Es war ein altes betagtes Männchen, und hielt seinen Einzug auf folgende Art. Erstlich kamen Negern mit musikalischen Instrumenten, nämlich mit Trommeln, die aus einem ausgehöhlten, und mit einem Fell überzogenen Stük Holz bestehn, und mit der Hand geschlagen werden, mit aus kleinen Elefantenzähnen verfertigten Trompeten, die einen abscheulichen Ton geben, und mit Marimben. Sie tanzten dabei und sangen Loblieder auf ihren Gesandten ab. Nach diesem Schwarm von Negern folgte, mit einer kleinen

Müzze

Mützze auf dem Haupt, einen Stab in der Hand, und umgeben von etlich und vierzig Bogenschüzzen, der Ambassadeur selbst. Er sowohl als sein Gefolge tanzten alle. Der Gouverneur empfieng ihn unter einem Thronhimmel, wo derselbe niederkniete, hinten auf seine Fersen sezte, dreimal die Hände übereinander schlug, und dann sich auf die Erde niederließ. Hier brachte er mit Hülfe eines Dollmetschers seine Sache vor. Und als er mit einem abermaligen Händeklatschen beschlossen hatte, beschenkte er den Gouverneur mit zwölf Sklaven, welches dieser durch allerhand europäische Waaren erwiederte. Hierauf kehrte der Alte freudig und vergnügt in sein Land zurük.

Nach einer ausgestandenen heftigen Krankheit, der jeder, in diese Gegenden Ethiopiens kommende Fremde, ausgesezt ist, und welche die Krankheit des Landes genannt wird, wurde ich endlich von unserm Präfekt zur Mission nach Sogno ausersehen. Sogno liegt ungefähr vierhundert Meilen von Loanda. Man wählt gewöhnlich den Weg zur See dahin, weil der zu Lande zu weit und zu beschwerlich seyn würde. Wir hatten ein offnes Schiffchen ohne Kajüte, und standen sehr viel auf dieser Reise theils vom Regen, und theils von Skorpionen, die sich in dem Schiffe befanden, aber nicht so gefährlich wie die europäischen sind, aus. Nach einer achttägigen Schiffahrt ankerten wir spät des Abends vor der Spizze des Vorge-

birgs Padron, da wo der Fluß Zaire, einer der Flüssen des ersten Rangs in Afrika, dessen Mündung dreißig Meilen breit ist, sich ins Meer ergießt. In diesem Strome befinden sich viele Inseln, welche, ohngeachtet der daselbst herrschenden ungesunden Luft, alle von Negern bewohnt sind. Wir passirten das Vorgebirg Padron, und liefen in den Zaire ein, wo uns der Fürst von Sogno ein Fahrzeug entgegenschikte, um uns weiter den Fluß hinauf zu bringen. Als wir sieben Meilen gefahren waren, kam der Fürst von Sogno selbst, nebst einem Missionar des dasigen Hospizes in einem Kahn an unser Schiff, und fuhr mit uns bis Pinda, wo wir ans Land stiegen, und von einer grossen Menge Volks empfangen wurden. Wir sezten hierauf in Nezzen unsere Reise weiter nach Sogno fort, umringt von einer Menge Negern, welche truppweise bei den Nezzen herliefen, und um die Ertheilung des Segens baten. Unter diesen befanden sich auch unsere Dollmetscher, denen wir den Titel Kirchenmeister gaben. Diese Leute sind meistens Anverwandte des Fürsten, durften sich aber, ohngeachtet ihres Rangs, nicht in Nezzen tragen lassen, sondern mußten zu Fusse laufen. Auf dem halben Wege zwischen der Libatte von Pinda und der Banze von Sogno wurden wir mit Trommeln, die beinahe wie Bienenkörbe aussahen, und einen etwas dumpfern Schall als eine Pauke hatten, und mit Trompeten von Elefantenzähnen empfangen. Mehr als

sechstausend Menschen kamen hier zusammen, unter welchen viele Lieder in ihrer Sprache absangen, und einige sogar von Zeit zu Zeit Salven aus Musketen gaben, die sie von den Engländern und Holländern eingehandelt hatten. Sie wußten aber so wenig damit umzugehen, daß sie, wenn sie dieselben losbrannten, das Gesicht weghielten, und hernach sogar aus den Händen fallen liessen. Sie waren aber doch allemal sehr erfreut über den Knall. Unter dieser Begleitung kamen wir in der Banze von Sogno an, und hielten gleich mit sechs Fahnen eine öffentliche Prozession nach der Kirche des heiligen Antonius.

Der Fürst besaß einen guten natürlichen Verstand, und hatte von unsern Missionaren die portugiesische Sprache ein wenig erlernt. Ungeachtet er schon an der Regierung war, versah er doch noch immer seinen vorigen Dienst als Kirchenmeister, und wiederholte dem Volk die von uns gehaltenen Reden in seiner Muttersprache. Wenn Klagen wider ihn einliefen, so ermangelten wir nicht, unsre Autorität zu zeigen, und ihm derbe Verweise zu geben, welche er auch mit größter Demuth annahm. *) Seine gewöhnliche Kleidung ist von der seiner Unterthanen in nichts verschieden, ausgenommen, daß er, wenn er etwa in die

*) Davon haben wir in Merolla's Reisebeschreibung schon manches Beispiel gesehen!

Kirche oder in das Hospiz geht, einen schwarzen Mantel über die bloßen Schultern hängt. Allein, als er sich einst in seinem fürstlichen Pomp zeigte, trug er ausser dem Mantel auch ein kleines von Palmblättern geflochtenes Müzchen auf dem Haupt, und hatte nicht nur viele Schnüre rother Korallen und Muscheln, sondern auch grosse Rosenkränze von weissem durchsichtigem Glas, und messingene Ketten um den Hals, die bis auf die Knie herab hiengen, welcher Zierrath auf zehen Pfunde wog. An den bloßen Füssen trug er ein paar karmosinrothe sammtene mit goldenen Spizzen bordirte Pantofeln, welche er von den Engländern bekommen hatte. *) Keiner der Unterthanen unterstand sich stehend mit dem Fürsten zu reden, sondern, wenn sie ein Gesuch bei demselben hatten, fielen sie auf ihre Knie, sezten sich zurük auf die Fersen, und schlugen die Hände in einander. Beschenkt der Fürst einen derselben, oder erzeigt ihm sonst eine Gnade, oder hat eine Strafe auf ihn ergehen lassen, so beobachtet dieser eben die Zeremonie, und streut, zu mehrerer Bezeugung seiner Unterthänigkeit, dreimal Sand auf sein Haupt, Schultern und Augenbraunen. Die Provinz Sogno ist von grossem Umfang und sehr bevölkert, wie man aus der Anzahl der Getauften einigermassen abnehmen kann. Man trift hier weder Städte noch

*) Die Titelvignette dieses Bandes stellt einen Fürsten von Sogno in seinem beßten Puzze vor.

Vestungen an, sondern das ganze Land besteht in bewohnten Wäldern und Wüsteneien. Vor einigen Jahren war der Fürst von Sogno im Krieg verwikelt, und stellte eine Armee von mehr als dreimal hunderttausend Mann ins Feld. (!) Dies würde unglaublich scheinen, wenn nicht bei dergleichen Fällen alles, was Pfeil und Bogen tragen kann, mit in den Krieg ziehen müßte. Bloß Weiber, Kinder und alte Leute bleiben zu Haus und besorgen das Hauswesen. Ohngeachtet seit einigen Jahren diese grosse Anzahl Menschen sich ziemlich vermindert hat, versicherte mich doch der Fürst, daß er binnen vier und zwanzig Stunden, bloß in der Gegend von Sogno und den angränzenden Maniaten, eine Armee von fünfzig tausend bewaffneter Mannschaft aufbringen könnte. Die Art, eine Armee zu versammeln, ist folgende: Die Negern halten die Hände vor den Mund, und fangen ein gräßliches Geheul an. Sobald dieses sich durch die Libatten verbreitet, greift alles zu den Waffen, und jeder Mani führt seine Leute auf den Versammlungsplaz. Die Negern halten beim Kriegführen nicht die mindeste Disciplin oder Ordnung, und ihre Tapferkeit haben sie mehr in den Füssen als Händen, indem sie gar bald ihrem Feind den Rükken zukehren, und sich so lange in den Wüsten verbergen, bis es ihnen Zeit dünkt, aus diesem Zufluchtsort sich wieder hervor zu machen und ihre Feinde von neuem anzufallen. Ihre Kriege sind daher oft in wenig Tagen zu Ende gebracht, und

sie gewinnen dabei selten eine Handbreit Land, es sei denn, daß der Fürst des Landes selbst unter den Todten bliebe; denn da es keine Städte und Vestungen giebt, so kann sich der Feind nicht halten; und brennt er die Wohnungen ab, so sind diese, so bald das Land geräumt ist, in wenig Tagen wieder aufgebaut. Ihre Hauptabsicht geht daher bei ihren Kriegen dahin, viele Sklaven zu machen, die sie hernach auf die Schiffe verkaufen. Sind die Ueberwinder Menschenfresser, so legen sie die im Treffen gebliebenen Feinde auf hölzerne Gabeln, braten sie, und geben ihnen ein Begräbniß in ihrem Leib.

Ohngeachtet der Erdboden hier sandig zu seyn scheint, so wird man doch bei näherer Untersuchung gewahr, daß derselbe aus einer leichten Erde besteht, die vermögend wäre, alle Arten Früchte hervorzubringen. Wegen Mangel an Steinen werden hier die Häuser aus Palmbaumästen gebaut, sie binden sie zwischen ins Vierek aufgerichtete Pfähle; diese dekken sie hernach mit Aesten in der Form eines Ziegeldachs zu, und füllen es mit Blättern aus. Nur in der Mitte einer solchen Hütte kann man aufrecht stehn, und berührt auf beiden Seiten die Wand, wenn man die Hände ausstrekt. Unser Hospizium ist auf die nämliche Art gebaut, aber weit breiter, höher und bequemer. So viel Zellen und Stuben in einem Kloster sind, aus so vielen nicht weit von einander entfernten Häuschen besteht dasselbe. Die Kirche

aber ist nach einem weit grössern Maasstab gebaut, und kann bei sechstausend Menschen fassen.

Die wohlhabendsten Negern, ja selbst der Fürst, essen nur selten gekochte Speisen. Schlachten sie einmal eine Ziege oder ein Schwein, so stehen sie nicht eher vom Essen auf, bis alles aufgezehrt ist. Ihre gewöhnliche Nahrung besteht in Zugemüsse und Früchten des Landes. Ihre Art zu essen ist eben nicht appetitlich; statt des Löffels bedienen sie sich der Hände, statt der Gabel der Finger, und wenn sie sich brav beschmuzt haben, wischen sie ihre Hände am bloßen Leib oder an den Haaren auf ihrem Kopf ab. Der Fürst gibt wöchentlich einmal den Vornehmsten der Banze ein öffentliches Gastmal, wobei die Speisen in einem Brei und einem Gericht Fleisch oder Zugemüsse bestehn. Obgleich sonst der Fürst mit seinen Gästen auf blosser Erde zu sizzen und aus Einem Topf mit ihnen zu essen pflegte, so haben wir ihn doch dahin gebracht, daß er jezt ein wenig abgesondert auf einer kleinen Bank sizzet, und aus einer zinnernen Schüssel ißt. Die Fürstinn hingegen speißt, abgesondert vom Fürsten, aus einer hölzernen Schüssel.

Ehe noch Missionare in diese Gegend gekommen waren, gieng das männliche und weibliche Geschlecht ganz nakt. Jezt haben wir es dahin gebracht, daß sie ihre Scham mit Tüchern aus Palmbäumen bedekken. Die Vornehmsten tragen ein aus Empus oder aus Fäden von Palmblättern gewirktes Nez

über den Schultern und um die Brust her. Sie haben noch ein anderes ein wenig enger gestriktes Nez vorne am Halse oder hinten über den Schultern herunter hängen, das ihnen statt einer Tasche dient. Hier wie in den andern Provinzen von Kongo, dienen die Zimbos oder Muscheln statt der Münze. Was jedoch in dieser Provinz noch eher als Münze betrachtet werden könnte, ist das Libongo. Dies ist ein glattes aus Palmblättern gewirktes Tuch, von der Grösse eines Schnupftuchs. Für ein Kind zu taufen bekommen wir gewöhnlich zwei Libongen, wir haben viele tausend derselben in unserm Hospizio liegen; wofür wir Lebensmittel einkaufen. Der vornehme Neger unterscheidet sich vom gemeinen Volk weder durch Kleidung noch durch ein Gefolge von Sklaven. Die Negern welche frei sind, und andere Negern als Sklaven unter ihrer Herrschaft haben, machen in gewissem Betracht hier den Adel aus; jedoch hält sich auch jeder, der nur kein Sklave ist, er sei auch noch so gering, für einen Edelmann, und kann Fürst und König werden. Es sind aber nur Wenige, die sich dieser Freiheit rühmen können, indem beinahe die ganze Nazion in der Knechtschaft schmachtet. Wer von ihnen frei ist, weiß sich soviel damit, als wenn seines Gleichen nicht in der Welt wäre. Die Vornehmsten, ja selbst der Fürst, schämen sich nicht die niedrigsten Arbeiten, als z. B. das Land, oder Häuser zu bauen und dergleichen. Die Mani oder die Statthalter in den Banzen dieser Provinz hängen alle

vom Fürsten ab, der sie ein und wieder absezt. Hier gibt es viele Mani, indem der Staat aus dreissig Banzen besteht, welche eben so viele Maniaten ausmachen. Die vier vornehmsten Mani haben den Titel der Wahlherren, weil die Wahl des Nachfolgers des Fürsten auf ihnen beruht. Allein, da sich gemeiniglich der Mächtigste mit Gewalt auf den Thron sezt, so haben sie diesen Titel im Grunde nur dem Namen nach. Jeder Mani hat zuweilen zehn, zwanzig, ja manchmal vierzig und fünfzig Libatten in seinem Gebiet, in welche er wieder ein Oberhaupt sezt, welches Makalunto genennt wird, und so viel als Oberer bedeutet. Das Maniat von Chiova ist das größte, das unter Sogno steht. Zu meiner Zeit war der Bruder des Fürsten, Mani dieser Provinz. In diesem Gebiete werden die gefärbten Libongen, die man gewöhnlich bongische Tücher nennt, verfertigt, die durch die Verschiedenheit der Arbeit sich von den glatten Libongen, die statt Münze dienen, unterscheiden. Unsere Missionaren lassen aus dergleichen Libongen Tapeten, Küssen und andre Dinge machen. Diese Libongen sehen sehr gut aus, und sind ziemlich stark und dauerhaft. Nach der Verschiedenheit der Arbeit haben sie auch verschiedene Namen. Die disseits des Flusses Zaire in den Reichen Loango, Rakongo und Ngojo verfertigten hält man, weil sie aus feinem Empus sind, für die besten. Zu Verfertigung dieser Libongen stekken die Negern zwei Hölzer in die Erde, knüpfen die Faden von Empus daran

und weben hernach mit zwei subtilen Stäbchen von Baumrinden damit, bis die Libonge fertig ist, worauf sie dieselbe mit einem Eisen beschneiden, und ihr dadurch das Ansehen von arabischem Sammt geben. Die hier anlandenden Schiffe suchen diese Libongen sehr auf, und nehmen sie als eine Seltenheit mit in ihr Land.

Es kostete uns Anfangs Mühe, uns an die Speisen dieser Länder zu gewöhnen; mit der Zeit fanden wir Geschmak daran. Gebakner Bessus von Karmina *) war unser Brod, Palmsekt unser Wein. Oel des Palmbaums diente uns zur Butter. Fische sind in Ueberfluß. An Hünern, Schweinen, Ziegen fehlt es auch nicht. Wildpret allerlei Art gibt es in Menge; die Neger achten es aber nicht. Ihr vorzüglichstes Wildpret sind Mäuse, welche mit Haut und Haar gebraten und verzehrt werden. Heuschrekken sind auch eine Lekkerspeise der Negern. Merken die Neger, daß wir vor diesen Speisen einen Ekkel haben, so glauben sie, wir wüßten nicht was gut ist.

Vor Einführung des Kristenthums wußte man hier nichts von den Titeln König, Fürst, Herzog, Graf, u. s. w. sondern der höchste Titel war Mani oder Oberhaupt, eine Benennung, die jezt blos den Statthaltern gegeben wird. Die Negern sind sehr

*) Wenn dies nicht Maniok bedeutet, so läßt es sich nicht wol errathen, was es seyn soll. M. s. weiter unten den § von den Speisen der Negern.

gierig nach diesen neu eingeführten Titeln. Der Fürst von Sogno, weil er mächtiger als der von Sundi und Bamba ist, wollte auch einen vornehmen Titel haben, und nannte sich Graf. Seit ihm aber dieser Irrthum benommen worden, läßt er sich Großfürst nennen.

Wäre dieses Land von Europäern bewohnt, unglaubliche Schäzze würden sich daraus ziehen lassen; denn das Erdreich ist sehr fruchtbar, und verspricht des Jahrs eine dreifache Aerndte. Die hiesigen Einwohner sind zu träg, um dasselbe ordentlich anzubauen. Die Holländer trafen bei ihrer ersten Ankunft Muskatennußstauden hier an. (!) Es gibt viele seltne Holzarten hier. Aus vielen Umständen läßt sich schliessen, daß es auch Gold- und Silberbergwerke hier gibt; allein die Negern wollen nichts davon wissen, aus Furcht, wir Europäer möchten sie sonst aus ihrem Lande vertreiben. Eisen ist das einzige Metall, von dem sie Gebrauch machen, und welches sie aus einem in dem Maniat Emdari befindlichen Bergwerk holen. Daß dieses Land viel heilsame Kräuter hervorbringe, läßt sich nicht wol bezweifeln; es gibt aber auch viele giftige Kräuter, deren sich die Negern bedienen, einander aus dem Wege zu schaffen, indem sie diese heimliche Art zu morden den Waffen vorziehen.

Die Negern sind voll abergläubischer Meinungen und Gewohnheiten. Das Stolpern über einen

Stein bedeutet bei ihnen Unglük. Die Erblikkung einer kleinen Spinne, Besuch. Der Gesang eines Vogels bei einem Geschäfte, gute Verrichtung. Sternschnuppen bedeuten Mordthaten, die eben begangen worden, und rufen laut wider die Mörder. Vor Bienen knieen die Weiber nieder und schlagen sich vor die Brust, damit sie ihnen nicht die Milch nehmen. Vom Neumond hängt das Wohl und Weh der Menschen ab, und sein Anblik erwekt ihnen Vergnügen.

Wenn Aeltern ihre Tochter Jemand zur Beischläferinn geben, so muß sie sich einen Monat lang in einem besondern Haus aufhalten, sich mit Quaksalbereien beschmieren, und erhält von alten Weibern in allerhand unzüchtigen Dingen Unterricht. Wird sie schwanger, so trägt sie über den Schultern oder um den Leib herum eine gefärbte Schaale oder Rinde eines Baums, Marone genannt, um eine gute Niederkunft zu bekommen. Ist das Kind zur Welt gebracht, so wird dessen Geburt auf folgende Art gefeiert. Vater und Mutter werfen sich einander das Kind zu, nicht ohne Gefahr des Kindes, und geben dabei den nächsten Verwandten einen Schmauß, wobei sie lustig und guter Dinge sind.

Als der Mani von Chitombe gestorben war, riß ihm das Volk die Haare am ganzen Leibe, die Nägel von Händen und Füssen und die Zähne aus, und zwar in der thörichten Einbildung, daß sie sonst des gewöhnlichen Regens beraubt seyn würden.

Ihre Todten beklagen sie auf folgende Art. Des Abends versammelt sich die ganze Verwandtschaft und Freundschaft vor dem Hause des Verstorbenen, wobei jede Person eine Matte mitbringt, auf welche sie sich niedersezzen und in mancherlei Tönen ein klägliches Geheul bis zu Anbruch des Tags machen. Dieses Klagegeschrei dauert dreißig Nächte nach einander fort. Da Männer und Weiber alle untereinander sizzen, so wird bei solchen Gelegenheiten, indem man den Tod eines Menschen betrauert, der Grund zum Leben vieler andern gelegt. Wir haben nicht erfahren können, ob die Negern hier das sogenannte Tampo halten, wie in den Reichen Angola, Ginga und Kassanga geschieht. Wenn nämlich der Verstorbene drei Nächte beklagt worden, so ist die Wittwe desselben gehalten, ein Schwein zu schlachten, und die übrigen Trauernden zu traktiren, und dabei, wenn sie noch jung und hübsch ist, sich zur Unzucht Preiß zu geben. Diejenige Mannsperson, die ihr nachher am besten gefällt, wählt sie zu ihrem Liebsten. Die übrige Trauer der Neger besteht darin, daß sie sich ein Jahr lang die Haare wachsen lassen, die sie weder kämmen noch puzzen, und daher ein sehr ekelhaftes Ansehen haben.

Bei allen Fürsten in Kongo ist der Brauch, bei Feierlichkeiten einen Mann vor sich hergehen zu haben mit einem musikalischen Instrument, auf welchem derselbe spielt und zugleich Loblieder auf den Fürsten absingt. In diesen Liedern preißt er

auf eine plumpe Weise die Macht des Fürsten, dessen gute Behandlung der Unterthanen und Sklaven, die Schmäuße, die er den Vornehmsten der Banze gibt und dergleichen. Selbst viele Mani halten sich solche Leute, hinter welchen sie mit einer possierlichen Gravität hergehn. Oefters muß des Nachts ein solcher Kerl dem Mani Loblieder ohne Instrument vorsingen, um denselben einzuschläfern. Der Mani in Giambo schikte mir einen solchen Kerl mit einer Trommel, der mir des Nachts und bei Anbruch des Tags damit Musik machte; allein ich verbat mir diese Höflichkeit. *)

Das Chigilla **) ist bei den Negern eine Art Gelübde, in welchem sie sich auferlegen, z. E. nie eine gewisse Speise zu essen, oder sich die Haare abzuscheeren u. dgl. und welches sie unverbrüchlich halten. In vielen Maniaten dieser Mission werden gewisse Tage der Woche zu Ehren des Teufels (!) gefeiert. Diese Tage nennen sie die heiligen Tage des Chenge nud Ensone. Die Tage des Chenge werden alle zwei Tage, die des Ensone alle drei Tage gefeiert. Die Negern sind so streng in Beobachtung dieser teuflischen Feiertage, und begehen sie mit

---

*) M. s. was im III, IV, und VI. B. d. W. von den senegambischen Ghirioten gesagt worden ist.

**) Dies Wort ist wol einerlei mit Cavazzi's Quixile, welches den Mordbund der Schaggaer bezeichnen soll, wovon in der Folge ein Mehreres.

solcher Hochachtung, daß ich wünschte, unsere europäischen Kristen möchten ihre Feiertage mit solchem Eifer begehen. Ein gewisser Neger dieser Provinz legte sich alle Jahre zu Ehren des Teufels ein langes und hartes Fasten, in welchem er sich sich sogar des Tabakrauchens enthielt, auf. Er war schon ein sehr betagter Mann mit eisgrauen Haaren.

Wenn ein Mord oder ein Strassenraub begangen worden ist, so melden es die Leute dem Richter, und geben alle Personen an, die sie dieses Verbrechens wegen in Verdacht haben. Um nun den Thäter zu entdekken, legt der Richter allen als verdächtig angegebnen Personen den Eid, Bulongo genannt, auf, welcher darin besteht: er bereitet einen Trank von Batatawurzel und verschiedenen Säften von Kräutern, und reicht denselben allen erwähnten Personen zum Trinken, mit dem Bedeuten, daß der Thäter davon sterben werde. Es gehen aber sehr viele Betrügereien damit vor; denn ist der Richter bestochen, so mischt er unter den Trank eines Unschuldigen Gift, und befreit dadurch den Thäter vom Verdacht und Strafe; dieser Fall hatte sich zu meiner Zeit ereignet, und der Fürst ließ über den Verbrecher das Todesurtheil ergehen. Die Vollziehung dieses Urtheils geschieht bei den Negern durch Kolbenschläge in den Nakken. Das Geschäfte des Henkers versieht die erste Person nach dem Fürsten, und wird für eine grosse Ehre gehalten. Wird der Verbrecher mit Geisseln be-

straft, so tritt der Fürst selbst heraus und vollzieht öffentlich die Strafe. Nach einigen Streichen nehmen ihm die Vornehmsten dieses Geschäfte ab, und fahren so lange damit fort, als es der Verbrecher verdient. Diese Strafe zieht bei den Negern nicht die geringste Schande nach sich, auch halten sich dieselben dadurch weniger beleidigt, als manchmal ein Europäer durch eine Ohrfeige oder beissende Rede. Ueberhaupt scheinen die Negern moralisch und physisch unempfindlicher zu seyn, als andere Nazionen, indem sie von Ehre und Schande nur wenig gerührt werden, und die schröklichsten Züchtigungen ohne besondere Merkmale des Schmerzens aushalten.

Nicht nur in der Provinz Sogno und den andern Provinzen des innern Kongo, sondern auch in den Reichen Angola und Ginga, gibt es noch eine grossen Menge Gözzenbilder. In Kaenda, an den Gränzen des Königreichs Angola, beteten die Einwohner einen alten Bok an, den sie in der Wüste zwischen zwei Bäume angebunden hielten. Sie glaubten der Teufel wohne in demselben, brachten ihm stäts die Erstlinge der Erde zum Opfer, und unternahmen keine Sache von Wichtigkeit, ohne sich vorher an dieses Orakel gewendet zu haben. Ein Missionar überfiel sie bei dieser Abgötterei, und als er den Stok aufhob, nahmen sie alle die Flucht, worauf er den Bok wegnehmen und im Hospiz todtschlagen ließ. Sobald diese Entführung unter den Negern ruchtbar wurde, kamen sie alle zu dem

Missionar

Missionar gelaufen, fielen ihm zu Füssen und boten ihm zur Auslösung dieses Thiers zwei Sklaven an. Da aber ihr Bitten vergebens war, so liessen sie die Köpfe hängen, und giengen traurig in ihre Libatten zurük. In Gibongo hatte das Volk eine steinerne Kugel, welche es als einen Gözzen verehrte *).

Die Hexenmeister dieses Volks werden in zwei Klassen getheilt, in Zauberer und Oberhäupter der Erde. Hier in der Provinz Sogno gibt es ihrer viele tausende, und noch eine grössere Zahl in Chiova und auf den Inseln des Flusses Zaire. Wir Missionare verfolgen sie auf das heftigste, und so oft wir einen habhaft werden können, muß er als Sklave nach Amerika. Der Fürst ließ sogar, um seinen Eifer für die kristliche Religion an Tag zu legen, einige hinrichten. Kein Neger unternimmt eine Sache von Wichtigkeit, ohne vorher einen Hexenmeister zu Rathe gezogen zu haben. Gehen die Negern in den Krieg, so theilt er die Strikke Matebba unter sie aus, die sie wider die feindlichen Pfeilen schüzzen sollen. Dem Oberhaupte der Zauberer schreiben sie es zu, wenn der Regen ihre Länder befeuchtet, und zur Vergeltung beschenken sie denselben mit vierhundert Libongen. Kommt der Fürst zur Regierung, oder tritt ein Mani sein Amt an, so geschieht die Einsezzung gleichfalls durch einen Zauberer. Vor einigen Jahren ließ der Fürst von Sogno, der Bruder des jezt lebenden Fürsten, da schon vier Jahre lang der gewöhnliche Regen ausge-

*) Eigentlich als Fetisch.

blieben war, durch seine Zauberer sich verleiten, um Regen für sein Volk zu erflehen, dem Teufel ein säugendes Kind zum Opfer zu bringen, welches er auf dem Kap del Padrone schlachtete.

Wie gesagt, nichts ist schwerer, als die Negern zum Ehestand zu bereden; sie machen sich auch gleich dieses Bandes wieder los, und vertauschen wie vorher ihre Weiber. Erst wenn sie alt und mit vielen Kindern beladen sind, haben die Missionare das Glük, sie mit ihren Beischläferinnen zusammen zu geben. Nichts ist indessen komischer, als der Anblik dieser Leute im hochzeitlichen Schmuk; denn da sie keiner Kleider gewohnt sind, so gebärden sie sich dabei auf die wunderlichste Weise. Ich sah eine Braut, deren ganzer Puz in ein Paar alten Schuhen bestand, mit welchen sie nicht einmal gehen konnte, ohne sich auf einen Stab zu stüzzen. Eine andere trug eine hellblonde Perüke auf dem Kopfe; sie hatte dieselbe von Engländern für einen hohen Preiß gekauft, und machte, wie leicht zu erachten ist, die possierlichste Figur. Das sonderbarste aber ist, daß das übrige Negervolk hiebei ganz verwundert steht, und sie völlig nach der Mode der Europäer gekleidet glaubt.

Wenn ein Neger schuldig ist, und nicht bezahlen kann, so nimmt der Gläubiger bis zu Abtragung der Schuld eine seiner Töchter zur Beischläferinn. Der Schuldner gibt sie ihm gern, weil sein häuslicher Aufwand dadurch erleichtert wird. Ist aber der Gläubiger der Tochter müde, so gibt

er sie, und zwar oft mit einem Gefolge von Kindern, wieder zurük, verkauft den Vater als Sklaven auf die Schiffe, und macht sich auf diese Art bezahlt. Hier ist es nichts seltnes, daß ein Neger seine eigne Schwester zur Beischläferin hat, und befürchtet er, sein Weib möchte scheel dazu sehen, so bittet er sich die Erlaubniß aus, bloß einige Nächte mit ihr zuzubringen, welches ihm ohne Widerrede gestattet wird.

Es ist mir von glaubwürdigen Personen erzählt worden, daß es wirklich eigentliche wilde Menschen in diesem Lande gebe, und daß vor einigen Jahren in einer Wüste, nicht weit vom Kap del Padrone, zwei derselben, ein Männchen und Weibchen, gefangen worden seien. Sie gaben kein Merkmal von Vernunft von sich, waren ganz nakkend, hatten keine Sprache, und sahen wegen der langen Haare, die ihnen vom Haupt und Barte herabhiengen, fürchterlich aus. Ihre Nägel waren von ausserordenlicher Länge, und zwischen ihren Fingern und Zähen war eine zarte Haut, wie bei Wasservögeln. Sie wurden nach Sogno gebracht; allein sie aßen nichts, sondern saßen stäts in tiefer Melankolie, und starben einige Tage nachher. *)

Die Monate des Kazibo waren eingetreten, in welchen die Missionare sich in die Wüsten zu be-

*) Dies waren sicher nichts anders als die grossen Affen, die man Schimpanse nennt. (M. s. im V. B. d. W.)

geben pflegen. Ich beschloß daher auch meiner Pflicht nachzukommen, und begab mich nach Lobotta in der Provinz Bamba, neun Tagreisen von Sogno. Mein Reisegefolge bestand aus fünfzig Negern. Wir kamen theils über unübersehbare mit hohem Schilf und Gras bewachsene Wüsteneien, wo oftmals ein schmaler Pfad zwischen Moräste, an welchen die Mani zu besserer Erbauung des Wegs Feuer angemacht hatten, durchführte; theils durch ungeheure Wälder, in denen wir, wie in der Nacht, reisten. Es ist leicht zu erachten, daß diese schröklichen Wildnisse der Aufenthalt einer Menge reissender Thiere sind, und meine Negern mußten immer auf guter Hut seyn. Wo gefährliche Stellen waren, giengen sie mit ihren Gewehren hinter und vor meinem Nezze her, und machten ein grosses Gelärme, um die wilden Thiere dadurch zu verscheuchen. Hier und da erblikte man durch Oeffnungen in diesen Wäldern angebaute Felder und Libatten, aus welchen die Leute haufenweise gelaufen kamen. Ein Botaniker würde auf diesem Wege gewiß eine Menge seltner und noch unbekannter Kräuter gefunden haben, indem mir viele vorkamen, die ganz von den unsrigen verschieden zu seyn schienen. *) Wir durchzogen zuweilen ganze Wälder von Feigenbäumen. Nach einigen Tagen kamen wir an das Ufer des Meers; wir giengen über den Fluß Lukullo, und blieben

*) Ja, warlich Schade, daß noch kein Naturforscher, kein Botaniker diese Länder bereiset hat!

hier über Nacht in elenden Hütten. Meine Negern schliefen unter freiem Himmel, und unterhielten viele Feuer wider die wilden Thiere. Wann uns ein fremder Neger auf der Reise begegnete, so zwangen ihn die Meinigen, das Nez ein paar Stunden tragen zu helfen. Zu Chiando gab es keinen Palmsekt mehr, indem hier die Palmbäume keinen Saft geben; statt dessen hat man ein anderes Getränke, **Unallo** genannt, welches aus einem sauern Teig gemacht wird. Das Wasser ist hier äusserst schlecht, und meistens stinkend, trübe und voller Würmer. Von **Funta** an bis hierher ist das Erdreich viel fetter und besser als in dem übrigen Theil der Provinz. Als wir **Funta** vorbei waren, kamen wir durch einen ungeheuern Wald, in welchen sich besonders viele Panther aufhielten. Wir langten bei der Insel des Flusses **Embris** an. Den folgenden Tag, und zwar den achten nach meiner Abreise, kam ich zu den andern Inseln des Flusses **Embris**, wo mir die Königinn ein Boot schikte mich überzusezzen, und mich sehr gut empfieng. Sie war schon neunzig Jahre alt, und hatte fast das Gesicht verloren. Sie gieng beinahe ganz nakkend, an einen Stab gestüzt, nur um die Lenden hatte sie ein Tuch von gefärbten Libongen, und um die Füsse geflochtene Binsen. Hierauf sezte ich meine Reise nach Libotto fort, wo ich von dem Fürsten sehr freundschaftlich aufgenommen wurde.

Wenn der Fürst hier ausgeht, so hat er stäts eine vornehme Person mit einem Pferdeschwanz in

der Hand vor sich hergehen, um ihm die Fliegen zu wehren. Dies ist zugleich eine Art von Zierrath oder Puz. Diejenigen Personen, die keine Pferdeschwänze haben, bedienen sich der Schwänze der Elefanten. Da es in Kongo keine Pferde gibt, so erhandeln die Negern diese Schwänze von den ankommenden Schiffen für einen hohen Preiß.

Nach geendigter Mission trat ich meine Rükreise nach Sogno an. Ich gieng nach Amusetto. Von da nach Lussambo, welches das lezte Maniat von Bamba in Sogno ist, und sezte meinen Weg nach Funta fort. Diese Mission hätte ich mir nicht so schwer vorgestellt, als ich sie fand, indem ich, alles zusammengerechnet, einen Weg von beinahe achthundert Meilen gemacht habe. Diese ganze Reise machte ich blos in Nezzen, und legte zuweilen des Tags dreissig bis vierzig Meilen zurük, denn die Negern wenn sie abgelößt werden, laufen mit den Nezzen auf ihren Schultern so geschwind, wie ein Pferd im Trabe. Bei dergleichen Reisen ist dem Neger nichts verdrüßlicher, als wenn er des Tabaks entbehren muß; sie konnten oft nicht erwarten, bis sie in eine Libatte kamen, um ihre Pfeife anzustekken, sondern machten sich Feuer an, indem sie einen Feuerstein suchten, ein Stükchen Holz in die Hand nahmen, Sand zwischen das Holz und den Stein warfen, und diese so lange aneinander rieben, bis das Holz Feuer fieng.

Bei meiner lezten Mission hatte ich die Hälfte der Provinz Sogno, nebst den Inseln des Flusses

Embris und verschiedene Maniaten von Bamba besucht. Jezt beschloß ich eine Reise durch den übrigen Theil von Sogno, durch Chiova und die Inseln des Flusses Zaire zu machen. Ich gieng nach Bobome, von da begab ich mich durch sehr grosse Wälder nach Tubi, wo ich den Fluß Pamba auf einer schlechten und schmalen von Balken bestehenden Brükke passirte, und zwar nicht ohne Lebensgefahr, indem dieser Fluß so angeschwollen war, daß das Wasser über die Brükke herlief, jedoch brachten meine Negern mich glüklich in meinem Neze hinüber. Als ich von Tubi nach Bamba kam, schlichtete ich bei meinem Aufenthalt einen Streit zwischen einer Weibsperson und ihrem Buhler, mit dem sie sich, wegen einer Krankheit, die ihn zum Ehestande unfähig machte, nicht verehlichen wollte. So bald das umstehende Volk vernahm, daß der Ausspruch zu Gunsten der Frau sei, so stiessen sie dieselbe zur Erde nieder und bedekten sie beinahe ganz mit Sand, um dadurch ihre Dankbarkeit gegen mich zu bezeugen. Von Bamba begab ich mich nach Pambala. Von da nach Chiccaco im Lande des Mani Missambi, der unter der Regierung von Pambala steht. Von Chiccaco begab ich mich nach Chiova, das eine Tagreise davon entfernt ist. Wegen der ungesunden Luft in Chiova halten die Missionare sich eine Meile davon in einer Libatte, Namens Sambala, auf. Als ich von Chiova abreiste, begleitete mich der dasige Mani bis nach der Banze von Saranna. Unterwegs

brachte mir ein Einwohner eine Flasche Palmwein; da ich nicht trinken wollte, so bot sich der Mani dazu an; stieg aus seinem Nez, und sezte sich auf einen Stuhl, den er stäts hinter sich hertragen ließ. Das bei sich habende Volk sezte sich auf die Erde in einen Kreis um ihn her, und so oft der Mani trank, sprang einer seiner Sklaven aus dem Kreis hervor, fieng an zu tanzen, und ein Loblied auf seinen Herrn zu singen, während ein anderer Sklave vor dem Mani niederkniete, und mit den Händen die Tropfen auffieng, die bei dem Trinken herabfielen. Hiebei erschallten die Trommeln und Trompeten, die der Mani bei sich hatte. In dieser Mission, von Chiova bis Sogno, mußte ich beständig stinkendes Wasser trinken, eben so wie im vorigen Jahr in der Mission an dem Fluß Embris. Von Savanna kehrte ich wieder nach der Provinz Chiova zurük, und gieng von da nach Emtari. Hierauf nach der Banze von Mucosi. Von Mucosi nach Mongoambolo. Von Mongoambolo nach Chifundi, wo ich meine Mission beschloß und wieder nach Sogno in mein Hospiz zurükkehrte.

Ich versuchte nun noch eine Auswanderung nach Ngojo, einem kleinen Reiche, das an die Mission von Sogno gränzt. Als ich nach Bamba, einem Haven dieses Reichs, kam, so brachten mich meine Negern, da ich nirgends unterzukommen wußte, in das Haus eines Zauberers. Er empfieng mich unter einem Vordache, erlaubte mir

aber nicht, in das Haus zu gehen, theils wegen der darin befindlichen Zauberwerkzeuge, die ihm entwendet werden möchten, und theils wegen des Gelübdes, das er sich auferlegt hatte, Niemanden, ausser seine Familie, in sein Haus zu lassen. Ich mußte mich also bequemen, unter dem Vordache zu bleiben, wo das ganze Volk der Banze sich um mich her versammelte. Besonders drängten sich die Weiber mit freundlichem Lächeln und ganz vertraut zu mir, und schienen mit mir reden zu wollen; da ich aber ihre Sprache nicht verstand, und deswegen den Dollmetscher fragte, so schlug dieser die Augen nieder, und schämte sich, mir die unzüchtigen Reden derselben zu wiederholen. Ich hielt mich nur wenige Stunden hier auf, und blieb über Nacht in einer Libatte, welche Ganga Nubamba heißt. Am folgenden Tage traf ich auf einem Wege einige Gözzentempel dieser Negern an, die wie ihre Häuser, nur ein wenig grösser gebaut waren, und in welchen ich einige aus Holz grobgeschnizte Gözzenbilder erblikte. Wir kamen hierauf zu einer an der Straße errichteten Stange, an welcher ein grosser Korb hieng, worin sich, wie ich bei näherer Erkundigung erfuhr, der Leichnam eines mit Schulden verstorbenen Negers befand, indem es hier der Brauch ist, einen solchen Schuldner nicht ordentlich zu begraben, sondern auf diese Art aufzuhängen. So oft der Gläubiger an diesen Ort kommt, wendet er sich mit feierlichen Worten an den Todten, und droht demselben, ihn so lange unbegra-

ben zu lassen, bis er in die Welt zurükkehre und bezahle.

In der Banze von Ngojo erblikte ich von Ferne eine grosse Zahl Menschen, die in Prozession einen Korb trugen. Dies war ein Leichenbegängniß, wobei, wie man mir erzählte, folgender Gebrauch beobachtet wird. Man zerbricht dem Todten Arme und Schienbeine, und legt sie so übereinander, daß der Todte zu sizzen scheint; hierauf machen sie ein Feuer um ihn her, und rösten ihn, sezzen ihn alsdann in einen Korb, und tragen ihn in der ganzen Banze zur Schau herum, welches einige Male wiederholt, und der Leichnam hernach begraben wird.

Trommeln, Pfeifen, Schmausereien, Zusammenkünfte, Spiele, unzüchtige Tänze, sind die beständigen Beschäftigungen dieses Volks. Die Weiber tragen hier grosse messingene Ketten um den Bug des Fusses, die sie sogar am Gehen hindern. Einst begegnete ich hier dem Zauberer des Königs, der ein Mann von scheußlicher Gestalt und über und über mit Bokshörnern behängt war. In dieser Gegend dienen die Libongen nicht statt des Gelds, sondern eine gewisse Art Münze, Makkatea genannt. Da ich dergleichen nicht besaß, und überdem auch meine Mission keinen Fortgang gewinnen wollte, so sah ich mich gezwungen, nach Sogno wieder zurük zu kehren.

V.

Jakob Barbot's, des Jüngern, und Johann Casseneuve's Reise nach Niederguinea.

Im Jahre 1700.

Die beiden Franzosen Jakob Barbot, der jüngere — Sohn des ältern Jakob Barbot, und Neffe des Johann Barbot, der eine Beschreibung von Guinea geschrieben hat — und Johann Casseneuve machten miteinander, jener als Buchhalter, dieser als Obersteuermann des brittischen Schiffs Don Karlos von London, eines Freikauffahrers, im Jahre 1700 eine Reise nach der Küste Kongo.

Der junge Barbot starb auf der Rükreise zu Barbados. Sein und seines genannten Reisegefährten Tagebuch ist nachher von dem Oheim des erstern seiner Beschreibung von Guinea beigefügt worden. *)

Diese Reisebeschreibung ist schon darum merkwürdig, weil sie den ersten und einzigen Bericht

*) Von diesen Barbot's habe ich noch nirgends etwas bestimmtes auffinden können; auch ist mir zur Zeit noch nichts von dem Originale der oftérwähnten Barbotschen Beschreibung von Guinea bekannt.

von der Fahrt eines brittischen Schiffs nach Guinea enthält. Sie verdient aber auch noch in andrer Rüksicht die Aufmerksamkeit des Geographiefreundes; denn dieser findet manche brauchbare Nachricht in derselben, die ihm um so willkommener seyn muß, da wir diese Länder beinahe nur allein aus den Berichten der Missionare kennen, deren Erzählungen nicht immer so ganz zuverlässig sind, wie historische, geographische, und statistische Nachrichten doch seyn sollen.

Das Tagebuch der genannten beiden französischen Seefahrer ist aber, seiner Kürze und Trokkenheit ohngeachtet, auch sonst noch interessant.

Es folgt hier so ausführlich und vollständig als es mitgetheilt werden konnte. *)

*) Da ich das Original noch nicht kenne, so mußte ich es aus der allg. Historie der Reisen entlehnen, wo es im IV Bande S. 629. u. ff. steht.

Reise
des
Jakob Barbot und Johann Casseneuve
nach
Niederguinea.

Im Jahre 1700.

Am 8ten April 1700 giengen Jakob Barbot, der jüngere, und Johann Casseneuve in dem Schiffe Don Karlos von London, einem Zehnprozent = oder Freikauffarteischiffe von den Dünen unter Segel. Am 11ten Mai langten sie vor der Insel Madera an, wo Barbot, nachdem sie Wein und einige Erfrischungen eingenommen hatten, die Ansicht der Stadt Funchal in Zeichnung zu Papier brachte. Sie fanden daselbst die Abweichung der Magnetnadel *) drei Grade dreizehn Minuten. Am 14ten Mai sahen sie die zwei Ka-

*) Es ist nämlich längst bemerkt worden, daß die Magnetnadel nicht überall und nicht immer gerade nach Norden weiset, sondern bisweilen und hie und da von dieser geraden Richtung etwas abgeht, welches man die Abweichung der Magnetnadel oder des Kompasses nennt. (M. s. hierüber Lulofs Anleitung zur Kenntniß der Erdkugel; Bode's Anleitung; Gehler's physikalisches Wörterbuch, u. a. m.)

narieninseln Palma und Ferro. Sie konnten auch ganz leicht den hohen Pik von Teneriffa (Pico de Teyde) erkennen, der hinter der Insel Gomera hervorragte.

Am 18ten in der Nacht gab ein Wallfisch ihrem Schiffe einen heftigen Stoß, indem er gerade unter der Mitte ihres Kiels sich aus der Tiefe empor hob, wie sie eigentlich unterscheiden konnten, und hernach mit grossem Getöse wieder hinunterplumpte. Der Mann am Steuerruder versicherte, er habe das Ruder auf eine Minute lang nicht bewegen können.

Am 23sten darauf fiengen sie einen Dorado, und am 24sten entdekten sie in zwölf Graden fünf Minuten Norderbreite, und in einem Grade sechzehn Minuten der Länge von Ferro, zwei Segel, von welchen eines, die Fleet aus London, nach dem Flusse Gambia schiffte.

Am 29sten Mai, in neun Graden vier Minuten Norderbreite, waren sie von einer grossen Menge Meerschweinen umringt, von denen sie eines mit einer Harpune fiengen. Kaum war es verwundet, so flohen die andern alle davon.

Am 19ten Junius passirten sie die Linie, und am 22sten säuberten sie ihr Schiff, welches schwer segelte, weil es an manchen Orten schadhaft war. Am 24sten waren sie in vier Graden sechs und funfzig Minuten südwärts, in der Breite von Kabinde,

ihrem

ihrem erwünschten Haven, aber noch sechs hundert Meilen gegen Westen davon entfernt; indem die Ostsüdost = und Südostwinde, nebst der ungestümmen See und den mannigfaltigen Veränderungen des Windes, sie weit gegen Westen getrieben hatten.

Am 3ten Julius, da sie in siebzehn Graden sechs und vierzig Minuten Süderbreite waren, fielen sie auf die Vermuthung, daß sie den Untiefen nahe seyn möchten, die sich von dem Vorgebirge Abrolhos *) in Brasilien auf fünfzig Meilen weit in die See erstrekken, weswegen sie auf guter Hut waren. Da die Winde sich täglich von Süden nach Osten, und manchmal nach Nordwesten drehten, so segelten sie gegen Süden, und waren am 24sten ein und dreissig Grade zwanzig Minuten Süderbreite, und der Länge nach in fünf Graden sieben und fünfzig Minuten ostwärts von Ferro, da der Wind Nord gen West wehte. Sie sahen, ausser den Pintados, verschiedene andere Vögel von der Grösse eines kalekutschen Hahns. **) —

Am 25sten Julius steuerten sie bei einem frischen Winde, rauher See, und neblichtem Wetter nach Ostnordost. Darauf hatten sie zwei Tage lang

*) Dies ist eigentlich der Name dieser Untiefen selbst, welcher soviel als: Oeffne die Augen! bedeutet. —

**) Fregattvögel (Procellaria capensis L.)? — Diese sind in den angegebenen Breiten sehr häufig.

starken Regen. Am 27sten, da sie in dreissig Graden sechs Minuten Süderbreite waren, hatten sie Hagel und Regen, nebst Blizzen, aber kaltes Wetter.

Vom 28sten Julius, bis zum 9ten August, blieb der Wind veränderlich, und das Wetter neblicht und feucht. Als sie in drei und zwanzig Graden sieben und zwanzig Minuten Süderbreite waren, sahen sie eine grosse Menge Vögel um sich herum. Diese waren so groß wie Tauben, unter dem Bauche weiß, und auf dem Rükken dunkelbraun. Die Flügel waren lang und zugespizt, womit sie sowol flogen, als auf der See herum schwammen. Sie stiessen im Schwimmen fast am Schiffe an, worauf sie wieder in die Höhe flogen.*)

Unsere Seefahrer passirten nun den Wendezirkel des Steinboks, und waren, ihrem Vermuthen nach, nicht über fünfzehn Meilen von der afrikanischen Küste. Am 10ten sahen sie einen Palmbaum auf der See schwimmen, mit einer Menge Vögeln von der eben beschriebenen Art; und am folgenden Tage sahen sie noch einen Palmbaum, dessen Farbe das Meerwasser verändert hatte. Am 13ten fanden sie sich im sechzehnten Grade fünf Minuten Süderbreite, und sahen viele Vögel von der Art, welche die Franzosen Gornets nennen, und welche weit von dem Lande fliegen.

*) Sturmschwalben? (Procellaria pelagica. L.) — ?

Am 14ten wurden sie des vesten Landes von Afrika in einer Entfernung von fünf bis sechs Meilen ansichtig. Die dasige Küste hatte verschiedene Spizzen und ein so hohes Ufer, wie zu Berry-Head.*) Hin und wieder sieht man einige weisse Hügel, und vieles Holz, welches um dieselben herumschwimmt.

Dies war derjenige Theil der Westküste von Afrika, welcher Mataman, oder das Land der Simbebaer genannt wird. An den lezten zwei oder drei Tagen erblikten sie viele Wallfische und Delphine, besonders in der Nacht zwischen dem 14ten und 15ten. Drei oder viere davon hielten sich ganz nahe an das Schiff, und machten ein gewaltiges Getöse, da sie vermuthlich von den Schwerdfischen, ihren Todfeinden, verfolgt wurden. **)

Am 15ten früh waren sie auf dritthalb bis drei Meilen vom Ufer, und fanden keinen Grund. Das Land an der Küste war ziemlich hoch, und lief an manchen Orten sehr uneben; es hat viel spizzige Hügel, und vier bis fünf Strekken ebenes Land. Um Mittag erblikten sie einen hohen schwarzen runden Berg, auf drei Meilen gegen Südost, welchen sie für das Kap Negro oder das Schwarze Vor-

*) In England.

**) Diese Sage von der Verfolgung, welche die Wallfische von den Schwerdfischen auszustehen haben, ist nicht ganz erwiesen; manche Naturforscher zweifeln noch sehr daran.

gebirg *) hielten. Sie segelten bei demselben weg vier Meilen weit gegen Nordnordost. Das Land daselbst war in viele kleine Meerbusen ausgezakt, und an dem Meere sandigt. Das Ufer ist sehr jähe, und von röthlicher Farbe. Sonst ist es ein plattes, aber dürres und unfruchtbares Land, auf dem nur hin und wieder einige Sträuche zu sehen sind.

Am 16ten August sezten sie eben diesen Lauf fort. Die ganze Küste, welche niedriger lag, als die vorige, sah sehr dürr aus, ohne daß man weit in das Land hinein einen Baum oder Busch erblikken konnte. In der Nacht zuvor waren sie anderthalb Meilen nach einander auf ihrer Fahrt von einer unzähligen Menge Meerschweinen umringt, die in einem sehr dichten Haufen eine Stunde lang nach Süden zogen.

In der vorlezten Nacht fiengen sie einen Vogel am Borde, welcher der Moskitohabicht genannt wird, von der Grösse einer Lerche, und der Farbe einer Schnepfe ist. Er hat grosse Augen, einen kurzen aber sehr breiten Schnabel, und führet seinen Namen daher, weil er Moskitos, oder Mükken frißt. Es gibt eine grosse Anzahl derselben in Neuengland. **)

Am 17ten befanden sie sich im zwölften Grade

*) Unter 14 Gr. S. Breite.

**) Es ist eine Art Fliegenfänger. (Muscicapa L.)

fünfzehn Minuten Süderbreite; ihr Lauf gieng nach Nordnordost; um sich herum, sechs bis sieben Meilen vom Lande, sahen sie eine grosse Menge Wallfische und Delphine. Abends erlegten sie mit der Harpune einen grossen und häßlichen Fisch, der Sonnenfisch genannt. *) Er war gegen vier Fuß lang, und drei Fuß breit, fast eirund, mit einem ungeheuern Kopfe, grossen runden Augen, und einem kleinen Maule. Seine Haut war körnicht, dunkelbraun, und von ausserordentlicher Härte. Auf jeder Seite waren zwei Floßfedern, die sich sehr langsam bewegten, und die nicht platt waren. Die Bootsleute kochten und assen das Beste davon, und es schmekte ihnen vortreflich. Das Fleisch war milchweiß, und zergieng in Flokken wie Stokfisch; es schmekte wie das Fleisch des Rochen, nur war es sehr zähe, vielleicht weil es nicht genug gelegen hatte. Sie kochten die Leber, und bekamen gegen drei Nössel Oel daraus. Sie kochten auch das Eingeweide, und hielten es für einen Lekkerbissen.

Am 18ten Mittags, als sie eine kleine sandige Bai gerade vor sich sahen, von der sie nur vier kleine Meilen weit entfernt waren, und etliche Nächte zuvor wahrgenommen hatten, daß die Negern Feuer am Ufer machten, welches vermuthlich ein Zeichen seyn sollte, daß sie da bleiben möchten,

*) Vermuthlich der Mühlsteinfisch (Fetrodon Mola. L.) M. s. im V. B. d. W. S. 245.

fuhren einige von ihren Leuten in der Pinnasse an das Ufer, um das Land zu besehen. Sie fanden aber, daß die Wellen des Meers so heftig an das Ufer anschlugen, daß es unmöglich war, zu landen. *) Doch wagten es drei von ihnen, durch die Wellen zu schwimmen; sie fanden aber nichts, als fünf oder sechs sehr kleine Hütten ohne Einwohner, die vermuthlich bei ihrer Annäherung die Flucht ergriffen hatten. In denselben lagen einige Stükke von einem gedörrten Meerkalbe, und einige Angeln. Sie sahen auch einige ganz kleine Kähne stehen, und bedienten sich derselben, zu ihrer Pinnasse zurükzukehren. Das Land war sehr dürr und steinig, auch war nichts darauf zu sehen, als etliche kleine Bäume und Sträuche. Bei der See war eine sandige Höhe, und an dem Ufer ragten einige weisse, ziemlich hohe und jähe Hügel hervor, zwischen welchen einige kleine sandige Meerbusen waren.

Am 19ten Mittags entdekten sie nordnordostwärts eine hohe, jähe Spizze vom Lande, von dem Königreiche Benguela, die, wie sie vom Ufer ausläuft, gegen Osten abnimmt, und der Portlandsspizze in England nicht unähnlich ist, nur daß sie nicht so weit in die See hinaus reicht.

Sie segelten nun einige Meilen weit gegen

---

*) Was die Seefahrer sonst Brandung oder Barre nennen.

Nordnordost, etwa eine Stunde vom Lande ab, und nachdem ihnen diese Erdzunge gegen Ostsüdost zu liegen kam, und sie nur eine Viertel-Meile davon entfernt waren, warfen sie Anker. Das Land gegen Norden bildet drei Spizzen oder Vorgebirge. Südwärts der ersten hohen jähen Erdzunge bemerkten sie eine sandige Bai, mit einigen steinigen Bänken, an welchen die See mit entsezlichem Getöse anschlägt. Nordwärts von diesem Vorgebirge sahen sie eine Bai, die schiffbarer war; das ganze herumliegende Land aber war wild und dürre. Daselbst lagen sie die ganze Nacht über in zwölf Faden Wasser, auf einem schlammigen und sandigen Grunde vor Anker, und waren entschlossen, sich nicht eher zu bewegen, als bis sie auf dem Lande Nachricht eingezogen hätten. Den Rechnungen nach war ihre Breite südlich eilf Grad dreizehn Minuten.

Am 20sten frühe fuhr der Schiffer mit zwei und zwanzig wohlbewaffneten Leuten in dem Langboote an das Ufer; allein wegen der starken Wellen ankerten sie in der freien See, und es schwammen nur einige von ihnen an das Land, wo sie zwei Kähne an dem Gestade fanden, die aus dem Baume Mapou gemacht waren. Dies waren kleine Stükke Holz, die auf Art einer Flösse dicht aneinander gebunden waren; die Enden giengen spizzig zu, und an jeder Seite waren statt der Seitenwände Stükke Holz, sieben Zoll hoch, aufgerichtet. Auf diesen Flössen oder Kähnen sezten sie

ihre Leute nicht ohne Mühe an das Land; denn sie wurden tüchtig eingeweicht.

Sie marschirten schußfertig fast drei kleine Meilen weit in das Land hinein, ohne weder Menschen noch Hütten zu erblikken. Sie sahen weiter nichts, als einige Stükke nur erst ausgebranntes Feld, das noch warm war, und einige schmale Fußsteige, oder Raine, auf denen, bis auf anderthalb Meilen weit, menschliche Fußstapfen zu sehen waren. Darauf kamen sie an einen grossen Felsen, wo eine Grotte oder Höle, wie ein Gewölbe gebildet war, in welches sie alle hineingiengen, ohne etwas anders, als einzelne Steine darin zu finden. Sie würden noch tiefer in das Land hinein gegangen seyn; doch weil einer von der Gesellschaft, welcher skorbutisch war, und nicht wol zu gehen vermochte, allein umkehren wollte, so hielten sie für das Beste, die weitere Reise einzustellen, und mit demselben zurük zu gehen, damit er keinen Schaden nehmen möchte. Sie sahen hin und wieder einige kleine Bäume, die entweder ganz ausgedörrt waren, oder wenig Laub hatten.

Als sie an das Gestade zurük kamen, wo ein fischreicher gesalzener Teich war, fiengen sie mit ihrem Ziehgarne bei drei Duzzend Meeräschen von mittelmässiger Grösse; sie würden deren noch mehr gefangen haben, wenn nicht die Maschen ihres Nezzes zu weit gewesen wären. Sie fiengen auch eine ziemliche Menge grosser wohlschmekkender Garnaale.

Sie sahen hier sehr viele Vögel von lichtgrauer Farbe, mit langen Beinen, Hälsen und Schnäbeln, von der Art, wie sie auf der ganzen Küste von Mataman und Benguela gesehen hatten, welches eine Gattung von Meerälstern oder Rotgänsen ist. *) Der Seewind trieb um diese Zeit die Wellen an dem Ufer so entsezlich hoch, daß sie viele Mühe hatten, zu ihrem Langboote zu kommen, und wobei ihre Flösse verschiedenemal umschlugen, und Barbot, der nicht schwimmen konnte, ertrunken seyn würde, wenn ihm nicht die andern Leute zu Hülfe gekommen wären. So bald sie am Borde waren, fuhren sie längs der Küste, die sie die ganze Nacht über im Gesichte behielten, gegen Norden fort.

Am 21sten darauf entdekten sie eine sehr jähe, ihnen nord = halb ostwärts gelegene und auf sieben Meilen entfernte Erdzunge. Gegen Mittag zeigte sich ihnen eben dieses Vorgebirg, gegen Nordnordost, auf drei bis vier Meilen davon. Diese ganze Küste ist eine Art von flachem Lande, und hat sehr wenig Grün. Auf der Ost = Nordseite sahen sie ziemlich hohe weisse Hügel, mit einer Art von Meerbusen oder Bucht, aus welchem, und andern Kennzeichen mehr, sie schlossen, daß es das Vorgebirge der drei Spizzen in Benguela sei. Das Vorgebirge Falet, oder vielmehr Falso, lag ihnen des Abends um sechs Uhr in Südost gen Ost, sechs Meilen davon.

*) M. s. im V. B. d. W.

Am 22sten waren sie im Gesichte des Vorgebirges **Ledo**, und auf fünf Meilen davon. Das Land ist ziemlich hoch. Ihrem Ermessen nach war es in neun Graden drei und fünfzig Minuten südlich. Am 24sten Morgens waren sie auf neun Seemeilen nordwärts von der Insel **Loanda**, und hielten die Spizze **Palmerino** in Kongo, noch eilf Meilen weit von sich entfernt. Hier sahen sie viele Wallfische und Delphine um das Schiff herum. Sie steuerten nordnordost- und nordwärts, bis zum 25sten früh. Das ganze Gestade war eben und flach, aber ziemlich hoch gelegen, und mit Bäumen bedekt. Am 26sten Abends, ankerten sie in neunthalb Faden, wo sie gegen Nordost gen Nord, auf vierthalb Meilen von sich, zwei runde Erdzungen hatten, welche wie kleine Inseln aussahen.

Am folgenden Morgen zeigte sich ihnen ein ganz mit Bäumen bewachsenes Land, eine nicht allzu hohe Küste, nebst zwei kenntlichen rothen Hügeln, oder **Barreiras**, wie sie die Portugiesen nennen, und einem hohen Baume, der vor dem ganzen übrigen Gehölze in die Augen fällt. Der Wahrnehmung zu Folge, befanden sie sich an diesem Tage in sechs Graden dreissig Minuten Süderbreite. Um Mittag hatten sie die Aussicht von einem angenehmen waldigen Ufer, und einem vor demselben artig gelegenen sandigen Gestade. Das ganze innere Land war nicht von einerlei Art, sondern bald eben, bald bergig, und bei der See

hatte es rothe Hügel. Abends um sechs Uhr ankerten sie in sechs Faden, und hatten nordwärts, fünf Meilen von sich, eine kurze in die See hervorragende Erdzunge liegen, welches sie für das Vorgebirge **Padron** hielten, das die südliche Erdzunge, oder das Vorgebirg bei dem Flusse Kongo ist; etwa in sechs Graden Süderbreite.

Am 28sten Mittags lag ihnen das Vorgebirg **Padron** gegen Nordost gen Ost, zwei Meilen davon. Sie sahen sehr viele Negern auf dem sandigen Gestade herumgehen, wo sie ihre Kähne hatten. Es fuhren fünf und zwanzig bis dreissig davon auf den Fischfang aus, Niemand aber wollte sich wagen, an Bord oder an das Langboot zu kommen, aller Zeichen ungeachtet, die man ihnen gab. Das Ufer, an welchen sie diesen Morgen über fuhren, war mehr von Bäumen beschattet, als jedes andre, das sie zuvor gesehen hatten.

Das Vorgebirg **Padron** ist eine niedrige, flache, sandige Erdzunge, die nicht allzuweit hinein von dem Gestade an mit Holz bewachsen ist. Ganz vorne steht ein einzelner Palmbaum, welches ein gutes Landmerkmal von der See aus ist. Als **Lopez Gonsales** den Fluß **Zaire** entdekt hatte: so richtete er, dem Befehle des Königs von Portugal zu Folge, auf dieser niedrigen Erdzunge ein steinernes Denkmal oder eine Piramide von Steinen auf, zum Zeugnisse seiner Besiznehmung von dieser Küste. Daher wird er der Fluß Pa=

dron, und nach der Zeit der Fluß Kongo genannt, weil er dieses Königreich durchströmmt.

Nachmittags sezten unsre Seefahrer ihren Lauf mit dem Südwinde längs dem Ufer in Entfernung einer Viertels-Meile weiter fort: und nachdem sie das Vorgebirg Padron zurük gelegt hatten, liefen sie ostnordostwärts in den Fluß ein, in zwölf, dreizehn, vierzehn und fünfzehn Faden, und hatten plözlich mit einer Bleischnur von fünf und zwanzig Faden gar keinen Grund mehr. Sie sahen die Spizze Palmerino an der Nordseite des Flusses Kongo, die gegen Nordnordost gelegen war. Es liegt dieses Vorgebirge in der Landschaft Goy, südwärts von der Bai von Kabinda.

Innerhalb dieses Flusses, von dem Vorgebirge Padron gegen Ostnordost, ist eine Spizze; nachdem sie bei derselben ungefähr eine halbe Meile weit vorbeigesegelt waren, entdekten sie sogleich eine andere Spizze gegen Ost gen Nord, wobei sie immer mit einer Schnur von fünf und zwanzig Faden nach der Tiefe forschten, ohne den Grund zu berühren. Auf einmal aber verringerte sich die Tiefe bis auf fünf Faden, wobei die Flut sehr heftig gegen das Ufer trieb, weswegen sie sogleich vor Anker kamen. Die dritte Spizze in dem Flusse Kongo, die gegen Ost halb Nord läuft, eine halbe Meile weit, ist die Spizze Soni oder Sogno, bei welcher sie eine grosse Anzahl Negern erblikten. Nun fuhr der Schiffer in der Pinnasse ans Land.

Kurze Zeit darauf kam die Pinnasse mit zwei von den Einwohnern an Bord zurük, welche gebrochen Portugiesisch redeten, und die Nachricht mitbrachten, daß in der Stadt Sogno oder Soni eine gute Zahl Sklaven zu verkaufen wäre. Diese Stadt ist der ordentliche Siz des Herrn oder Grafen von dem Lande Sogno, sie liegt bei fünf Meilen landwärts von dieser Erdzunge. Sie meldeten dabei, daß nur ein englisches und ein holländisches Schiff zu Kabinda wären, die ihre Zahl von Sklaven beinahe schon völlig an Bord gebracht hätten.

Gegen Abend wurden einige Mann auf der Schaluppe ausgeschikt, um an dem Ufer zu fischen; diese kamen mit einer ziemlichen Menge Fische zurük, die in einem mit Gebüsche bewachsenen Teiche, nicht weit von dem Gestade, gefangen waren, an welchem sie selbst nicht fischen konnten, weil ihre Nezze zu kurz waren. Die Negern die um diese Erdzunge herum wohnen, sind alle Fischer und wohl gesittet. Sie konnten ihnen aber keine Erfrischungen verschaffen, ausser einigen Töpfen Palmwein, welche ziemlich weit aus den Lande herkamen. Es werden Sardellen in dem Zaire gefangen, die so groß und fett sind, als Häringe. Zu diesem Ende bedienen sie sich eines sehr langen runden Stekkens, der so hart wie Eisen, und so dik ist, daß eine gewisse Zahl Pfeile an das Ende desselben ganz dicht an einander bevestigt werden können, die etwa einen Umfang von sechs bis sieben

Spannen einnehmen. Es gibt auch Flußpferde in diesem Flusse.

Als sie zuerst ankerten, war die Flut klein in Vergleichung dessen, wie sie um sechs Uhr des Abends ward, da sie plözlich den Strom hinunter schoß, und bis um zehn Uhr stehen blieb. Die Negern an der Mündung des Flusses sind alle Katholiken, und führen portugiesische Namen. Manche tragen einen grossen Rosenkranz an dem Halse, an welchem ein Kreuz hängt. Auf der Spizze von Soni ist eine kleine Kapelle, die dem heiligen Antonius geweiht ist.

Am 29sten fuhr der Schiffer in der Pinnasse ans Land, und die Schaluppe wurde ausgeschikt, in dem obgedachten Teiche zu fischen: sie konnte aber weder die Spizze von Soni umfahren, noch sonst wo in der Nähe landen, indem die Brandung so heftig war, daß sie genöthigt waren, an Bord zurükzukehren. Mittags hatte die Schaluppe, welche das Langboot fortzog, viele Mühe, mittelst der Segel und Ruder um die Spizze herumzufahren, und kam des Abends mit einer ziemlichen Menge Fische, unter andern mit zwanzig Zoll langen Schollen, an Bord zurük.

An eben dem Tage fuhr der Schiffer und Untersteuermann, nebst zwei oder drei schwarzen Wegweisern, aus Soni auf der Pinnasse in die Bucht bei Soni, zwölf kleine Meilen weit, und ruderten den ganzen Tag. Nachdem sie ans Land

gesezt waren, giengen sie noch anderthalb Meilen weit zu Lande bis in die Stadt, wo sie eine gute Zeit aufgehalten wurden, ehe sie den Grafen zu sprechen bekamen. Als sie endlich zur Audienz gelassen wurden, überreichten sie ihm, nach der Gewohnheit des Landes, sechs Ellen feinen Ziz, welches er gnädig aufnahm, und ihnen darauf eine Henne zurichten, und in einer schlechten zinnernen Schüssel auftragen ließ. Als der schwarze Prinz oder Graf den Hauptmann im Gespräche sagen hörte, daß er gekommen wäre, um Sklaven zu erhandeln, so fragte er ihn, ob er auch gehörige Sorge tragen würde, daß diese Sklaven in dem kristlichen Glauben unterwiesen würden, und ob er den portugiesischen Pater hier besucht hätte? Wobei er ihm zu verstehen gab, es wäre nöthig dieses zu thun. Darauf beurlaubte er ihn, und gab ihm eine Ziege und sechs Hüner zum Geschenke.

In der Nacht um eilf Uhr kam der Hauptmann an Bord, in Begleitung des **Maufouge**, (**Maufukka**) daß ist des Einnehmers der Weissen, des **Manchingue**, und **Manan bache** dreier vornehmer Herren, welche der Graf zu Besichtigung der Waaren abschikte, da indessen der Untersteuermann als Geisel zu Soni zurükblieb.

Am 30sten August besahen diese Beamten die Waaren, und bezeugten ihr Wolgefallen darüber. Sie assen, weil es Freitag war, Butter und Käse; denn der Graf ist nebst seinem ganzen Hofe rö-

mischkatholisch, und hält sich zwei portugiesische Mönche aus dem Bernhardinerorden, von welchen einer vor kurzem gestorben war. Diese vornehmen Negern trugen lange Rosenkränze und ein Kreuz, nebst einigen Agnusdei an dem Halse. Nachmittags um drei Uhr begaben sie sich wieder nach Soni, wohin sie der Hauptmann begleitete, um mit dem Grafen in Unterhandlung zu treten. Allein, sie konnten zu keinem Vergleiche kommen, indem der Graf darauf bestand, daß weder er noch seine Unterthanen sich auf einen Sklavenhandel mit ihnen einlassen könnten, wenn sie nicht den portugiesischen Pater vorher zufrieden gestellt hätten, indem er vorgab, daß es nicht in seiner Macht stände, sie, ohne des Priesters Bewilligung, Sklaven in seinen Landen kaufen zu lassen. Der Hauptmann ward daher genöthigt, nachzugeben, ob er gleich Anfangs sehr ungeneigt dazu war.

Als er nun den Pater besuchte und ihm sein Vorhaben hinterbrachte, so machte derselbe einige Schwierigkeiten, indem er anführte: daß die Engländer ihre Sklaven den Kezzern zu Barbados zubrächten, wo, wie er gewiß wüßte, die armen Leute nimmermehr etwas von dem kristlichen Glauben erfahren würden. Darauf wies der Hauptmann seine Kommission vor. Weil aber der Priester kein Englisch verstand, so verlangte er, daß sie ins Lateinische oder Portugiesische übersezt werden möchte, Da aber Niemand im Stande war, dies zu thun, schien er ihm sein Ansuchen zu bewilligen.

Der

Der Graf von Soni befahl darauf den übrigen drei Beamten, nebst seinem Sekretär, welcher Portugiesisch lesen und schreiben konnte, und von einem höhern Range war, als die drei andern, mit dem Hauptmann an Bord zu gehen, die Beschaffenheit seiner Ladung zu untersuchen, und ihm Bericht darüber zu erstatten.

Sie empfiengen und bewirtheten diese Beamten, so gut als möglich am Borde, und tranken des Grafen, des Paters und ihre Gesundheiten nach einander, und bei jeder Gesundheit wurden fünf Kanonen abgefeuert. Diese Leute blieben bis zum zweiten September am Borde, und kehrten darauf mit einem gewissen Vorrathe von Waaren nach Soni zurük, um die Niederlage, die sie daselbst angelegt hatten, damit zu versehen, nachdem unsern Seefahrern die Versicherung gegeben war, daß sie in zwei Monaten, oder aufs längste binnen zehn Wochen, eine Ladung von fünfzehnhundert Sklaven einnehmen dürften. Sie errichteten daher die Niederlage zu Soni, der ordentlichen Gewohnheit zuwider, nach welcher die Niederlage bei der Bucht oder dem Flusse zu Soni seyn sollte. *)

Am 5ten waren sie ferner beschäftigt, den Preiß der Sklaven festzusezzen, einen Mann zu acht, und eine Frau zu sieben Stükken, die Kna-

*) Dies ist wahrscheinlich (der angeführten Spezialkarte zu folge) ein kleiner Nebenfluß der nahe an dem Ufer in den Zaire fällt.

ben und Mädchen nach Beschaffenheit ihres Alters und ihrer Stärke. Weil sie aber befürchteten, wie es hernach die Erfahrung zeigte, daß diese Negern von Soni, die, in Absicht auf den Gebrauch ihrer Sklaven, an der Meinung ihres Paters hiengen, sie nur vergeblich aufhalten möchten, so sendeten sie ihr Langboot nach Kabinda, um zu sehen, wie der Handel daselbst stände; weil sie von einem Neger die Versicherung erhalten hatten, daß sie dort ihre Handlung eher zu Stande bringen würden. Sie glaubten demselben um desto lieber, weil er ziemlich gut englisch redete, und verschiedene Zeugnisse von englischen Hauptleuten wegen seiner Ehrlichkeit vorwies. Dieser Neger rieth ihnen, eine Gesandtschaft, an den Herrn dieses Landes abzuschikken. *)

Am 7ten kam ein Kahn mit drei Elefantenzähnen von mittelmäßiger Grösse an Bord, die zusammen auf hundert und fünfzig Pfund wogen, und wofür die Negern eilf Stükke verlangten. Sie boten sieben darauf, konnten sie aber nicht bekommen.

Am folgenden Tage giengen ihre Leute auf das Fischen aus, und brachten so viele Fische zurük, daß das Schiffsvolk drei bis vier Tage lang genung daran hatte. Sie wurden hier weit mehr als zuvor gewahr, daß die Flut wenig oder gar keine Kraft hatte, da hingegen die Ebbe, besonders zu

*) Nämlich an den Fürsten von Angoi. (M. s. oben)

gewissen Zeiten, drei oder vier Stunden nach einander unglaublich schnell war, beständig ablief, und nicht nur Stämme von Bäumen, sondern auch ganze Stükke Erdreich mit sich wegführte, die mit kleinen Bäumen und Gebüschen bewachsen waren, und als kleine Inseln herumschwammen, so daß es ihren Booten oft unmöglich fiel, über die Spizze von Soni hinauszukommen, sondern sie genöthigt waren, an der einen Seite zu landen, und ihr Boot über die Erdzunge, welche sehr schmal ist, auf die andere Seite in das Wasser hinüberzuziehen.

Ihr Obersteuermann, der als Faktor zu Soni geblieben war, meldete, daß ihre Handlung nicht eher ein vortheilhaftes Ansehen gewinnen würde, als bis sie mit dem Grafen wegen des Preises der Sklaven, wie auch des Gehalts der Waaren und der königlichen Zölle eine gewisse Einrichtung getroffen hätten. Am 15ten begab sich deswegen Casseneuve nach der Stadt Soni und besuchte daselbst den portugiesischen Mönch, welchen er mit einigen europäischen Erfrischungen beschenkte, was er nämlich von einer Reise von fünf Monaten übrig behalten hatte. Der Priester nahm das Geschenk freundlich auf, und gab dagegen Casseneuve einige schöne süsse Pomeranzen und Bananas, und sezte ihm Wein vor. Darauf besuchte er den Grafen, der auf einem grossen Stule mit blossen Kopfe saß, den er nur erst hatte bescheeren lassen. Auf den Achseln trug er einen kurzen schwarzen Mantel,

Seine Beine waren bloß, und an den Füssen trug er Pantoffeln. Als Casseneuve in das Zimmer trat, machte er ihm ein Zeichen mit der Hand, daß er sich ihm gegen über sezzen sollte, und nach einigen Gesprächen über die Handlung, ließ er einen grossen Topf Palmwein herbringen, und ihm überreichen. Er selbst aber trank zuerst aus einem grossen silbernen Becher, der auf ein silbernes Blech gesezt war.

Die Wohnung dieses Herrn war durch Bretter in verschiedene niedrige Zimmer abgetheilt, deren einige mit allerhand Farben und Figuren bemalt waren. Das Haus des Mönchs hingegen war besser und geräumiger, und hatte auch einen hübschen Garten, der ganz artig mit allerhand afrikanischen Bäumen und Gewächsen besezt war. Er bestand aus anmuthigen Gängen, die meistentheils schattigt, wie kleine Lustwäldchen, waren. Seine Kapelle hatte drei Glokken.

Sie verglichen sich insgeheim mit dem Grafen wegen des Preisses der Waaren, den Mann zu acht, und eine Frau zu sieben Stükken. In Ansehung des Maaßes der Waaren sollten sechs Fuß und zwei zu jedem Faden für ihn, und nur fünf Fuß zu einem Faden für das gemeine Volk gerechnet werden, indem er allezeit den besten Handel für sich selbst schloß.

Am 16ten September kam die Mannschaft von ihrem Langboote, welche den 7ten nach Kabinda

abgegangen war, auf der Schaluppe eines englischen Schiffes, die daselbst lag, zurük, weil es nicht möglich war, der Flut auf dem Boote zu widerstehen. Weil der Hauptmann kränklich war: so gieng er zu Lande von Kabinda nach Bomankoi, und von da aus in einem Kahne an Bord, wobei er sich sehr über die rohe Gemüthsart der Negern beschwerte.

Weil sie besorgten, daß die Handlung zu Soni schlecht von statten gehen möchte: so hielten sie für gut, keine Zeit zu verlieren, um einen bessern Ort zu einer Niederlage oder Faktorei auf dem Flusse Kongo auszusuchen.

Sie erhielten auf Befragen die Nachricht, daß sie an der Nordseite des Flusses bei einem Orte, die Spizze Ittaar (oder Dschittaer) genannt, etwa sechzehn bis achtzehn Meilen den Fluß hinauf gegen Osten, sich niederlassen, und mit den Einwohnern des angränzenden Landes Zayri oder Serri,*) Handlung treiben könnten. Dem zu Folge reisete Casseneuve am 21sten September auf der Pinnasse an besagten Ort, und ward bei dem Aussteigen von dem Hauptmann des Dorfes Ittaar wohl empfangen, welches an der Südseite einer Bucht, etwas nordwärts von der Spizze liegt, wo sich der Fluß Zayri mit dem Flusse Kongo vereinigt. **)

*) Eigentlich Kongo.

**) Dies ist wol ein Irrthum, denn der Hauptfluß von

Dieser Hauptmann rieth ihm, nachdem er ihm ein Haus monatlich zu zwei Stükken verschafft hatte, den König von Zayre zu besuchen, und die Erlaubniß, mit seinen Unterthanen zu handeln, von demselben auszuwirken, indem dieses eine nothwendige und allezeit gebräuchliche Sache wäre. Nachdem sie sich hierzu entschlossen hatten: so schikte der alte Neger-Hauptmann noch Abends um zehn Uhr den Stiefbruder des Königs Menlembele zu Lande nach Zayri ab, um den König von ihrem Vorhaben zu benachrichtigen, und ihn zu ersuchen, daß er einige von seinen Bedienten nach Ittaar schiken möchte, die der Niederlage zur Wache dienen, und sie um mehrerer Sicherheit willen umgeben sollten.

Am 23sten, als Casseneuve mit dem alten Hauptmann in der Niederlage war, um die Sachen in Richtigkeit zu bringen, hörte er einen grossen Lärm, und den Schall von einer Trompete und Trommel, welcher vor den Bedienten des Königs und dem Negern Menlembele vorhergieng. Diese hielten Anfangs vor dem Hause des Hauptmanns, und kamen hernach vor die Niederlage. Der Mangove, einer der vornehmsten königlichen Bedienten, gieng an der Spizze der übrigen, und ließ einen Sonnenschirm von einem Diener über seinem Kopfe tragen, Ihm folgten, ausser den königlichen Be-

Kongo heißt Zayre, und nimmt mehrere Nebenflüsse auf.

dienten, zwanzig bis dreissig andre Negern. Als sie hineintraten, ließ sie Casseneuve mit einigen Schüssen von kleinem Gewehre begrüssen. Darauf sezten sie sich, ihrer Gewohnheit nach, auf einige auf die Erde ausgebreitete Matten, wo er ihnen etliche Schlukke Branntwein zu trinken gab. Nach einem förmlichen kurzen Zeremonienbesuche begaben sie sich wieder in das Dorf, und der Magove erhielt eine Flasche Aquavit zum Geschenke.

Am folgenden Morgen kamen diese Beamten abermals in die Faktorei, und nachdem ihnen Casseneuve ein Schwein und zwei Büschel Bananas geschenkt hatte, kehrten sie in das Dorf zurük, ohne etwas von der Handelschaft zu erwähnen, indem diese Leute voller Zeremonien und Formalitäten sind. Bald hernach aber kamen sie wieder, und der Mangove hinterbrachte dem Casseneuve, er sei von dem Könige nebst gegenwärtigen Beamten abgeschikt, um ihn zu versichern, daß er es sehr wohl zufrieden seyn würde, wenn die Weissen eine Niederlage hier anlegten, und daß er zu gleicher Zeit den Einwohnern völlige Freiheit ertheilte, mit ihm zu handeln, und ihnen zugleich untersagte, den Weissen auf irgend eine Art hinderlich und beschwerlich zu fallen.

Darauf nöthigten diese Beamten den Casseneuve, fünf Diener in seinen Sold zu nehmen, die der Faktorei aufwarten, und die Sklaven, welche er kaufte, so lange bis sie an Bord kämen, in

Verwahrung nehmen sollten. Zwei von diesen Dienern gehörten dem Mangove selbst zu, einer dem Manchingue, einer dem alten Ittaar, und einer dem Malebuke. Diese fünf Leute sollten wöchentlich für ihren Dienst einen Faden Maaß, jedoch ohne Kost haben, und gehalten seyn, allen Schaden und Verlust, den die Faktorei leiden möchte, zu ersezzen, und alle erforderlichen Dienste zu thun.

Es ist hier die Gewohnheit, daß solche Diener für alles, was ihrer Verwahrung anvertraut wird, stehen müssen; und wenn einer von den Sklaven, welche die Weissen haben, gestolen wird oder entläuft so müssen sie seinen Werth bezahlen; wenn sie das aber nicht können, so werden sie an seiner Statt zu Sklaven gemacht. Weil dessenohngeachtet alle diese Negern gar sehr zum Stehlen geneigt sind, und grosse Geschiklichkeit darin besizzen; so ist es immer nöthig, genau Acht zu geben auf diese Bedienten, und ihnen nicht zu viel zu trauen; weil man sich vielleicht auf ihre Bürgschaft verläßt. Denn wenn sie etwas, das ihnen gefällt, kriegen können, so tragen sie es fort, und kommen nie wieder in die Faktorei.

Der Mangove und die Beamten besichtigten die Waaren, und schienen wol damit zufrieden zu seyn. Darauf giengen sie wieder mit einem grossen Topfe Palmwein in die Faktorei, um mit dem Faktor zu zechen, wobei sie ihm neue Versicherungen von einem geschwinden Sklaven- und Proviantthan-

bel gaben, und darauf nach Hause giengen. Der Faktor beschenkte den Mangove mit einem Faden Zizze, und einen jeden von den andern grossen Beamten, wie sie sich selber nennen, mit zwei Messern und einem Schlukke Branntwein.

Am 25sten reisete Casseneuve zu Wasser auf Kähnen in Begleitung dieser Beamten ab, um dem Könige aufzuwarten, und landete abermals an einem Orte bei dem Flusse Zayre, vier Meilen hinter der Spizze Ittaar. Sie erboten sich, ihn noch sieben bis acht Meilen bis nach Zayri in einer Hangmatte tragen zu lassen, welches ihre Art zu reisen ist. Er aber wollte lieber zu Fusse gehen. Als sie in der Stadt ankamen, ruhte er ein wenig in dem Hause eines von den königlichen Bedienten aus, wo drei Edelleute zu ihm kamen, und ihn im Namen des Königs zu bewillkommen und sich zugleich bei ihm zu beschweren, daß er nicht bei seinem Einzuge nach Zayri aus seinem kleinem Gewehre hätte Salven geben lassen, wie es bei Besuchung eines jeden, vielmehr aber des Königs, gewöhnlich ist. Casseneuve entschuldigte sich damit, daß ihm diese Gewohnheit unbekannt gewesen, und fügte noch zu ihrer ferneren Befriedigung hinzu, daß sein Gemüth niedergeschlagen wäre, weil er einen seiner Anverwanden krank am Borde verlassen hätte; womit sie zufrieden zu seyn schienen.

Nachmittags um zwei Uhr ward mit folgender Zeremonie zur Audienz geführt. Der Mangove

ließ ihn zur rechten Hand gehen, und hinter ihn Einen hertreten, der einen Sonnenschirm, zur Bedekkung von der Hizze, über ihm trug. Vorher giengen vier Edelleute. Die andern Beamten giengen nach ihrem Range hinter dem Mangove, nebst vielen andern gemeinen Negern. Als sie nahe bei dem königlichen Palaste waren, so hielten sie eine Zeit lang stille; weil ihnen gemeldet wurde, der König verrichtete seine Andacht bei seinen Gözzen. Darauf zogen sie durch zwei Ringmauern, oder nach der Art des Landes gemachte Höfe, in einen grossen Hof, wo bei zweihundert Negern auf dem Sande sassen, die theils königliche Hausgenossen, theils vornehme Leute aus der Stadt waren, welche die Neugierde, die Weissen zu sehen herbeigelokt hatte.

Der König saß an dem einen Ende dieses geräumigen Hofes, auf einem fünfzehn Zoll hoch von der Erde erhöhten Sizze. Den Rükken hatte er nach der Mauer zugekehrt, und zu seinen Füssen lag, statt eines Teppichs, die Haut einer Antelope. Seine Kleidung bestand in einem langen scharlachenen Mantel, den ihm kurze Zeit zuvor, wie sie hernach erfuhren, ein Engländer Namens Moncriff gegeben hatte. Sein Kopf und seine Füsse waren bloß. Mitten um den Leib hatte er einen Schurz aus der Rinde Matamba, und vor ihm stak eine Lanze in der Erde. Er war ein alter Mann von eben keinem sonderlichen Ansehen.

Casseneuve saß dem Könige gegen über, zehn Fuß weit von ihm. Neben dem Könige stand eine Frau, die einen Topf mit Palmwein bei sich hatte. Auf zehn Schritte weiter waren zehn bis zwölf Negern, in sizzender Stellung, die mit Flinten bewaffnet waren. Mitten unter ihnen war einer in einem scharlachnen Mantel, mit goldnen Franzen, der diese Kleidung ihren Gözzen zu Ehren trug. Die Frau reichte dem Könige einen Becher mit Palmwein; und so oft als er trank, klopften alle Negern zum Zeichen ihrer Ehrerbietung, in die Hände.

In dem Raume zwischen dem Könige und Casseneuve lag der königliche Dollmetscher auf den Knien, jedoch näher bei dem Könige. Demselben ward ein Eid aufgelegt, daß er alles, was der Weisse sagen würde, getreulich verdollmetschen wollte, und zwar auf folgende Art. Der Dollmetscher rieb die eine Hand zu verschiedenen malen mit Erde, und brachte, so oft er dieses that, die Hand an die Stirn, und rieb dieselbe. Darauf nahm er einen von des Königs Füssen in die Hände, spukte auf die Sole, und lekte es mit der Zunge auf. *)

Nach Vollendung dieser Zeremonie wendete sich der Dollmetscher an Casseneuve, und ersuchte den=

*) Wir haben schon gesehen, daß ähnliche Zeremonien bei allen Negerdespoten Hofsitte sind. (M. s. z. B. im XI. B. d. W.)

selben, sein Verlangen vorzubringen. Als dies geschehen war, sagte er dasselbe dem Könige in seiner Sprache vor. Darauf richteten sie den Preiß der Sklaven ein, nämlich für einen Mann den der König verkaufen würde, acht Stükke, und für alle andere sieben und ein halbes Stük, eine Weibsperson aber sollte sechs und ein halbes Stük gelten. Der König und das gemeine Volk sollten einerlei Maaß von Waaren haben. Es sollte nämlich ein jedes Stük zu vier Faden, und jeder Faden zu vier und einem halben Fusse gemessen werden. Hierauf bezeugte der König sein Vergnügen darüber, daß die Weissen eine Faktorei zu Ittaar angelegt hätten, und versicherte ihn, daß es eine grosse Menge Sklaven in seinen Landen gäbe.

Casseneuve beschenkte den König mit zwei Faden schwarzen Baftas, und einem Flaschenfutter Branntwein. Er bezeugte sich sehr vergnügt dabei, und sang dazu einige Verse in seiner Sprache, die er dreimal wiederholte, wobei die Negern jedes Mal in die Hände klatschten. Der König ließ Casseneuve alle Flaschen, die er ihm geschenkt hatte, kosten, welches hier gewöhnlich ist, um den Verdachte des Giftes zu vermeiden.

Nach diesem Gehöre gieng er mit einigen Herrn vom Hofe zur Stadt hinaus, welche ihm neun bis zehn Landstrassen zeigten, die zu vielen grossen Städten führten, die reichlich mit Sklaven versehen wären, wie auch die Heerstrasse nach dem Königs-

reiche Kongo, auf welcher jährlich eine grosse Menge Sklaven nach Rabinda geführt wird. Diese Herren sagten ihm, daß, so bald die Einwohner von Kongo, die nicht weit von Zayri entfernt sind, erfahren würden, daß die Weissen eine Faktorei zu Ittaar hätten, so würden sie bald von allen Orten her mit Sklaven dahin kommen, um sich die mühsame Reise nach Rabinda zu ersparen, welches zwanzig bis fünf und zwanzig Meilen weiter hinunter an dem Ufer liegt.

Am 27sten September kamen zwei von den schwarzen Bedienten aus der Faktorei zu Ittaar nach Zayri, und meldeten, daß der Unterfaktor daselbst Befehl von Barbot und dem Hauptmann erhalten hätte, die Faktorei zu verlassen, und alle Waaren zu dem Schiffe herunter zu bringen, welches nur noch ihre Ankunft erwartete, um nach Rabinda abzusegeln; indem sie neue Versicherungen erhalten hatten, daß sie die Zahl ihrer einzuhandelnden Sklaven in kurzer Zeit daselbst voll machen würden.

Als der König dieses erfuhr, so schikte er zwei von seinen Edelleuten zu Casseneuve, um sich dieser Sache wegen zu erkundigen. Er aber lehnte es von sich ab, eine gerade Antwort zu geben, indem er sich nichts gutes versah, weil der König des Vergleichs wegen, den er nur den Tag zuvor mit ihm geschlossen hatte, zornig seyn würde. Er sagte daher, der Unterfaktor hätte manchmal seine bösen

Stunden, und deswegen konnte man sich auf das, was er sagte, nicht verlassen.

Um eilf Uhr besuchte Casseneuve den König, und bat ihn, dem was von Aufhebung der Faktorei zu Ittaar gesagt worden, keinen Glauben beizumessen. Darauf nahm er bei ihm Abschied, in der Absicht dahin abzugehen, und nahm vier Sklaven mit, nämlich einen Mann, eine Weibsperson, und zwei Knaben, welche der König ihm auf Kredit gab, wofür seine Beamten zu Ittaar die Bezahlung einheben sollten. Als der König sah, daß Casseneuve (nach der Gewohnheit der Europäer) die Glieder der Sklaven betastete; so fieng er und seine Grossen, die um ihn standen, an laut zu lachen. Jener fragte den Dollmetscher, worüber sie so lachten, der ihm zur Antwort gab, darüber, daß er die Sklaven so genau untersuchte. Der König aber schämte sich dabei so sehr, daß er ihn bat, um des Umstandes willen es etwas mehr insgeheim zu thun.

Weil Casseneuve auf seiner Reise nach Zayri zu Fusse sehr viele unwegsame Oerter und Wasser gefunden hatte, über die er sich auf den Achseln der Negern hatte tragen lassen, so stellte er seine Rükreise bis zu der nächsten Schiffslände, an dem Flusse Zayre, auf einer Hangmatte an, wobei ihn den ganzen Weg hindurch drei königliche Edelleute begleiteten, und einige Negern seine Sklaven führten. Als sie die Schiffslände erreichten, fanden sie

Kähne, welche ihn bis an die Bucht von Ittaar führten, und am 28sten Tag des Morgens um sieben Uhr kam er in der Faktorei an, in welche seit seiner Abreise nur zwei Sklaven gebracht worden waren.

Als der Unterfaktor dem Casseneuve seinen Befehl, die Faktorei aufzuheben, vorzeigte, entschlossen sie sich, demselben in der Nacht, wenn die Negern schliefen, nachzukommen. Demnach liessen sie ihre Waaren einzeln um Mitternacht durch das Dach des Hauses, welches ganz und gar aus einem Stükke bestand, und nur von gabelförmigen Pfählen gestüzt wurde, bis zur Pinnasse schaffen. Dies alles konnte nicht geschehen, ohne daß ihre schwarzen Bedienten darum wußten, welche in der Stadt Lärmen gemacht hatten, daß sie Willens wären, fortzugehen. Sie waren daher genöthigt, es zu läugnen, daß sie dergleichen Absicht hätten, um die Leute, so viel möglich, ruhig zu machen. Mit Anbruche des Tages waren ihre übrigen Waaren in die Pinnasse gebracht, und nur so viel davon zurükgelassen, als zu Bezahlung ihres Hauszinses, und zur Besoldung ihrer schwarzen Diener auf einen Monat nöthig war, ob sie gleich dieselben nur eine Woche gehabt hatten. Sie liessen auch die, den Tag zuvor von Zayri mitgebrachten, vier Sklaven zurük, weil sie dieselben nicht bezahlt hatten. Die Pinnasse wurde nun durch zwei Weisse aus der Bucht hinaus gebracht, damit die Negern nicht, wenn sie alle hineingiengen, aus dem Gebüsche

auf sie feuerten. Unterdessen giengen die Faktore und einige Weisse mehr zu ihrer Bedekkung bewaffnet längs dem Gestade fort, bis sie an eine Spizze kamen, die zur Zeit der Ebbe trokken ist, da sie sich sämmtlich in die Pinnasse begaben, und ohne Hinderniß an Bord gelangten. Daselbst kamen sie Nachmittags um ein Uhr an, zu grosser Freude ihrer Gefährten, welche befürchtet hatten, sie möchten bei dieser Unternehmung unglüklich seyn.

Die Negern in der Stadt Zayri begegneten dem Casseneuve mit überflüßiger Höflichkeit, und die meisten Grossen vom Hofe legten bei ihm Besuche ab. Ein jeder beschenkte ihn, entweder mit einer Henne, oder Bananas, oder mit einem Kalabasche voll Palmwein. Er bekam über dieses zu jeder Mahlzeit eine gekochte Henne, wovon er die Flügel und die Keulen aß. Zu dem übrigen aber hatte er keinen Appetit, indem es nach ihrer Gewohnheit mit den Eingeweiden gekocht war.

Die Einwohner von Zayri sind bloß zur Handlung geneigt, indem sie nach der Art des Landes sehr träge sind, und alle Hausgeschäfte ihren Weibern überlassen, welche eigentlich ihre Sklavinnen sind, da sie nicht nur alle schwere Arbeit zu Hause verrichten, sondern auch das Getreide säen und ärndten, Brod bakken, und Essen für die Familie anrichten. Unterdessen schwazzen die Männer mit einander und trinken fast den ganzen Tag über Palmwein Die Weiber dürfen nicht eher kommen, als

bis

bis sie gerufen werden; und wenn sie die Erlaubniß erhalten, so kommen sie auf eine sehr demüthige Art, klatschen in die Hände, ehe sie den Becher annehmen, welches sie kniend thun, und entfernen sich sogleich, so bald sie getrunken haben, es müßte ihnen denn befohlen werden zu warten.

Diese Weiber leben keusch, wenn sie verheurathet sind; wenn aber eine ausschweift, so steht es in des beleidigten Ehemanns Macht, sie fortzuschaffen, und ihr nicht nur die Morgengabe wieder zu nehmen, sondern auch ihrem Liebhaber eine Geldbusse aufzulegen. Ihre Heurathen geschehen ohne viele Zeremonie. Denn ein junger Mann, der nur eine Elle bunten Kaliko oder Leinwand hat, seiner Braut einen Schurz zu machen, und nur etwas im Vermögen besizt, ein Haus zu kaufen, darf bloß bei ihren Eltern oder Freunden um sie anhalten, so wird ihm seine Bitte gewährt. Manche, die sich etwas Geld unter den Weissen verdienen können, thun groß damit, daß sie ihre Weiber noch ein Stük Tuch um die Brust tragen lassen, welches über den Schurz herunter hängt. Die reichen Negern schmükken ihre Arme und Füße mit glänzenden kupfernen Ringen, von denen viele zehn Pfund schwer sind, welches macht, daß sie einen langsamen und gezwungenen Gang haben.

Wenn Jemand stirbt, so legt seine Familie den Leichnam sizzend unter ein Zelt, das von einer Stange gehalten wird, gibt ihm eine Tobaks-

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

pfeife in die Hand, und legt seine besten Sachen um ihn herum. Dahin kommen alle Morgen und Abende seine Anverwandten und die Einwohner der Stadt, welche mit Singen und Wehklagen um das Zelt herumgehen. Bei diesen Gelegenheiten halten die alten Leute, besonders die Weiber, einige Reden mit vielen lächerlichen Geberden. Ein jeder von denen, die diesem Aufzuge beiwohnen, bringt dem Verstorbenen ein Geschenk mit, welches in einem Faden Tapseil, Zizzen, Kaliko, schwarzen Baftos, oder Nikane besteht. Diese Stükke falten und wikkeln sie eins über das andere um den todten Leichnam, bis er wie ein Ballen Zeuch von allerhand Farben aussieht, und so dik wird, wie ein grosses Faß. Wenn der Körper anfängt zu faulen, so bestreichen sie diesen Ballen mit einer röthlichen Farbe, und tragen den Körper in eben der sizzenden Stellung zu Grabe. Da Casseneuve keine Gelegenheit gehabt, dergleichen Leichenbegängniße anzuschauen, so sagt er auch nichts weiter davon.

Casseneuve verließ Zayre sehr ungern so plözlich, nicht allein wegen der starken Handlung, die er daselbst zu finden hoffte, sondern auch wegen der Höflichkeit der Einwohner. Zum Vortheil derer, welche etwa nach ihm dahin kommen möchten, ließ er eine Karte von diesem Flusse aufnehmen.

Die Stadt Zayre liegt nicht weit von diesem Flusse gegen Westen, ist ziemlich groß, und enthält sieben bis acht hundert Häuser. Es liegt noch ein

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

ander Dorf bei dem Flusse Zayre; aber die Strasse zwischen diesen beiden Orten wird durch die vielen Teiche und Bäche, durch welche man manchmal zwei oder drei Fuß tief waten muß, sehr unbequem gemacht. Den halben Weg hindurch liegen auf jeder Seite einige Dörfchen nicht allzuweit von der Straße ab, in einem offnen dürren Lande.

Bei dem Flekken Jittaar, hält der König von Kongo einen Einnehmer, um die Zölle von den Fischen, die in der Gegend herum gefangen werden, einzunehmen, indem die Landschaft Zayri ihm zinsbar ist. Die Ursache, welche sie nöthigte, die Faktorei zu Sogno aufzuheben, war, weil die vornehmen Negern darauf drangen, daß sie eben das Maaß von Waaren haben wollen, welches der Graf für sich allein bedungen hatte. Ueberdieses war der Graf, vielleicht aus Gefälligkeit gegen seine Unterthanen, nicht geneigt, ihnen seine Sklaven zu überlassen, indem er zur Ursache anführte, daß sie keine Kristen wären, und daß sie, wie man ihm gesagt, dieselben an Türken und Kezzer zu verkaufen pflegten. Dies brachte sie auf den Entschluß, Sogno zu verlassen, und zu versuchen, was zu Bomankoy auf der andern Seite des grossen Flusses Zayre oder Kongo auszurichten wäre, ehe sie nach Kabinda segelten, wo sie ihre Zahl voll zu machen hofften.

Diesem Entschlusse zu Folge, schafften sie ihre Waaren am 21sten September von Sogno weg, wobei sie alle Kosten und Abgaben doppelt bezahlen

mußten, welche die Negern aus Verdruß von ihnen erpreßten; und da hundert derselben gegen einen von ihnen waren, so hielten sie es der Klugheit gemäß, nachzugeben.

Die gangbarsten europäischen Waaren waren damals schwarze Boys, grobes, schlechtes Papier, messingene und kupferne Bekken, ostindische Zizze, Pulver, Musketen und Korallen. Mit den Messern sind die Negern so häufig schon versehen worden, daß sie solche nicht einmal mehr wie sonst für Elfenbein nahmen. Sie machten auch nicht viel mehr aus Branntwein in kleinen Flaschenfuttern, welches sie sonst sehr gern hatten.

Gegen das Vorgebirge **Padron** auf der Südseite des grossen Flusses Zaire ist ein grosser Salzteich, in welchem täglich alle Weiber aus dem angränzenden Dorfe, das in der Ekke des Waldes liegt, an der Zubereitung des Salzes arbeiten, welches der vornehmste Erwerbzweig der Einwohner dieser Gegend ist, die das Salz auf die inländischen Märkte verführen.

Am 15ten September giengen **Barbot** und Casseneuve mit neun von ihren Leuten auf die Kapellenspizze an dem Ufer spazieren, um Erfrischungen zu suchen. Der leztere gieng mit zwei andern Weissen und ihrem schwarzen Dollmetscher längs dem Ufer fort, und fand von ungefähr einen Fußsteig, der in den Wald führte, dem sie beinahe noch eine Viertelmeile nachgiengen, und darauf

befanden sie sich, ehe sie sich es versahen, bei der obgedachten Salzgrube, in welcher bei hundert Weiber arbeiteten. Bei Erblikkung der Weissen flohen sie alle mit lautem Geschrei davon, und machten noch einen grössern Lärm, als sie sahen, daß jene ihnen nachgiengen. Die Absicht unsrer Europäer war aber nur, sich dem Dorfe, das am Ende des Bachs liegt, zu nähern. Allein sie wurden von etwa zweihundert Negern angehalten, die auf einmal hervor brachen und mit Bogen und Pfeilen, Prügel und Flinten und Hirschfängern bewaffnet waren, und ihnen drohten, sie umzubringen. Casseneuve bot ihnen allerhand kleine Geschenke an, um sie zu besänftigen; aber es half alles nicht. Sie nahmen ihren schwarzen Dollmetscher mit sich fort, um ihn bestrafen zu lassen, daß er die Weissen hieher geführt hätte. Sie waren auf diese Art gezwungen, umzukehren, und ihn ihrer Willkür zu überlassen.

Als sie an die Spizze zurük kamen, wo die Pinnasse ihrer wartete, fanden sie fünfzig von diesen bewaffneten Leuten, die ihnen in dem Walde so hart begegnet, und auf einem andern Wege dahin herausgekommen waren, weil sie sehen wollten, was sie für Gewehr auf dem Boote führten. Da sie aber keines fanden, so schimpften sie auf die in dem Boote zurükgebliebenen Leute, bis sie sich endlich beruhigten, als sie die andern wieder kommen sahen. Die Engländer drohten, sich deshalb bei dem Grafen von Sogno zu beschweren, wel-

ches sie auch den Tag darauf thaten. Aber sowol dieser, als der portugiesische Pater, antworteten ihnen, es wäre dieses eine Art wilder Negern, die, seitdem einige europäische Schiffe Einige von ihnen weggeführt hätten, sich nie mit ihnen hätten aussöhnen oder sonst mit andern zu thun haben wollen. Sie wären auch hierin nicht zu tadeln. Ueberdies wären sie auch sehr eifersüchtig auf ihre Weiber; doch sagte der Graf, daß er sie zwingen wollte, den schwarzen Dollmetscher heraus zu geben.

Am 28sten, eine Stunde hernach, nachdem Casseneuve mit den Waaren und nur zwei Sklaven, den einzigen, die er bekommen konnte, von Zayri zurükgekehrt war, beschlossen sie, ehe sie nach der Bai von Kabinda segelten, zu versuchen, was zu Bomankoy, der Haupt-Banza oder Stadt von Argoy an der Nordseite des Flusses Zaire, mit der Handlung zu thun wäre. Dies geschah auf Ansuchen der Negern, welche bisweilen an Bord kamen, und baten, eine Faktorei daselbst zu errichten: demnach gieng Casseneuve mit dem Obersteuermanne dahin. Der Hauptmann der Stadt nahm sie höflich in seinem Hause auf, und gieng nachher mit ihnen zu dem Mangove des Landes, mit dem sie sich eine Stunde lang besprachen, ohne zu einem Schlusse zu kommen. Er verlangte hohe Zölle, nicht weniger als acht Stükke für sich, sechse für den Maufogue oder Masukka, eben so viel für den Melembele, und

drei Stükke an statt des Zolles für die Faktorei. Ueberdies zwölf Stükke für zwei abwesende Beamte von Bomankoi. Er hatte auch Befehl, auf jede zwanzig von Sklaven, die sie kaufen würden, nicht mehr als dreissig Stükke, nachzulassen, obgleich fünf überhaupt billig gewesen seyn würden. Am 29sten kehrten sie an Bord zurük.

Am 30sten September früh um sechs Uhr lichteten sie den Anker, und segelten nach Kabinda, mit einem Winde aus Südsüdwest, wobei sie gegen Nord und Nord gen Ost steuerten, mit halbem Winde. Es war aber die Flut so stark, daß das Steuerruder bei der Mündung des Flusses das Schiff nicht lenken konnte. Dieses währte bis zu Mittage, da sie die Brandung an der Nordseite des Flusses Kongo zu Gesichte bekamen, welche dazumal noch zwei kleine Meilen von ihnen war. Sie fanden dabei allezeit einen harten sandigen Grund von acht bis fünfzehn Faden Wassers. Des Abends zwischen sechs und sieben Uhr warfen sie den Anker in neunthalb Faden zwei Seemeilen von dem Ufer, weil sie sich fürchteten, zur Nachtzeit bei Kabinda vorbeizustreichen.

Die ganze Küste, von Kabinda bis nach Bomankoi, ist voller Sand, der manchmal drei Seemeilen weit westwärts in die See hineinläuft, und nur einen Kanal zwischen ihm und dem Ufer bloß für Boote und Schaluppen läßt.

Am ersten Oktober segelten sie des Morgens um sechs Uhr mit einem Winde aus Südwest gen Süd, und steuerten so, daß sie der Brandung nie näher kamen, als in sieben und sechs Faden Wasser, bis sie an die Südspizze der Bai Kabinda gelangten. Als sie in dieselbe hineinfuhren, so hielten sie sich an das südliche Ufer in fünf, vier und drei Faden, und um eilf Uhr kamen sie aus Versehen in fünfzehn Faden, da sie den Anker fallen liessen. Die Spizze der Bai lag ihnen westwärts, und das Land um Malimga nordwärts, in der Entfernung von sechs bis sieben Meilen. Sie feuerten wie gewöhnlich, fünf Stükke ab, um den König von Angoy zu begrüssen, dessen Beamte an Bord kamen, sich erkundigten, ob es eben das Schiff wäre, das zu Sogno gewesen, zu versichern, daß sie eine grosse Zahl Sklaven hätten, und daß sie ihnen angenehm seyn sollten, wenn sie ein Waarenlager am Lande errichteten und die Zölle erlegten. Sie liessen wieder sagen, sie wären Willens, den Vorschlag anzunehmen; und wenn der Hauptmann nicht krank wäre, so würde er dem Könige persönlich aufwarten.

Sie fanden in der Rheede von Kabinda ein kleines englisches Schiff, das hundert und zwanzig Sklaven am Borde hatte, und dessen völlige Ladung aus zweihundert und fünfzig bestehen sollte. Das holländische Schleichhändlerschiff, das hier war, als der englische Hauptmann zuerst nach

Kabinda kam, war von einem Schiffe, das der holländischen westindischen Kompagnie als eine Prise zugehörte.

Die europäischen Waaren werden hier nach Stükken, nach Faden und nach Stangen gerechnet. Die Stange hält achtzehn Zoll; drei Stangen machen einen Faden, und vier Faden machen ein Stük aus.

Die Güter, nach denen gefragt wird, sind Annabasses, messingene Bekken, Flinten, Pulver, schwarze Baftas, Tapsals, Pintados, guineische Zeuche, schlechtes, dünnes Papier, Nikanes, einige wenige Messer, Scharlach, Korallen, Flaschenfutter mit abgezogenen Wassern, schwarze Boie, schwarze Glasknöpfe, zinnene Bekken, und zinnene Löffel. Von den sieben leztern Sorten aber nur sehr wenig.

Am 3ten Oktober brachten sie mit den Beamten des Königs die Zölle von allen obgedachten Sorten von Waaren in Stükken, zur Richtigkeit.

Abgaben für den König	47	Stükke.
= = für den Mafukka	31 ½	= =
= = für den Manchias	17	= =
= = für Mafukka Mabouco	17	= =
= = für Manabela	17	= =

Am 4ten fiengen sie an, Waaren ans Land zu schikken, und die Faktorei zu errichten, und be=

zahlten fünf Stükke als Hauszins im Voraus, für so lange, als sie das Haus brauchen würden. Barbot hielt dabei mit zwei andern Europäern beständig genaue Aufsicht. Ausser den schwarzen Dienern, die sie mietheten, gab ihnen der König zwei von seinen eigenen, und jeder oben benannter Beamter einen, so daß sie in allem zehn oder eilf Gromettas hatten, für die sie alle zusammen wöchentlich einen Faden an Waaren bezahlen und sie mit Lebensmitteln versorgen sollten. Bei Aufhebung der Faktorei sollten sie einem jeden Bedienten drei Stükke an Waaren geben. Einer von ihnen diente zum Dollmetscher, und ward gebraucht, den Pöbel abzuhalten, daß er sie nicht beunruhigte, welches sowol hier als zu Zayri geschieht.

Für die Sklaven sezten sie hier keinen gewissen Preis fest, wie zu Sogno und Zayri gewöhnlich ist, sondern sie handelten täglich mit den Eigenthumsherren, wenn sie die Sklaven entweder an Bord oder in die Faktorei brachten. Sie liessen auch das Boot mit einigen Gütern um die Bai hinumfahren, um mit den herumliegenden Dörfern zu handeln; so daß Casseneuve, dem dieser Theil des Handels anvertraut war, vom 7ten des Weinmonats, bis zum 17ten des Wintermonats, fünf und vierzig Sklaven einkaufte.

Am 29sten gieng er ans Land, um für die Faktorei Sorge zu tragen, weil Barbot krank wurde, und bis zum 16ten Dezember hatte er aufs neue acht und vierzig Sklaven eingekauft, macht

zusammen drei und neunzig, als fünf und sechzig Männer, sechzehn Weiber, neun Knaben und drei Mädchen, für siebenhundert und ein und siebenzig Stükke an allerhand Gütern, die sich aus der ersten Hand nach den Waarenzetteln auf drei hundert und zwei und siebenzig Pfund Sterling, sechs Schillinge, und sechs Pfenninge (also auf etwa 3724 Gulden rheinisch) beliefen, so daß der Kopf, einen in den andern gerechnet, ungefähr vier Pfund hoch kam.

Nach diesem waren sie genöthigt, noch ein Stük durch die Bank für die Sklaven mehr zu geben, weil die Negern binnen einer Zeit von acht oder neun Tagen fünf andere englische Schiffe nach einander einlaufen sahen, welche Sklaven und Elfenbein einkaufen wollten, so daß sie keine Sklaven weiter in die Faktorei brachten, bis sie zehn Stükke für einen Mann und neun für eine Weibsperson erhielten. Zu gutem Glükke fehlten ihnen an ihrer vollen Zahl nicht mehr als dreissig bis fünf und dreissig Sklaven, welche sie bald hernach bekamen, so daß sie in allem vierhundert und siebenzehn Köpfe an Männern, Weibern, Knaben und Mädchen am Borde hatten. Daraus erhellt, wie ungewiß der Preiß der Sklaven ist, indem es auf die Menge und Seltenheit derselben, und die Zahl der Schiffe, die hier sind, ankömmt. Sie hielten das für einen mäßigen Preiß, wenn ein Mann sieben bis acht, und ein Weib sechs bis sieben indianische Stükke gilt, wie es die Franzosen nennen.

Da sie zu wenig Lebensmittel für ihre Sklaven hatten, so kauften sie am 31sten Dezember von einem englischen Schiffshauptmanne Criford, hundert Körbe Mais, obgleich um einen sehr theuren Preiß, nämlich für ein Stük ihrer besten Sorte von Gütern, messingene Bekken und Anabaffe.

Weil Casseneuve sich vom 16ten Dezember an übel befand, und Barbot kurz vorher auch krank gewesen war, so enthalten ihre Tagebücher nur kurze Nachrichten von dem Lande und der Handlung.

Viele von den Kabindanegern, welche an den Ufern wohnen, reden etwas Englisch, und werden gemeiniglich Portadors genannt, und treiben allerhand Kram mit den inländischen Einwohnern. Wenn Schiffe anlangen, so reisen sie zu denselben, und bringen Kaufleute mit sich an Bord, oder in die Faktorei, in deren Namen sie den Handel schliessen. Oefters machen sie sich es zu Nuzze, daß dieselben kein Englisch verstehen, und lassen sich ein oder zwei Stükke über den wahren Preiß bezahlen, welches sie abfordern, wenn die Kaufleute wieder heimgegangen sind. Die Faktore hier und auf der Küste von Guinea sind gezwungen, zu Beförderung ihrer eignen Handlung diesen Schelmereien nachzusehen.

Am ersten Januar 1701 frühe segelten sie aus der Bai von Kabinda nach Jamaika. Casseneuve, Barbot, der Buchhalter, der Hauptmann und der Obersteuermann waren nebst verschiedenen von ihren Leuten krank. Zu Kabinda und auf der See hatten sie sechs Personen begraben müssen, im

dem die Luft sehr ungesund war. Dieser Zustand des Schiffsvolks veranlaßte die an Bord genommene Sklaven zu einer Meuterei, welche am 5ten Januar auf folgende Art ausbrach.

Um ein Uhr Nachmittags liessen sie, wie gewöhnlich, nach dem Essen die Sklaven einzeln zwischen die Verdekke herunterkommen, um einem jeden ein Nessel Wasser, welches ihr gewöhnliches Maas ist, auszutheilen. Es waren schon die meisten auf dem Verdekke, und grössentheils mit Messern bewaffnet, welche man ihnen unvorsichtiger Weise zwei bis drei Tage zuvor gegeben hatte, indem sich die Engländer nicht die geringste Gefahr von dieser Art besorgten. Andere hatten Stükke Eisen, die sie, weil sie schon zuvor einen Aufstand beschlossen, von der Thüre des Vorderkastels abgerissen hatten. Sie hatten auch etlichen von ihren Kammeraden die Fesseln von den Füssen abgebrochen, deren sie sich statt eines Gewehres bedienten, gleichwie auch der Stangen, mit denen sie sich versehen hatten. Kurz, sie hatten sich alles dessen bemächtigt, was sie nur finden konnten, und was zu ihrer vorhabenden Unternehmung dienlich war. Mit diesem Gewehre fielen sie die Engländer auf dem Verdekke haufenweise an, und ermordeten einen von den beherztesten Matrosen, der, ehe er niedersank, fünfzehn bis sechzehn Wunden mit ihren Messern bekam. Der nächste, den sie darauf anfielen, war der Hochbootsmann, dem sie an dem einen Fusse das

Fleisch rings um bis an den Knochen zerschnitten, daß er sich nicht rühren konnte.

Andere zerhieben dem Koche die Kehle bis an die Luftröhre, und verwundeten drei von den Bootsleuten, deren einen sie in diesem Zustande von dem Vorderkastelle in die See warfen. Zu gutem Glükke ergriff derselbe noch ein Seil an dem Vordersegel, und entkam noch vermittelst des untern Tauknotens an dem Viertelsverdek, wo die übrige Mannschaft im Gewehre stand, und auf die aufrührischen Sklaven feuerte, von denen einige getödtet und viele verwundet wurden. Dieses jagte den übrigen einen solchen Schrekken ein, daß sie sich zwischen den Verdekken und unter das Vorderkastell zerstreuten. Viele von den grösten Aufrührern sprangen unverzagt über Bord, ohne sich merken zu lassen, daß ihnen etwas an ihrem Leben gelegen wäre. Durch diesen Aufstand giengen sieben und zwanzig oder acht und zwanzig Sklaven verloren, die theils getödtet wurden, und theils ersoffen. Die übrigen liessen sie zwischen die Verdekke gehen, und gaben ihnen gute Worte. Als sie am folgenden Tage auf das Verdek berufen wurden, erklärten sie einmüthig, daß die Menkombesklaven Anstifter von der ganzen Sache gewesen wären, und zum Beispiel liessen sie dreissig von den Rädelsführern scharf peitschen, wobei alle Leute, die bei Kräften waren, Hand anlegten.

Reisen
nach
Niederguinea.

VI.
Reisen
einiger französischen Missionare
nach
Niederguinea.

In den Jahren 1766 und folgenden.

Die neuesten Nachrichten aus Niederguinea sind in den Berichten der französischen Missionare die im Jahre 1766 nach Loango giengen, um dort das Evangelium zu predigen, und ihrer Nachfolger in dem Bekehrungsgeschäfte — enthalten. Aus diesen Berichten hat der Abbe Proyart sein mehr erwähntes schäzbares historisch-geographisches Werk über Loango, Rakongo, u. s. w. oder den nördlichen Theil von Niederguinea zusammengesezt. *)

In diesem Werke, welches die genannten Länder, und ihre Bewohner ziemlich vollständig und zuverlässig beschreibt, theilt er uns auch die Geschichte dieser neuen französischen Mission in Niederguinea, und das Wichtigste aus den Tagebüchern der Missionare mit. **)

*) M. s. die Einleitung zu diesem Abschnitte.

**) Im französischen Originale, der zweite Theil des Ganzen, von Seite 203 bis 371. In der deutschen, abgekürzten Uebersezzung Seite 179 bis 222.

Diese Reisegeschichte ist zu interessant — besonders da wir seit dem Anfange dieses Jahrhunderts keine Reiseberichte von Niederguinea mehr erhalten haben — als daß sie hier nicht eine Stelle verdiente.

Sie enthält viel Neues überhaupt, und insonderheit auch viel Wichtiges für die Länder- und Völkerkunde; da sie aber auch als Geschichte einiger kristlichen Glaubensprediger, deren Hauptzwek das Bekehrungsgeschäfte war, Manches enthält, das zwar den Religionsfreund sehr erbauen kann, aber dem Geographiefreunde weder Unterhaltung noch Belehrung gewährt, so ist eine Abkürzung derselben höchst nöthig.

So abgekürzt folgt hier diese Reisegeschichte, in einem noch vollständigern Auszuge, als derjenige ist, welche die deutsche Uebersezzung enthält — der übrigens hier jedoch zum Muster genommen, und zum Grund gelegt worden ist.

Reisen französischer Missionare nach Niederguinea.

In den Jahren 1766 und folgenden.

Im Jahr 1742 segelte ein junger Franzos Namens Belgarde, als ein Knabe von zwölf Jahren, den seine Aeltern an die Seeluft gewöhnen wollten, mit einem Schiffe aus Frankreich ab, das nach Loango gieng, um Sklaven einzukaufen. Dieser Knabe trat zu Kabinda, sieben Meilen vom Ausfluß des Zaire, ans Land, und untersuchte in den beiden Monaten, während welcher das Schiff vor Anker lag, den Karakter des Volks, wagte sich oft ins Land hinein, und gab sich besonders Mühe, einige Kenntniß von der Landessprache zu erhalten. Er hörte oft den Unterredungen der Negern zu, und brachte zulezt ein kleines Verzeichnis von den im gemeinen Leben am häufigsten vorkommenden Wörtern zu Stande. Als dieser Knabe die Küste verließ, wußte er genug, um einige Fragen in der Negersprache zusammen zu sezzen, und die Antworten meistens verstehen zu können.

Nach seiner Rükkehr erhielt er von seinen Aeltern die Erlaubniß, sich wieder auf die Wissenschaf-

ten legen zu dürfen, von welchen er sich eine Zeitlang getrennt hatte. Seine Familie bestimmte ihn zur Rechtsgelehrsamkeit, deren Studium er daher mit dem größten Eifer betrieb. Allein, im Anfange seines männlichen Alters, ungefähr gegen sein sechs und zwanzigstes Jahr, faßte er plözlich in der Einsamkeit den Entschluß, sich dem geistlichen Stande zu widmen. Die Küsten von Loango, die er auf einer Karte von Afrika erblikte, machten auf einmal in ihm das lebhafteste Verlangen rege, den unglüklichen Bewohnern dieser Gegenden das Evangelium zu verkündigen; ein Verlangen, das durch sein von ungefähr wieder gefundenes Wortverzeichniß der Negersprache noch sehr erhöhet wurde.

Nachdem er einige Jahre Theologie studirt hatte, meldete er sich bei dem Seminario der auswärtigen Missionen in Paris, und wurde zum Priester geweiht; verständige Personen aber suchten ihn von seinem Vorsazze, nach Afrika zu gehen, abzulenken, und riethen ihm, lieber in einer andern schon gegründeten Mission seine Dienste der Religion zu weihen. Er entschied sich daher, so viel Ueberwindung es ihm auch kostete, für die Missioon in Sina, wurde aber durch eine plözliche Krankheit gehindert, dahin abzureisen. Nach wieder hergestellter Gesundheit sah er diesen Zufall als eine Fügung der Vorsehung an, wodurch er den Völkern, die er aufzuklären stäts die Absicht hatte, wäre aufbehalten worden, und entschloß sich daher,

seinen ersten Entwurf auszuführen, welches jezt auch alle seine Freunde billigten, und vom päbstlichen Hofe sowol, als in Frankreich, besonders vom Erzbischoffe zu Paris, unterstüzt wurde. Die Congregatio de propaganda fide ernannte ihn zum Vorsteher der Mission in Loango, Rakongo, und andern Königreichen, disseits des Zaire, wohin er, (Herr Belgarde) auch im Junius 1766 von Nantes mit zwei Priestern abgieng. Alle drei langten den zehnten September desselbigen Jahrs in Loango an, fanden aber nicht die geringsten Spuren des Kristenthums, ausser in einigen Sklaven, die ihnen zu verstehen gaben, daß sie in Kongo getauft wären, aber sonst in der kristlichen Religion keinen Unterricht empfangen hätten. Die Missionaren begaben sich, bald nach ihrer Ankunft, zum Mafukka, und stellten ihm vor, daß sie einzig und allein deßwegen nach Afrika gekommen wären, um die Kenntnis des einigen wahren Gottes, und den Weg zu einer daurenden ewigen Glükseligkeit zu verkündigen. Er zweifelte eine Zeitlang an der Aufrichtigkeit ihres Geständnisses, und konnte es sich Anfangs gar nicht überreden, daß sie ihr Vaterland und ihre Freunde aus keiner andern Absicht verlassen haben sollten, als, um ihnen ganz unbekannte Völker, ohne alle Hoffnung von Belohnungen, in der Wahrheit zu unterrichten. Allein, nach wiederholten Versicherungen der Missionaren, daß ihr Amt solche Dienste und Aufopferungen von ihnen fordern, schien er von der Uneigennüzigkeit

ihrer Absichten überzeugt zu werden, und gab ihnen daher die Erlaubniß, im ganzen Königreich allen denen Unterricht mitzutheilen, die sie willig finden würden, ihn anzunehmen. Nach einem kleinen Geschenke, das sie ihm, der Landesgewohnheit nach, machten, gab er ihnen sogar einen Führer, der sie ins Innere des Landes, und auf den Weg zur Hauptstadt, bringen sollte. Allein dieser Begleiter verließ sie bald, und nun waren sie ganz allein, und ohne Wegweiser in einem unbekannten Lande, das keine andere Wege, als eine zahllose Menge von kleinen Fußsteigen hat, die sich einander durchkreuzen, und nach ganz entgegen gesezten Gegenden führen. Sie trafen zulezt einen angesehenen Mann, Kizinga an, der ihren Vorsaz, sich im Innern des Landes niederzulassen, nicht allein sehr gütig anhörte, sondern ihnen auch anbot, sie auf eins seiner tief ins Land hinein gelegenen Güter führen zu lassen. Sie nahmen dieses Anerbieten mit vielem Danke an, und erhielten vom Kizinga zwei oder drei Sklaven, die ihre Sachen tragen, und sie selbst nach dem Orte ihrer Bestimmung hinführen sollten. Noch denselben Abend langten sie in der Hauptstadt Buali an, wo man ihnen, neben der Wohnung ihres Wirths, eine kleine Hütte anwies, in der sie nichts weiter, als zwei Matten, und zwei Kopfkissen von Kattun, vorfanden. Kizinga der kurz nach ihnen auch angekommen war, ließ ihnen bald ihr Abendessen bringen, das aus Maniok, verfaulten Fischen und Pi-

sangfrüchten bestand, welches leztere Gericht mit inländischem sehr scharfem Pfeffer übermässig gewürzt war. Ihr gütiger Wolthäter suchte ihnen selbst die besten Stükke aus, biß selbst erst etwas davon, und überreichte ihnen das übrige mit der größten Freundlichkeit.

Am folgenden Tage brachen sie auf, um das ihnen von Kizinga angewiesene Gut zu erreichen, und durchgiengen die Stadt Buali von einem Ende bis zum andern. Diese Hauptstadt, die in Ansehung ihrer Gebäude mit unsern armseligsten Dörfern nicht verglichen werden kann, ist von grossem Umfange, und scheint sehr bevölkert zu seyn. Sie ist in eben so viele Dörfchen getheilt, als sie Familien in sich schließt, wovon eine jede so viel Land neben ihren Hütten besizt, als sie zu ihrem Unterhalte braucht. Die Strassen, oder vielmehr die Fußsteige, in dieser Stadt sind ganz zahllos, und so enge, daß nicht zwei Personen neben einander gehen können. Es wächst hier ein so hohes Gras, daß man davor an verschiedenen Stellen die Häuser nicht sehen kann. In der Ferne sieht die Stadt einem Walde ähnlich, weil in ihrem Bezirke sowol, als um sie herum, viele Palmbäume gepflanzt sind. Von Buali aus kamen die Missionare über eine gegen zwei Meilen lange Ebene, die von einem Hügel beschränkt wird, nach dem Dorf Bonda, und endlich, nach vielen Beschwerlichkeiten, die sie beim Durchwaten durch Moräste

und Bäche ausgestanden hatten, fast ganz erschöpft, in das Dorf Ribota, das Rizinga ihnen zu ihrem Aufenthalte bestimmt hatte.

Die Missionaren waren nicht so bald in einem seiner Häuser abgetreten, als alle Einwohner des Orts, Männer, Weiber und Kinder, sich versammelten, und ihnen, zum Zeichen der Freundschaft, ihre Hände anboten. Sie wunderten sich alle sehr über die Ordenskleider, die die Missionaren angelegt hatten; noch mehr aber über die Menge von Kleidungsstükken, die sie eben abgelegt hatten. Sie zählten sie alle mit grosser Neugierde, und lachten dabei aus vollem Halse. Die Weiber bedekten sich sogleich alle, als die Missionare ihnen zu verstehen gaben, daß sie die Brüste bedekken sollten.

Bald nach ihnen langte Rizinga an. Er sagte ihnen, daß er sich entschlossen hätte, ein Krist zu werden, und daß er, nach empfangener Taufe, beständig bei ihnen in Ribota bleiben wollte. — Die Veränderung der Luft aber, verbunden mit den grossen Beschwerlichkeiten, und dem Mangel gesunder Nahrungsmittel, verdarben und schwächten die Gesundheit der Missionaren so sehr, daß einer von ihnen, Astelet de Clais, krank wurde, und starb. Nicht lange nach seinem Tode wurden die beiden übrigen von einem heftigen, hartnäkkigen Fieber überfallen, das sie zwang, das, seiner Moräste wegen, ungesunde Ribota, nach einem Aufenthalte von zehn Monaten, zu ver-

lassen. Sie näherten sich den europäischen Niederlagen an der Küste, und blieben in dem Dorfe Kuku, wo ihre Gesundheit durch die verbesserte Luft und Nahrung bald wieder hergestellt ward. Allein, die Einwohner der umliegenden Gegenden waren weder so unschuldig, noch so begierig nach den Wahrheiten der kristlichen Religion, als diejenigen, von denen sie sich getrennt hatten. Diese Gleichgiltigkeit sowol, als neue Krankheiten, von denen sie wieder ergriffen wurden, bewogen sie endlich, nach reifen Ueberlegungen, Afrika zu verlassen, und nach ihrem Vaterlande wieder zurük zu kehren.

Eben diese Abreise des Vorstehers, und seines Gehilfen, die der Mission einen gänzlichen Untergang zu drohen schien, eben diese wurde eine Veranlassung, daß sie auf eine viel vortheilhaftere Art gegründet wurde. Während, daß zwei Missionare (die Herren **Belgarde** und **Sibire**) von **Loango** nach **Frankreich** absegelten, traten zwei andere (**Descourvieres** und **Joli**) schon ihre Reise nach **Afrika** an. Der Vorsteher der Mission wußte zwar wol, daß die Lezteren sich entschlossen hatten, nach **Loango** zu kommen; weil er aber den Brief, worin ihm ihre Abreise und baldige Ankunft gemeldet wurde, nicht erhalten hatte, so hoffte er, sie noch in **Frankreich** anzutreffen. Sie hatten sich aber schon im März 1768 zu **Nantes** eingeschifft, und langten im August selbigen Jahres vor **Kabinda** an. Mit grosser Betrübniß erfuhren sie,

daß ihre Brüder Afrika schon verlassen hatten, und wurden nur einigermassen durch die Nachricht getröstet, daß man sie allenthalben gütig empfangen, und lehrbegierig gehört hätte. Einer von ihnen gieng sogleich, um sich von der Abreise der Missionare selbst zu überzeugen, in einem Kahn von Kabinda nach dem Haven von Loango, der nur zwanzig französische Meilen von jenem entfernt ist, fand aber die Nachricht, die man ihnen gegeben hatte, nur zu sehr bestätigt. Auf seiner Rükreise von Loango nach Kabinda landete er in Malimba, einem Haven des Königreichs Kakongo, und erkundigte sich bei dem Mafuka, ob es europäischen Geistlichen erlaubt seyn würde, in diesem Königreiche die wahre Religion zu predigen. Die Antwort war so günstig, als man sie nur erwarten konnte. Er könne ihnen zwar die verlangte Erlaubniß, ohne Wissen des Königs, nicht geben, wolle aber in ihrem Namen darum bitten, und zweifle gar nicht, daß sie werde zugestanden werden.

Nachdem der eine Missionar sich mit seinen Gehilfen in Kabinda wieder vereinigt hatte, gewann in ihnen folgende Betrachtung allmäkig die Oberhand, daß sie nicht mehr Eifer und Klugheit besässen, als ihre Vorgänger, die Afrika wieder verlassen hätten, und daß sie also, bei gleich ungünstigen Aussichten, am besten thun würden, ihrem Beispiele zu folgen, und nach Europa zurük zu kehren. Sie begaben sich daher, diesem Entschlusse

zu Folge, am Bord eines französischen Schiffes, das nach Europa abgehen wollte, erhielten aber, während der Zögerung der Abreise, einen Brief, der sie plözlich zur Aenderung ihres Vorsazzes brachte. Dieser Brief war von einem Franzosen, im Namen eines Negern, geschrieben, der viele Jahre, als ein guter Krist, in St. Malo gelebt hatte, aber nach seinem Vaterlande zurük gegangen war, und sich nur einige Stunden von Malimba im Königreich Kakongo aufhielt. Er erfuhr es von einem französischen Kapitain, daß zwei Missionare aus Europa in Kabinda angekommen wären, aber sich auch schon entschlossen hätten, nach Frankreich zurük zu kehren. Er ließ daher unverzüglich an sie schreiben, und sie aufs flehentlichste bitten, doch in Afrika zu bleiben; er selbst habe die größte Sehnsucht, das Abendmahl zu geniessen; er habe ferner seine Frau in der kristlichen Religion unterrichtet, und allen seinen Verwandten und Nachbaren die größte Begierde darnach eingeflößt; diese würden sich alle taufen lassen, und zur kristlichen Religion bekennen, wenn sie zu ihnen kommen wollten. Den Missionaren sollte es nie an etwas nothwendigem fehlen; er selbst wolle ihnen dienen, und in Erlernung der Landessprache behilflich seyn, weil er französisch verstände. —

Nach der Lesung dieses Briefs, und einer genauern Prüfung seines Inhalts, entschlossen sich die Missionare, in Afrika zu bleiben, um so mehr,

da sie von den Schiffsleuten hörten, daß die Luft im Königreiche Rakongo gesünder, als in Loango, sei, wo ihre Vorgänger sich niedergelassen hatten, und daß sie also von Krankheiten weniger zu befürchten haben würden. Sie liessen daher ihre Sachen wieder aus dem Schiffe bringen, und kamen den sechs und zwanzigsten September 1768 im Königreich Rakongo an, welches jezt der Mittelpunkt der Mission ist. Das Dorf, worin der Neger wohnte, und wohin sie sich begaben, liegt auf einer angenehmen Anhöhe, nahe an dem Ausflusse des Loango-Luisa, und nur einige Stunden von den europäischen Faktoreien an der Seeküste entfernt.

Gleich nach ihrer Ankunft giengen die Missionare zur vornehmsten Person des Orts, zum Maputi, um ihm die Absichten ihrer Reise bekannt zu machen. Er nahm sie nicht allein sehr gütig auf, sondern besuchte auch in ihrem Namen den Mafuka, oder obersten Aufseher der Seeküsten, um ihnen die Erlaubniß, im Lande sich niederlassen zu dürfen, auszuwirken. Allein, dieser Neger, dem sie keine Geschenke gemacht hatten, gestand ihnen weiter nichts zu, als daß sie sich nahe an den Niederlagen der Europäer, nicht weit vom Meere, aufhalten dürften. Sie wandten sich daher an den Mangove, der von ungefähr in die Gegend ihres Aufenthalts kam, und baten sich das von ihm aus, was der Mafuka ihnen abgeschlagen hatte. Er bewilligte ihnen zwar anfangs ihre Bitte; weil er

aber bald nachher hörte, daß der Masuka durch diese den Europäern erwiesene Gnade beleidigt werden würde, so nahm er sein erstes Versprechen zurük, versicherte sie aber zu gleicher Zeit, daß sie nichts dabei verlieren sollten; er wolle ihnen nämlich in Ringela, der Hauptstadt des Königreichs, einen ruhigen Siz verschaffen, und den König selbst zu überreden suchen, daß er sich und seine Kinder von ihnen in einer Religion unterrichten liesse, die die wahre seyn müsse, weil sie ihretwegen ihr Vaterland verlassen, und unsäglichen Gefahren sich ausgesezt hätten. Er ließ sogar, ohne ihr Wissen, auf einer seiner Besizzungen, die drei bis vier Meilen von der Hauptstadt entfernt ist, ein Gebäude, nach dem Muster der Europäischen Häuser an der Seeküste, aufrichten, und schikte auch, nachdem es fertig war, einen Haufen von etwa fünfzehn Sklaven an sie ab, die sie, und ihre Sachen, hinbringen sollten. Allein diese geriethen unterwegs mit den Sklaven eines andern Herrn ins Handgemenge, wurden geschlagen, und flüchteten daher nach Hause, ohne das ihnen aufgetragene Geschäft auszurichten. Nach diesem Vorfall schien der Mangove die Missionare ganz zu vergessen. In der Erwartung seiner Befehle legten sie sich mit Eifer auf das Studium der Sprache, in welcher der kristliche Neger, dessen oben gedacht ist, ihnen lange so behilflich nicht war, als sie es erwartet hatten. Dagegen lernten sie einen andern, mit Namen Sagne, kennen, der sich auch in Frank-

reich aufgehalten hatte, aber viel geschikter, als der erstere, war. Sie liessen sich zwei Monate lang von ihm unterrichten, und brachten, mit seiner Hilfe, ein Wörterverzeichniß zu Stande, das sie vorher schon angefangen hatten.

Weil sie aber noch immer keine Nachricht vom Mangove erhielten, so entschloß sich zulezt einer von ihnen, im Gefolge eines Sohns des Königs, der ihnen einen Besuch gemacht hatte, nach Kingele abzugehen, und dem Minister von neuem sich zu empfehlen. Er langte auch glüklich am neunzehnten Jänner in der Hauptstadt an, die Loango fast völlig ähnlich ist, aus mehrern Tausenden von Hütten besteht, und mit einer grossen Menge von Palmen und andern ståts grünenden Båumen umgeben ist. Sie hat nicht allein reine und gesunde Luft, sondern noch überdem den grossen Vortheil, daß man in ihr gar nicht von Fliegen und Mükken gequålt wird, die sonst in heissen Låndern so beschwerlich sind.

Gleich nach seiner Ankunft wurde der Missionar vor den König gelassen. Er stellte ihm vor, wer er und sein Gehülfe wåren, warum sie ihr Vaterland verlassen håtten, und in seinem Reiche einen Siz suchten. Der König hörte ihn mit eben so vielem Erstaunen, als Vergnügen, an, gab ihm nicht allein die Erlaubniß, sondern befahl ihm sogar, in Kingele zu bleiben, und trug dem Mangove auf, Wohnungen für die Missionare zubereiten zu lassen.

Der Mangove bot dem Missionar das Haus an, das er für ihn hatte bauen lassen; allein, dieser lehnte die Güte des Ministers auf eine höfliche Art ab, und bat sich nach dem Willen des Königs, ein Haus in Ringele aus, das ihm dann auch zurechte gemacht wurde.

Gleich nach diesen glüklichen Ereignissen wurden beide Missionare krank, der eine an der Seeküste, der andere zu Ringele. Sobald der König dies erfuhr, gab er die gemessensten Befehle zur guten Pflege des Kranken, besuchte ihn sogar selbst, und ließ ihm ein besseres Haus, und eine Art von Bette zurechte machen, weil er gehört hatte, daß die Wohnung des Missionars nicht gesund sei, und die Europäer überhaupt auf Matten zu schlafen nicht gewohnt wären. Die Krankheit verlor sich allmälig, und der Missionar war schon ganz wieder hergestellt, als er das Vergnügen hatte, seinen an der Küste zurük gelassenen Bruder am drei und zwanzigsten Februar gesund bei sich zu sehen. Sie begaben sich unverzüglich zum Könige, der sich sehr freute, sie ganz wieder hergestellt zu sehen, sie seiner Gnade versicherte, und ihnen einige kleine Geschenke anbieten ließ. Einige Zeit nachher ließ er eine königliche Erklärung ausgehen, daß er die Diener des wahren Gottes in seinen besondern Schuz nehme, und alle diejenigen mit dem Tode strafen lassen würde, die sich unterständen, ihnen Leids zu thun. Er befahl ihnen, sich allemal, wenn sie

etwas zu bitten hätten, unmittelbar an ihn selbst zu wenden. Er wisse, sezte er hinzu, was er ihnen schuldig sei, ungeachtet er noch nicht so glüklich geworden, den wahren Gott kennen zu lernen, den sie ihm, und seinen Völkern verkündigen wollten. Die Missionare machten sich die gegebene Erlaubniß zu Nuzze, und einer von ihnen ließ eines Tags merken, daß er einige Sklaven brauche, um die an der Küste zurük gebliebenen Sachen nach Ringele bringen zu lassen. Der König gab ihm nicht allein sogleich fünfzehn Sklaven, sondern auch seine eigene Hängematte, oder eine Art von leichter Sänfte, die von zwei starken Sklaven entweder auf dem Kopfe, oder den Schultern getragen wird. Dies war nicht das einzige Mal, wo er ihnen seine Sänfte, oder seine Sklaven zu gewissen Arbeiten überließ. Die Gnade des Königs zog ihnen die Achtung und Besuche aller Prinzen, und Grossen des Königreichs zu.

An einem Tage, als die Missionare ihre Aufwartung beim Könige machten, baten sie ihn, eine Kapelle für sie bauen zu lassen, welches er auch sogleich bewilligte. Er befahl dem Mangove, die gehörigen Anstalten dazu zu treffen; allein dieser Minister, der nicht so uneigennüzzig war, als er Anfangs geschienen hatte, richtete den Auftrag seines Herrn nicht eher, als nach Erhaltung eines Geschenkes aus. In dieser Kapelle sahen sie mit Vergnügen, während der Messe, einige kristliche Negern, die aus der Herrschaft Sogno gebürtig

waren,

waren, und sich des Handels wegen, eine Zeitlang in Kingele aufhielten. Diese Fremdlinge machten es bei ihrer Rükkehr ins Vaterland bekannt, daß europäische Geistliche auf dieser Küste angekommen wären, und einige von ihnen luden, da sie in ihren Geschäften wieder nach Kingele kamen, die Missionare, im Namen des Fürsten von Sogno ein, in sein Gebiet herüber zu kommen. Allein sie mußten diese Einladung ausschlagen, weil sie vom päbstlichen Stule nur die Erlaubniß hatten, in den Königreichen diesseits des Zaire das Evangelium zu predigen.

Unterdessen machten die Missionare in der Kenntniß der Landessprache immer grössere Fortschritte, vorzüglich mit der Hülfe des Negers Sogne, der sich wieder einen ganzen Monat bei ihnen aufhielt. Sie waren schon so weit gekommen, einen kleinen Aufsaz in dieser Sprache machen zu können, als sie die sehr vortheilhafte Bekanntschaft eines der Söhne des Königs, Names Boman, machten. Dieser verstand seine Muttersprache vollkommen, und das Französische mittelmässig, weil er sich eine Zeit lang in den französischen Niederlagen aufgehalten hatte. Er blieb oft einen grossen Theil des Tages bei den Missionaren, half ihnen einige Gebete, und einen Katechismus in die Landessprache übersezzen, und wurde unter diesen Arbeiten der kristlichen Religion selbst sehr geneigt. Er war aber nicht der einzige, den sie im Kristenthum unterrichteten, ehe sie es öffentlich predigten; sie wand-

ten sich fast an alle, die sich durch Einsichten, und gute Sitten allgemeine Achtung erworben hatten. Einige fühlten sich zu schwach, die Moral des Kristenthums zu üben. Andere hielten sich für zu alt, die Wahrheiten der Religion erkennen zu können, und diese baten daher, sie ihren Kindern vorzutragen; alle aber gestanden, daß ihre Lehren und Vorschriften eben so vernünftig, als untadelich, und dem alten Aberglauben, und Gözzendienste des Landes weit vorzuziehen wären.

Nach solchen Vorbereitungen fiengen die Missionare am Ende Septembers 1769 zuerst ihren öffentlichen Unterricht an. Einer von ihnen trug an drei, auf einander folgenden Tagen, in Gegenwart des König und des Hofes, den Inhalt, die Wahrheit und Wichtigkeit der kristlichen Religion so deutlich, als möglich vor, und wurde mit allgemeinem Beifall und Bewunderung gehört. Sein Gehilfe durchreiste unterdessen das Land, und suchte in den übrigen Städten, und Theilen des Reichs die kristliche Religion zu verbreiten. Er fand bei allen Grossen, besonders bei einer Muhme des Königs, dem Malimba, und dem Ma = Kaja einem Gouverneur der Stadt Kaja, vielen Eingang. Nicht allein sie selbst hörten den Reden des Missionars mit vieler Aufmerksamkeit zu; sie versammelten auch ihre Vasallen und Unterthanen, von welchen der Missionar allen Ganga's des Landes vorgezogen wurde. Nur einer, oder der andere unter den Grossen war mit der Strenge der kristlichen

Moral nicht zufrieden; doch sagten sie alle, daß sie es gerne sehen würden, wenn ihre Unterthanen sich zur kristlichen Religion bekenneten. Sie selbst wären bereit, ihre Kinder taufen zu lassen, sobald der König mit den Seinigen den Anfang würde gemacht haben.

Der König von Rakongo gab von Tage zu Tage immer mehr Beweise seines Eifers für die kristliche Religion, und war eben im Begriff, den Missionaren eine geräumige Kirche bauen zu lassen, als sie gezwungen wurden, wieder nach Frankreich zurük zu kehren. Einer von ihnen war nämlich von einer Krankheit, die ihn zu Kingele überfallen hatte, noch immer nicht wieder hergestellt, und sah nichts, als einen unvermeidlichen Tod vor Augen, wenn er im Lande bleiben würde. Er gieng daher, auf beständiges Zureden seines Gehilfen, im Januar 1770 zu Schiffe, und verfertigte auf der Reise, die seine Gesundheit besserte, zu seinem, und seiner Brüder Gebrauch, eine Grammatik der Negersprache. Nicht lange nach dieser Abreise wurde der zurükgebliebene Missionar gleichfalls krank, und entschloß sich daher, seinem ehemaligen Mitarbeiter zu folgen. Der König aber wollte Anfangs in seine Abreise durchaus nicht willigen, und ließ sie zulezt, nur unter dem Versprechen einer baldigen Rükkehr, zu. — Auf diese Art gieng die Mission zum zweiten Male ein; doch hatte sie wenigstens den Vortheil, daß man den Karakter dieser Negern, so wie ihre Sprache, immer besser kennen lernte.

Gleich nach der Ankunft des ersten Missionars in Frankreich versammelten sich alle, die in diesem Theile von Afrika gewesen waren, um über die besten Mittel zu rathschlagen, die Mission von neuem auf einem vestern Grunde aufzubauen. Zwei von ihnen giengen nach Paris, liessen ihre Vorschläge in einer kleinen Schrift drukken, und erhielten nicht nur den Beifall der Erzbischöffe von Paris und Tours, und der ganzen versammelten französischen Geistlichkeit, sondern auch die Einwilligung des päbstlichen Stuls. Dies geschah im Jahr 1772. — Schon im Anfange des folgenden Jahrs waren sechs Geistliche, und eben so viele Laienbrüder, die zum Anbau des Landes bestimmt waren, fertig, nach Afrika unter Segel zu gehen. Allein alle Schiffskapitäne wollten nur zwei oder drei mit wenigem Gepäkke, nicht aber alle auf einmal mitnehmen. Es war ihnen aber viel daran gelegen, beisammen zu bleiben, weil diejenigen, welche die Sprache der Negern verstanden, die übrigen auf der Reise darin unterrichten wollten. Aus dieser Verlegenheit zog sie ein Kaufmann in Nantes, der ein kleines Schiff für sie ausrüstete, das sie am siebenten März zu Pain-böuf bestiegen. In der Folge giengen die Missionaren entweder auf königlichen Schiffen, oder doch auf Kosten des Königs, nach Afrika über.

Nach einer glüklichen Fahrt erreichten sie endlich am acht und zwanzigsten Junius 1773 die Küste von Jomba. Dies Königreich gränzt an das

von Loango, und man redet darin dieselbige Sprache. Am erstern Julius wurden sie vor den König gelassen, stellten ihm den Zwek ihrer Reise vor, und fragten, ob es einigen unter ihnen erlaubt seyn würde, sich dereinst in seinem Reiche niederzulassen, um seinen Völkern die wahre Religion zu verkündigen. Er bewilligte nicht nur dieses, sondern bat inständigst, sogleich in seinen Staaten zu bleiben; er wolle sie an gar nichts Nothwendigem Mangel leiden lassen.

Die Missionare waren eine Zeitlang unschlüssig, ob sie diese vortheilhaften Bedingungen annehmen sollten, oder nicht. Weil sie aber bedachten, daß die Luft in Jomba nicht so gesund ist, als in Kakongo, und daß Krankheiten bis dahin alle ihre Absichten vereitelt hatten, so entschlossen sie sich endlich, ihre Niederlassung in Jomba so lange aufzuschieben, biß sie sich an die Afrikanische Luft und Nahrung mehr gewöhnt hätten. Der König sah sie, nicht ohne Sehnsucht, abreisen, versprach ihnen aber, sie jederzeit aufs gnädigste zu empfangen.

Weil der Schiffskapitain, der sie an den Küsten von Jomba ausgesezt hatte, es, unter allerlei Vorwand, von einem Tage zum andern aufschob, sie nach Kakongo überzubringen, so faßten sie endlich den Entschluß, die Reise zu Fuß zu machen.

Mehrere von den Einwohnern begleiteten sie

und führten sie durch Fußsteige, die den Weg sehr abkürzten, biß an ein Dorf, wo man ihnen Erfrischungen anbot. Der Vorsteher des Orts begleitete sie selbst. Gegen Abend reisten die Missionare an einem sehr grossen Walde hin, das Holz gehört Jedem, der sich die Mühe nehmen will, es abzuhauen. Nachdem sie eine Quelle süssen Wassers gefunden hatten, die man oft sehr lange auf dieser Küste suchen muß, schlugen sie ihr Zelt auf, machten ein grosses Feuer, und übernachteten nach der Weise aller Reisenden dieses Landes; dies ist nöthig, sowol um die ungesunde Nachtluft zu verbessern, als um die wilden Thiere zu vertreiben, die in der Nacht auf ihren Raub lauern, oder zu den Flüssen und Quellen gehen, ihren Durst zu stillen.

Den folgenden Tag trafen sie auf ihrem Wege Negern an, die Salz machten, indem sie das Meerwasser über dem Feuer verdünsten liessen; so bald sie die Missionare erblikten, wurden sie durch die weisse Farbe und die Kleidung derselben so sehr erschrökt, daß sie ihren Arbeitsplaz verliessen, und aus allen Kräften dem Walde zu liefen. Jemehr man ihnen nachrief, desto schneller liefen sie. Endlich gieng einer, der die Sprache verstand, auf sie zu, sogleich standen sie stille. Er sagte ihnen, daß sie weit entfernt wären, ihnen etwas zu Leide thun zu wollen, daß sie im Gegentheil kämen, um ihrem Könige die Aufwartung zu machen, und alle dessen Unterthanen, die Einwoh-

ner von Jomba liebten, hernach bat er sie, ihnen frisches Wasser zu verschaffen. Am Abend des nämlichen Tags fanden sie wieder kein Wasser, den folgenden Tag aber frühstükten sie an einem schönen grossen Flusse, wo sie nach Lust ihren Durst löschen konnten. Sie giengen lange an diesem Flusse hin, den sie nicht passiren konnten, bis an seiner Mündung, er strömte zwar sehr stark, er hatte aber daselbst in seiner größten Tiefe nur drei oder vier Fuß.

Den folgenden Tag, es war an einem Montage, befanden sie sich wieder an einem andern Fluß. Da die auf der andern Seite desselben befindlichen Negern ihre Verlegenheit sahen, so boten sie ihnen ihre Kähne zum übersezzen an, da die Reisenden dieses annahmen, so wurden sie von diesen Negern in ihr Dorf, Namens Makanda, geführt, es ist auf dieser Seite das erste im Königreiche Loango. Sobald der Vorsteher des Orts erfuhr, daß fremde Weisse ankämen, so gieng er ihnen entgegen; er bot ihnen freundschaftlich Nachtessen und Nachtlager an. Als sie in dem Hause ankamen, so hatte die Neugierde den größten Theil der Einwohner vor demselben versammelt. Die Missionare benuzten die Gelegenheit, um der Menge Vorschläge zum Kristenthum zu thun, die nicht ganz abgelehnt wurden; doch begehrte man, die Missionare sollten bleiben. Beim Abendessen wurden sie mit Maniok, Erbsen, Pistazien und Bananas bewirthet. Bei ihrer Abreise schenkte ihnen ein Neger

vier junge Hüner, sie erwiederten das Geschenke mit europäischen Waaren.

Abends kamen sie an die Mündung eines Flusses, der nicht zu durchwaten war, und da Niemand sich zeigte, der ihnen hätte aus der Noth helfen können, so brachten sie die Nacht unter einem Zelte beim Feuer zu. Gegen neun Uhr des folgenden Tags kam ein Neger auf einem Kahn über den Fluß, sobald er aber sie erblikte, ruderte er aus allen Kräften wieder zurük. Um diesem Neger die Furcht zu benehmen, giengen die andern auf die Seite, und ein Missionar, der die Sprache verstand, gieng ihm näher, und mit Mühe konnte er ihm die Furcht benehmen, und durch Versprechung eines Schnupftuchs, das er ihm zeigte, ihn dahin bringen, sie je zwei und zwei überzusezzen.

Da es den Reisenden an Lebensmitteln fehlte, entfernten sie sich von der Küste, um sich deren zu verschaffen. Der Zufall führte sie in den grossen Flekken Kilongo, sie wurden aber sehr übel empfangen, und Niemand wollte ihnen Lebensmittel schenken, ja nicht einmal verkaufen, welches ihnen seit ihrer Ankunft in Afrika noch nie geschehen war. Sie schüttelten den Staub von ihren Füssen. Abends kamen sie, niedergedrükt von Hunger und Mattigkeit, abermals an einen breiten und tiefen Strom, und Niemand war da, der sie hätte überführen können. Sie mußten also an einem

nahen Wald die Nacht hungrig unter einem Zelte beim Feuer zubringen. Kaum hatten sie einige Schritte in den Wald gethan, um Holz zu fällen, so erblikten sie eine kleine Hütte; sie fanden Niemand in derselben; doch war Feuer angezündet, und in einem Winkel lag eine grosse Menge Maniok, frischer und alter, roher und gekochter, dabei lag auch eine ziemliche Menge Palmnüsse. Dies kam ihnen in ihren Umständen sehr zu gut; sie blieben in der Hütte über Nacht, und Niemand zeigte sich; bei ihrer Abreise versorgten sie sich auch noch mit Lebensmitteln. Endlich fanden sie einen alten Kahn am Strom, den sie, so gut sie konnten, ausbesserten; als sie ihn ins Wasser liessen, kam ein Neger, der sie überzusezzen sich höflichst anbot, und zeigte ihnen, wie gefährlich es sei, sich diesem alten Fahrzeuge anzuvertrauen; er hatte Recht, denn kaum waren sie auf der andern Seite, so sahen sie ihren Kahn untergehen.

Die Nacht brachten sie unter einer Halle zu, wo die Negern Salz zu machen pflegen.

Kaum hatten sie sich wieder auf den Weg gemacht, so kam ihnen Jan-Rougni, Schwager des Königs von Loango, der von ihrer Ankunft Nachricht bekommen hatte, mit einem grossen Gefolge entgegen. Er lud sie zu sich ein, und ließ ihnen gut aufwarten, er versahe sie mit Lebensmitteln, und begleitete sie eine Strekke Wegs.

Die Nacht brachten sie wieder unter freiem

Himmel zu, wo ein benachbarter Neger ihnen Erfrischungen brachte.

Morgens trafen sie wieder auf einen breiten und tiefen Fluß. Es waren viele Negern daselbst, die nach der Reihe übersezzen wollten, sie liessen aber den Missionaren, als Fremden, gleich den Vorzug. Nachmittags erblikten sie die Bai von Loango, sie kamen aber erst den folgenden Tag als den 11ten Julius daselbst an.

Von der Küste von Jomba bis nach Loango genießt man der herrlichsten Aussicht, sowol am Meer hin, als etwas tiefer im Lande; unsere Reisenden sahen auf allen Seiten ungeheure mit schönen Ebenen durchschnittene Wälder, denen nur die Hand des fleissigen Akkersmanns fehlt; die Höhe des hier wild wachsenden Grases zeugt von der Fruchtbarkeit des Bodens.

Nachdem die Missionare sich wieder von ihrer Reise erholt hatten, begaben sie sich nach Buali, der Hauptstadt des Königreichs Loango; sie erhielten Audienz beim König, machten ihm Vorschläge, ihre Zwekke betreffend, die mit Geneigtheit angehört wurden, und der König wollte sie sogar gleich behalten, und bot ihnen ein Gut zu ihrem Unterhalt an, welches sie aber für diesmal ablehnen mußten, da sie nach Kakongo bestimmt waren. Als sie sich eine Zeitlang in Kakongo aufgehalten hatten, schikte ihnen der König von Loango eine Botschaft, und erinnerte sie an ihr Ver-

sprechen dahin zu kommen, welches sie auch mit ehestem zu erfüllen angelobten.

Die Missionare hatten bisher zu viel ausgestanden, als daß sie ihre Reise nach Kakongo zu Fuß hätten fortsezzen können. Sie segelten daher in einer alten Schaluppe ab, die sie von einem gewissen Kapitain erhalten hatten, und wovon sie die einzige Führer waren. Nach vielen Ungemächlichkeiten kamen sie endlich an den Küsten von Kakongo an. Sie erhielten von den Kapitains, die sich in den französischen Niederlagen fanden, alle mögliche Unterstüzzung; allein, dessen ungeachtet starben, gleich nach ihrer Ankunft, zwei von ihrer Gesellschaft, ein Laienbruder, und Racine, ein Geistlicher. Zwei andere Missionare giengen nach der Hauptstadt, und erhielten auch unverzüglich Audienz beim Könige. Dieser gute Herr dankte ihnen für den edeln Entschluß, den sie gefaßt hätten, alles aufzuopfern, um seine Unterthanen in der wahren Religion zu unterrichten, und überließ es ihnen, wo sie wollten, den Plaz zu ihrer künftigen Wohnung, und so viel Land, als sie brauchen würden, auszusuchen. Sie wählten hierauf eine offene Ebene, nicht weit von dem Dorfe Kilonga, und machten dem Könige ihre Entschliessung kund. Dieser schikte sogleich einen Befehl an den Vorsteher des Dorfs, den Missionaren auf alle Weise behilflich zu seyn, und überließ ihnen von seinen Sklaven so viele, und auf eine so lange Zeit, als sie sie brauchen würden, um ihre

künftige Wohnung einzurichten. Sie bezogen endlich am 17ten September 1773 ihr neues Haus, das sehr angenehm auf einer Anhöhe liegt, und auf der einen Seite ein schönes Feld, auf der andern ståts grünende Wålder hat. In den Låndereien, die der König ihnen geschenkt hat, findet sich auch ein See von süssem Wasser, der ihnen gute Fische im Ueberfluß geben würde, wenn sie nur Jemand håtten, der sie fangen könnte.

Nachdem die Missionare ein wenig zur Ruhe gekommen waren, legten sie sich alle, mit dem größten Eifer, auf die Erlernung der Landessprache. Der König fuhr noch immer fort, sie zu beschüzzen, und gab ihnen, auf ihr Bitten, einen Sklaven, der groß genug war, um ihnen aufwarten zu können, und zugleich so jung, daß er die Eindrükke der Wahrheit und Tugend leicht aufnehmen konnte. Der Ma-Raja hegte åhnliche Gesinnungen, und hatte gleichfalls versprochen, ihnen einen jungen Sklaven zu schenken, der sie auf ihren apostolischen Wanderungen begleiten, und ihnen in der Bearbeitung ihrer Felder helfen könnte.

Bisher hatten die Missionare nicht die geringste Spur vom Kristenthume im Lande entdekt. Sie erfuhren daher im lezten Jahre (1775) mit eben so vieler Verwunderung, als Freude, daß sich in ihrer Gegend ein Håuflein von Kristen aufhalte. Descourvieres, der Vorsteher der Mission, hat

hierüber in einem Briefe an Belgarde, den Besorger ihrer Angelegenheiten in Frankreich, folgende Nachrichten mitgetheilt:

„Schon seit einigen Jahrhunderten haben die Portugiesen das Licht des Evangelii im Königreich Kongo ausgebreitet, und den Nachrichten des Kardinal Kastelli zu Folge, finden sich noch jezt mehrere hundert tausende von Kristen nur allein in diesem Königreiche. Die Dominikaner aus Portugall waren die ersten Missionaren; doch nahmen auch andere Orden und Weltgeistliche an diesem Werke Theil. Seit einiger Zeit haben die Kapuziner allein das ganze Königreich zu besorgen, und sie sind daher gezwungen, ganze Provinzen zu verlassen, oder nur in mehreren Jahren einmal zu besuchen. Unter diesen ist Sogno, die jezt ein unabhängiges Fürstenthum ist. In diesem Lande werden die Kinder schon lange nicht mehr getauft; und Erwachsene haben auch eben so lange die Sakramente entbehren müssen. Doch bleiben die armen Einwohner noch immer der kristlichen Religion getreu, und bekennen sie öffentlich. Sie erhalten das Andenken der Geheimnisse und Gebote, die sie ihre Kindern mit der grösten Sorgfalt beibringen, und haben den größten Abscheu vor der Abgötterei. Weil sie keine Seelenhirten haben, so suchen sie sich selbst, so gut sie können, zu führen, versammeln sich regelmässig alle Sonntage, und singen Lobgesänge, zu Ehren des wahren Gottes. Bisweilen hält der Vorsteher, oder einer der Aeltesten des Dorfs, eine

Ermahnung an Volk, um es zum kristlichen Leben zu ermuntern, wodurch sie sich würdig macheu könnten, daß Gott ihnen Seelenhirten und getreue Führer auf dem Wege zur Seligkeit schike.

Weil die Landschaft Sogno sehr bevölkert ist, so kam seit mehreren Jahren ein Theil ihrer Einwohner über den Fluß Zaire, und nahm mit Erlaubniß des Königs von Rakongo, eine ungebaute Ebene seines Staats ein. Diese Kolonie macht fast eine kleine, von den übrigen abgesonderte, Provinz aus, worin Manguenzo das wichtigste Dorf ist. Die Zahl der Kristen mag, nach der Aussage derer die sie gesehen haben ungefähr auf viertausend steigen. Die Missionare entdekten sie auf folgende Art: Im Monat Junius des vorigen Jahrs (1775) kam ein Neger nach Kilongo, um Mehl von türkischem Weizen zu verkaufen. Die Einwohner welche wissen, daß die Europäer das Brod dem Maniok vorziehen, wiesen ihn an die Missionare, und er kam daher in keiner andern Absicht zu ihnen, als sein Mehl abzusezzen. Weil aber dieser Neger, der aus Manguenzo gebürtig war, Europäer sah, so vermuthete er gleich, daß sie Kristen wären, und um sich davon zu überzeugen, sagte er, daß er selbst sich zum Kristenthum bekenne, daß sein Name Pedro sei, daß der Vorsteher der ganzen Kolonie mit ihm einerlei Glauben habe, und Don Juan heisse. Unter allen Unterthanen des Lezten fänden sich nur einige wenige heidnische Familien; seit ihrer Einwanderung in das Königreich Rakongo

aber wären die Kinder der Kristen nicht getauft, und die Ehen nicht nach den Gesezzen der Kirche geschlossen worden. Seit zwanzig Jahren hätten sie schon keinen Geistlichen mehr unter sich gesehen; sie suchten aber, dessen ungeachtet, immer kristlich zu leben, und sich von der Abgötterei entfernt zu halten.

Die Missionare sagten ihm hierauf, daß sie selbst Geistliche wären, und ihm so bald, als möglich, folgen wollten. Pedro war für Freuden ausser sich, bat sie aber, sich nicht eher auf den Weg zu machen, als bis aus ihrem Mittel Führer, und von ihrem Vorsteher Nachrichten angekommen wären, welche beide nicht lange ausbleiben sollten.

Pedro eilte auch wirklich mit der größten Geschwindigkeit nach Hause, und breitete die Nachricht, die er mitbrachte, bald unter allen seinen Glaubensgenossen aus. Keiner freute sich über die baldige Ankunft der Missionaren mehr, als Don Juan, der Vorsteher der ganzen Kolonie. Er schikte unverzüglich den Pedro mit zehen Sklaven zurük, welche die Sachen der Missionaren, und wenn es nöthig wäre, die Missionaren selbst nach Manguenza bringen sollten. Sie beredeten Pedro, einen Tag in Kilonga auszuruhen, und am folgenden Morgen reiste Herr Descourvieres allein mit seiner Begleitung ab.

Weil der Weg durch die Hauptstadt gieng, so hielt der Missionar es für seine Pflicht, dem Könige

aufzuwarten, und ihm von seiner Reise Rechenschaft zu geben. Der König billigte die Reise Anfangs sehr, rief aber bald nachher die gegebene Erlaubniß zurük. Der Missionar hatte es nämlich mit dem Mangove dadurch verdorben, daß er sich unmittelbar an den König, und nicht auch an ihn, gewendet hatte. Dieser suchte daher sein Betragen beim König, über den er viele Gewalt hatte, verdächtig zu machen; und hierin lag also der Grund der plözlichen Willensänderung des Königs. Der Missionar versuchte alles um ihn auf andere Gedanken zu bringen; allein vergebens. Er mußte sich also fürs erste entschliessen, nach Kilonga, wie Pedro nach Manguenza, zurük zu kehren.

Pedro erzählte dem Don Juan alles, was vorgegangen war. Dieser schikte ihn sogleich mit einem Geschenk an den Mangove, der sein Verwandter war, zurük, und ließ sich die Erlaubniß ausbitten, daß der Missionar zu ihnen kommen dürfte. Der Mangove bewilligte jezt alles, was man von ihm verlangte, und Pedro kam mit dieser angenehmen Nachricht bei dem Missionar an, begleitet von einem Bedienten des Mangove, der sie bestätigte. Ungeachtet Herr Descourvieres ein kleines Fieber hatte, so reisete er doch, nach vier und zwanzig Stunden, mit Herrn Quiliel d'Aubigny ab, der die Sprache genug verstand, um ihn, im Fall der Noth, ersezzen zu können.

Der siebente August war der Tag ihres Aufbruchs.

bruchs. Bei ihrer Ankunft in Ringele wurden sie von einem Bedienten des Mangove zum Könige geführt, weil er selbst krank war. Ganz wider alle Erwartung untersagte der König die weitere Reise; allein der Mangove nahm es über sich, deswegen mit dem Könige zu reden, und befahl ihnen, nur, ohne weitern Aufschub, sich auf den Weg zu machen.

Am vierten Tage unserer Abreise von Kilonga kamen wir (fährt Herr Descourvieres fort) in einem Dorfe Guenza an, dessen Einwohner, wie wir hörten, Kristen waren. Wir hätten gewünscht uns daselbst aufhalten zu können, um dem Vorsteher aufzuwarten, und den Kristen zu sagen, daß wir im Rükweg ihre Kinder taufen werden, Pedro befürchtete aber wir möchten uns zu lange aufhalten, und Don Juan möchte es übel nehmen, er nöthigte uns also fortzureisen. Doch sahen wir den Vorsteher von Guenza von ungefähr in einem andern Orte, wo wir zu Mittag speißten. Er war ausser sich für Freude, als er hörte daß wir Missionaren sind, bezeugte die heftigste Begierde, uns bei sich zu sehen, und machte unserm Führer Vorwürfe, daß er, da er doch weiß, daß er ein Krist ist, uns nicht bei der Durchreise hatte einkehren machen; wir versprachen ihm, uns bei ihm bei der Rükreise aufzuhalten, um indessen die Kinder zu taufen, bis daß einer von uns sich daselbst niederlassen könnte um die Erwachsenen zu unterrichten und ihnen die Sakramente zu reichen. Dieser

Vorsteher schien uns ein brafer Mann und eifriger Krist zu seyn. In Ermanglung von Dienern des göttlichen Worts, sagte er, die meine Untergebenen unterrichten, ermahne ich sie, so gut ich kann, kristlich zu leben, und um in mir oft den Gedanken an das zu erneuern, was Jesus Kristus gelitten hat, um die Menschen zu erlösen, habe ich die Gewohnheit das Zeichen der Erlösung vor mir hertragen zu lassen, so oft ich mich auf eine Reise begebe. Zu gleicher Zeit rief er einen Sklaven herbei, der sein Kruzifix trug, um es uns zu zeigen. Als wir uns Manguenzo zu nähern anfiengen, schikte unser Begleiter von den Sklaven, die wir bei uns hatten, den besten Läufer voraus, um dem Don Juan unsere Ankunft zu melden. Dieser sendete uns sogleich einen seiner Verwandten, mit einer Menge von Sklaven, entgegen, die Palmwein, und andere Erfrischungen, für uns mitbrachten.

Manguenzo ist etwa zwölf französische Meilen von Kingele, und beinahe eben so weit vom Fluß Zaire entfernt. Das Dorf liegt sehr angenehm, auf einer Anhöhe, von welcher man mehrere andere von ihm abhängige Dörfer entdekt, deren Zahl sich auf zwölf belaufen soll. An der mittäglichen Seite des Flusses sollen noch andere, von Kristen bewohnte, Dörfer liegen, die gleichfalls von Sogno ausgewandert sind.

Als wir Manguenzo sehr nahe waren, stellten sich die Sklaven, die wir bei uns hatten, und

die Einwohner des Orts, die uns entgegen gekommen waren, in ordentlichen Gliedern, in der Absicht, uns zuerst in die Kirche zu führen, wenn man anders eine Hütte so nennen darf, die von den Wohnungen der Negern sich fast durch gar nichts unterscheidet. Als wir über den öffentlichen oder Versammlungsplaz des Dorfes kamen, bemerkten wir ein Kreuz, das etwa acht bis zehn Fuß hoch, und das erste war, das wir, nach unserer Ankunft in Afrika, in unglaubiger Erde aufgerichtet gesehen hatten. In der Kirche fanden wir eine Art von Altar, der mit einer Matte bedekt war, und auf diesem Altar ein Kruzifix.

Beim Herausgehen aus der Kirche fanden wir den Don Juan, der uns in sein Haus führte. Er ließ sich die Geschichte unserer Reise und bisherige Schiksale erzählen, nach deren Endigung er uns zum zweiten Male in die Kirche führte, um, wie er sagte, dem Herrn der Barmherzigkeit für die ihnen erzeigte Gnade zu danken. Er ließ das Volk zusammen rufen, welches auch bald herzukam, und nun stimmte ein Neger einen Gesang in der Landessprache an, die andern fielen auch ein, und man sang in zwei Kören. Wenn ein Gesang am Ende war, so wurde ein anderes angefangen. In diesen Gesängen lobten sie die Grösse Gottes und seine Barmherzigkeit; sie riefen insbesondere ihn an um Vestigkeit im Glauben und Verwahrung vor Rükfall in den alten Gözzendienst. Ungeachtet dieses lange

dauerte, so wurde uns doch die Zeit gar nicht lange, weil der Ton der Sänger und ihre Stellung selbst wahre und ungeheuchelte Andacht ausdrükten.

Nach der Endigung des Gottesdienstes liessen wir durch den **Don Juan** den Kristen des Orts wissen, daß sie morgen ihre Kinder zur Taufe bringen möchten, und eben so erhielten die kristlichen Einwohner der umliegenden Dörfer Nachricht, daß sie an den folgenden Tagen ihre Kinder von europäischen Geistlichen taufen lassen könnten.

Don Juan hatte uns eine Wohnung, und in dieser Wohnung eine Art von Bett zubereiten lassen. Er gab uns zugleich einen Sklaven zur Aufwartung, und alles was wir zu unserm Unterhalte brauchten.

An dem Tage nach unserer Ankunft, fanden sich die Mütter mit ihren Kindern, schon vor Tages Anbruch, auf dem Plazze ein, der der Kirche gegen über liegt. Nach einer kleinen Anrede an die Väter und Mütter tauften wir an diesem Tage (am zehnten August) sieben und vierzig, und am folgenden zwei und sechzig Kinder. Die armen Aelten brachten uns zugleich reichliche Geschenke, die in türkischem Korne, in Maniok, Erbsen und Makuten bestanden, und zu unserm Unterhalt lange hingereicht hätten. Wir würden diese Gaben gerne zurük gegeben haben, wenn dieses nicht eine Beleidigung für die Geber gewesen wäre.

Wir tauften in den folgenden Tagen noch zwei hundert und sechs und zwanzig Kinder. Weil wir aber hörten, daß vors erste keine mehr ankommen würden, so nahmen wir am acht und zwanzigsten Abschied von Don Juan, mit dem Versprechen, daß entweder wir selbst, oder einige von unsern Brüdern, bald nach Manguenzo zurük kommen würden. Er ließ uns von Pedro und drei Sklaven begleiten, und schenkte uns zwei Ziegen, wovon wir eine dem Könige von Rakongo bei unserer Durchreise durch Kingele, als ein Zeichen unserer Dankbarkeit, zu geben versprachen.

Auf unserer Rükreise übernachteten wir im Dorfe Guenza, und tauften den Abend, als wir ankamen, sechs und dreissig, den folgenden Morgen aber fünf und zwanzig Kinder, wovon mehrere aus dem Dorfe Kiua waren, das wir gleichfalls besuchten. Guenza ist ein ansehnliches Dorf, nur ein Theil der Einwohner sind Kristen, die andern Heiden. Wir waren eben im Begriffe, von Kiua wieder aufzubrechen, als zwei Weiber mit ihren Kindern zu uns kamen, die uns in Manguenzo vergebens gesucht hatten, und uns deswegen gefolgt waren. Sie hatten schon dreizehn Meilen gemacht, und freuten sich ausserordentlich, daß sie uns noch in Kiua getroffen hatten. Wir kamen endlich am zwei und zwanzigsten August zu unsern Brüdern in Kilonga zurük, und wir alle beschlossen, daß zwei oder drei von uns nach Man-

guenzo abgehen sollten, um sich dort auf immer niederzulassen.

Allein, diese zweite Reise wurde bisher durch ein bösartiges faules Fieber gehindert, das während ganzer sechs Monate unter den Europäern wüthet, und zwei von unsern Gehilfen, de la Roche und Chatelain hingerafft hat. Die Gesundheit von einigen andern ist ebenfalls sehr wankend, und man kann es als eine allgemeine Beobachtung annehmen, daß das Klima in Loango, Kakongo und Kongo für Franzosen weit gefährlicher und tödtender, als für Italiener ist.

Der gegenwärtige Zustand der Mission ist ungefähr folgender: Das Land, das der König uns geschenkt hat, würde uns Maniok und andere Lebensmittel dieses Landes in hinlänglicher Menge liefern, wenn wir nur Arme hätten, die es bearbeiten könnten. Fünf von unsern Laienbrüdern sind gestorben, einer geht nach Frankreich zurük, und es bleiben uns also nur noch zwei übrig. Vor einiger Zeit haben wir ein Stük Land von Negern bearbeiten lassen, um Maniok darauf zu pflanzen, und ihnen für ihre Arbeit europäische Waaren gegeben, allein, allen Berechnungen nach wird der Maniok uns eben so hoch zu stehen kommen, als wenn wir Lebensmittel aus Europa verschrieben hätten. Der Hirse, den wir gesäet hatten, ist vortreflich eingeschlagen; der Reis aber, den unsere Vorgänger ausgeworfen hatten, hat zwar Aehren, aber unfruchtbare, getrieben.

Unsere Kirchen und Kapellen sind ganz nakt, ohne alle Verzierungen, und aus blossen Binsen geflochten. Wenn wir dereinst Bretter aus Europa erhalten könnten, so würden wir sie damit nicht bloß zierlicher, sondern auch vester machen können. Wir alle bitten aber auf das dringendste, alles mögliche zu thun, um uns Tabernakel, Leuchter u. s. w. zu schikken, weil diese nicht allein in Rilonga, wo alle Sonntage viele Schiffsleute dem Gottesdienste beiwohnen, sondern auch in Manguenzo nothwendig sind, wo Don Juan die Kirche von neuem aufbauen läßt. Wir wollen ihn bereden, eine andere in einer gewissen Entfernung von Manguenzo errichten zu lassen, damit die Kristen, die an den Ufern des Zaire wohnen, an Sonn- und Festtagen ihren Gottesdienst darin halten können.

Unsere Abreise von Manguenzo wird in einigen Tagen vor sich gehen. Wir wollen untersuchen, ob wir nicht ein Seminarium anlegen können, in welchem wir die Kinder der Negern anfangs zu den kristlichen Tugenden, und nachher zu den Tugenden des geistlichen Standes gewöhnen wollen. Man würde uns die Erziehung der Kinder gerne anvertrauen, deren Unterhalt und Kleidung auch nicht viel kosten könnte. Eine solche Anstalt würde vielleicht die sicherste und leichteste Art seyn, das Kristenthum in einem Lande zu erhalten, das für Europäer so gefährlich ist. Die

Neger-Priester des grünen Vorgebirges üben alle geistlichen Tugenden mit der größten Gewissenhaftigkeit aus. Vors erste aber hängt das Schiksal der Mission ganz allein von der Zahl und Geschiklichkeit treuer Gehilfen ab, die man uns aus Europa nachschikken wird." —

Neuere Nachrichten von diesem Missionswerke, und von den weiteren Schiksalen dieser Glaubensboten fehlen uns.

Allgemeine
Beschreibung
von
Niederguinea,
seiner Naturbeschaffenheit, Einwohner, Länder und Staaten.

I.
Schilderung
der natürlichen Beschaffenheit und Naturprodukte von Niederguinea überhaupt.

Nachdem wir nun die Geschichte der merkwürdigsten Reisen nach Niederguinea oder die Küste Kongo mit einigen Blikken überschaut haben, so müssen wir jezt auch der Beschaffenheit und dem natürlichen und sittlichen Zustande des Landes selbst, und seiner Bewohner, der Betrachtung der einzelnen Theile desselben und ihrer politischen Verfassung, so wie auch ihrer Verhältnisse mit Europa unsre Aufmerksamkeit weihen, und diese wird ihrer würdige Gegenstände finden.

Wir beginnen mit der Schilderung der natürlichen Beschaffenheit und Naturprodukte dieses in mancher Rüksicht merkwürdigen Küstenstrichs.

Hier vermissen wir aber durchaus alle Berichte sorgfältiger und sachkundiger Beobachter. Denn noch hat kein Naturforscher, kein aufmerksamer Philosoph diese Länder betreten. Andächtige, treueifrige Glaubensprediger, deren Stärke weder Gelehrsamkeit, noch deren Zwek Beobachtungen waren, sind hier unsre einzigen Berichtgeber; denn

was uns Seefahrer und Abentheurer von diesen Ländern erzählen, ist wenig, und nicht von grossem Gewichte!

Wir müssen uns hier also mit dem begnügen, was wir aus allen den schon genannten Reisebeschreibungen mühsam zusammenlesen können. Die Ausbeute kann zwar nicht reich seyn; doch das Wenige, was wir aus so ungiebigen Schachten zu Tage fördern können, muß uns so lange befriedigen, bis es einst dem Himmel gefällt, einen Forster oder Pallas nach Niederguinea zu bringen, der uns dann überzeugen wird, daß wir bisher von diesem merkwürdigen Küstenstrich — besonders in Rüksicht der Naturgeschichte — nichts gewußt haben.

Da dies aber unter den gegenwärtigen Umständen wol nicht sobald geschehen möchte, so ist auch die Mühe, das jezt Bekannte zu sammeln, gewiß nicht vergeblich.

I.

Allgemeine natürliche Beschaffenheit, Klima, Witterung und Boden von Niederguinea. *)

Niederguinea liegt zwischen dem Aequator und dem Steinbokswendezirkel, folglich in dem heissen Erdgürtel. Dennoch ist in diesem Küstenstriche die Sonnenhizze nicht so unerträglich, als man hieraus schliessen sollte; denn die anhaltenden Regengüsse, die heftigen Winde, die dem Tage beinahe immer gleich langen Nächte, und der starke Thau mässigen sie so sehr, daß sie vieles von ihrer Heftigkeit verliert.

Die Länder von Niederguinea liegen alle innerhalb des Wendezirkels, und sind also den tropischen Regern unterworfen. Diese bestimmen die Abtheilung des Jahrs in zwei verschiedene Witterungszeiten. Die trokne Jahrszeit oder der eigentliche Sommer **) umfaßt die sechs Monate April,

*) Vorzüglich nach Cavazzi, T. I. p. 100. u. ff, und nach Proyart, S. 8. u. ff, verglichen mit dem ersten Abschnitte des Aufsazzes: Naturgeschichte von Kongo, Angola und Benguela V. B. der allg. Historie der Reisen, S. 68. u. ff.

**) Cavazzi, oder eigentlicher sein Bearbeiter und Her-

Mai, Junius, Julius, August und September,*) in welchen die senkrecht über diesem Erdstriche stehende Sonne mit ihren wärmenden Stralen das Land zu versengen droht — aber sie versengen es nicht; denn eben diese Hizze wird durch die genannten Umstände in ihrer Wirkung sehr beschränkt. Nur in eingeschlossenen Gegenden, die kein kühlender Wind erfrischen kann, erhizt sich die Luft so sehr, daß sie glühend zu werden scheint. Wo Schatten ist, da ist auch Kühle, und die stärkste Hizze dauert an den heissesten Tagen (besonders in der Regenzeit) nur vier Stunden vor und eben so viele Stunden nach Mittag.**) Die Nächte, die in kälteren Erdgürteln im Sommer so sehr kurz werden, bleiben hier beinahe immer den Tagen gleich, und sind daher weit kühler. Die Erde kann sich in denselben von dem Sonnenbrande des Tages erholen. Auch fällt dann regelmässig ein starker, erquikkender Thau, der die lechzende Erde erfrischt, und ihr den Mangel des Regens ersezt. Ueberdies ist der Himmel so oft schwarz umwölkt,

ausgeber Labat nennt die trokne Jahrszeit Winter, weil sie nicht so heiß ist, als die Regenzeit.

*) Nach Proyart und Cavazzi. In der allg. Hist. d. R. am angef. Orte werden gerade diese Monate die Regenmonate genannt.

**) Nach Cavazzi, I. p. 104. In der allg. Hist. der R. IV. B. S. 68. heißt es, nur zwei Stunden vor, und zwei nach Mittag dauert die größte Hizze.

daß die brennenden Sonnenstralen das Land nicht erreichen können. Auch die häufigen Bäche, Flüsse und Winde bringen nicht wenig Kühlung.

Ueberhaupt ist diese trokne Jahrszeit die angenehmere, schönere und minder heisse. Nur auf der Sandbedekten Küste ist sie es weniger.

Die Regenzeit hingegen — die man aber nicht **Winter** nennen kann; *) denn sie ist heisser, als die trokne — umfaßt die sechs übrigen Monate Oktober, November, Dezember, Januar, Februar und März, während welcher abwechselnd, besonders zu Anfang und Ende, anhaltende Regengüsse die Erde tränken, und die sonst unerträgliche Hizze mildern. Diese nasse, befruchtende Jahrszeit ist aber auch die beschwerlichere, die ungesündere. Die starken Regengüsse, die immer mit Gewittern, mit Donnern und Blizzen begleitet sind, geben hier der Natur neues Leben. Alles fängt an zu grünen und zu blühen; die Bäume vertauschen ihre welken Blätter gegen frische, und tragen schnell Blüten und Früchte; die Saat

---

*) Labat beim Cavazzi, am angef. Orte, p. 105. nennt sie Sommer, scheint aber das, was er von beiden Jahrszeiten sagt, sehr miteinander zu vermischen. Proyart, der überhaupt dem Labat in Vielem getreulich folgte, nennt auch die Regenzeit Sommer. In der allg. Hist. d. R. am angef. Orte wird sie aber **Winter**, und die trokne Jahrszeit Sommer genannt.

keimt in bewundernswürdiger Geschwindigkeit auf; die versengten Wiesen, die erst ausgedörrten Sandfeldern glichen, bedekten sich so plözlich mit dem schönsten Grün, daß man glaubt, das Gras wachsen zu sehen. In Einer Nacht treibt und grünt ein dürrer Stok, den man in die Erde gestekt hat. *)

Mit Einem Worte — diese Jahrszeit ist die Zeit der Auferstehung der ganzen Natur!

Diese Regengüsse machen aber auch die Flüsse anschwellen, überschwemmen das Land, und erzeugen da, wo das Wasser nicht gehörig wieder ablaufen kann — besonders in den nördlichen Gegenden — **) Sümpfe, deren Ausdünstungen die Luft verpesten.

In der Regenzeit wehen die Nordwest- und Nordostwinde anhaltend. In der troknen Jahrszeit aber wehen Süd- und Südostwinde, welche die Luft abkühlen. ***)

Niederguinea hat also keinen eigentlichen Winter, und kennt die Kälte gar nicht; Schnee und Eis sind diesem Lande fremd, und seine Bewohner wissen nicht, was Frost ist; dennoch unterhalten sie in den kühlen Nächten, und feuchten Tagen Feuer, um die sie sich lagern, nicht um sich gegen die Kälte, sondern gegen die kühle Feuchtigkeit zu schüz-

*) Cavazzi, I. p. 105.

**) Proyart, Seite 10.

***) Allg. Hist. d. R. IV. B. S. 68 u. 69.

schüzzen, die ihren nakten Körpern so empfindlich ist, als uns Europäern der Winterfrost, der unsre Glieder durchrüttelt. —

Man bewundre hier die weise Oekonomie der Natur, die Alles gethan hat, um jedes Flekchen unsrer gastfreien Erde für menschliche Wesen bewohnbar zu machen! — *)

Aus der hier geschilderten Beschaffenheit des Klima's läßt sich auch leicht auf die Fruchtbarkeit des Bodens von Niederguinea schliessen.

Dieser Boden ist theils sandig, theils thonig, überhaupt besteht er meist aus lokrer, leichter, meist schwarzer Erde. Der Strich längs dem Ufer hin ist ganz flach, sandig, und lange nicht so fruchtbar, als der Boden der inneren Länder, der sich von der Küste an allmälich in Hügel und Berge erhebt, die aber bloß Erd- und Thonhaufen sind, die kein Gestein in sich schliessen; **) erst weiter in dem Inneren fangen die Zweige des hohen Kettengebirgs an, das durch Südafrika längs hinläuft, und sich in der Spizze des Kaps endigt. Diese inneren Berge sind metallhaltig.

*) Diese schöne Oekonomie der Natur zeigt sich sehr auffallend bei der allgemeinen Betrachtung unsrer Erdkugel, als eines Sterns unter Sternen. Erhabene Gedanken hierüber theilt Herder im I. B. seiner Ideen zur Philos. d. G. d. M. mit.

**) Proyart, S. 11.

Ueberhaupt ist der Boden dieses Landes unbeschreiblich fruchtbar; er trägt selbst bei der nachlässigsten Bearbeitung hundertfältige Früchte, und nährt ein Gras, das bis zehn Fuß hoch wird. Die schönsten, dichtesten, hochwipflichsten Wälder bedekken ansehnliche Strekken desselben, und alle gem Klima angemessene Pflanzen wuchern ausserordentlich in ihm.

Was könnte dieser fette, dieser so trefliche Boden erst seyn, wenn er von einem fleissigen, thätigen, kundigen Volke gebaut würde! — Von Europäern gemachte Proben haben es bewiesen, wie reichlich auch nur mittelmässiger Fleiß die darauf verwandte Mühe belohnt! *) — Aber die trägen Negern lieben die Arbeit nicht; sie wissen nicht einmal die schönsten Geschenke des Himmels zu nuzzen, und geben sich nicht die Mühe, die periodischen Regengüsse durch Kanäle noch nüzlicher und ganz unschädlich zu machen. Daher entstehen oft stinkende Moräste, Wüsteneien und Abgründe, die das überströmende Wasser in dem lokkern Boden zum Schrekken der Einwohner aushölt; daher der Mangel an Wasser, der manche Gegenden unfruchtbar macht, und die Negern, die keine Brunnen graben, der Gefahr zu verdürsten selbst in diesem Lande aussezt!

*) Ebenderselbe (am angef. Orte) sagt: „Ein einziges Körnchen Mais bringt oft acht, gewöhnlich sechshundert Körner wieder hervor." —

An Quellen, Bächen und Flüssen fehlt es nicht, aber an der Kunst sie zu nuzzen; und in der heissesten Jahrszeit versiegen sie nie; denn sie fliessen meist alle in tiefen Schluchten, die sie sich selbst in diesem weichen Boden zum Bette gegraben haben, und ihre Gestade sind von breitästigen Bäumen wolthätig beschattet.

Es ist überhaupt ein schönes, treffliches Land, dem es, wie beinahe allen seines gleichen nur an besseren Bewohnern fehlt! *) —.

*) Nach Cavazzi, (I. p. 113.) haben die Portugiesen in einigen Gegenden die Negern schon zu einem fleissigern Akkerbau angehalten.

II.

Skizzirte Naturgeschichte von Niederguinea. *)

Es ist leicht zu erachten, daß ein Land, welches einen so ergiebigen, fruchtbaren Boden, ein so schönes Klima, einen solchen Ueberfluß an Wasser, und so viele und grosse Wälder hat — wie Niederguinea — auch reich seyn müsse an mancherlei nüzlichen, schönen, in unserm Erdtheile unbekannten Produkten aus allen drei Naturreichen. Aber hier fühlen wir den Mangel genauer Berichte sachkundiger Reisebeschreiber erst recht lebhaft. Die Glaubensprediger, die uns mit Nachrichten von diesen Ländern beschenkt haben, theilen uns zwar ansehnliche Listen von Naturprodukten, vorzüglich Pflanzen, dieser Gegenden mit; **) aber diese Listen sind — die bekannteren Naturprodukte ausgenommen — nichts als trokne Namenverzeichnisse, aus welchen wol schwerlich der geübteste Naturforscher viel Bestimmtes herausfinden möchte. Es

*) Bearbeitet nach dem angeführten Aufsazze in der allg. Hist. d. R. V. B. — nach Cavazzi und Proyart.

**) Bei Cavazzi und in der allg. Hist. d. R. sind diese Verzeichnisse vorzüglich namenreich! —

sind Namen aus der Negersprache, mit so unkarakteristischen und so kurzen Bezeichnungen begleitet, daß sich sehr wenig daraus errathen läßt.

Was sich unter diesen ungünstigen Umständen von den Naturprodukten dieses Küstenstrichs sagen läßt, möchte sich wol auf folgendes beschränken lassen. *)

§. 1.

Von den Mineralien

dieses Landes haben wir die wenigsten Nachrichten, und auch diese sind noch sehr schwankend. **) Daß die inneren Gebirge, Gang- und Flözgebirge, erzhaltig sind, dies ist wol gewiß; eben so gewiß ist es aber auch, daß die Metalle in diesen Erzgebirgen von den trägen Einwohnern nicht aufge-

*) Ich habe dazu alle Schriftsteller über Niederguinea — wie die hierunten folgenden Zitate beweisen — sorgfältig durchgelesen, und alles Hiehergehörige zusammengetragen; da ich aber nicht Naturforscher bin, so vermochte ich es nicht, die so unbestimmten Angaben der Reisebeschreiber genauer zu bestimmen, als ich hier nach meiner Einsicht gethan habe.

**) Proyart sagt überhaupt nur im Vorbeigehen, und sehr wenig davon; bei Cavazzi finden sich die mineralogischen Nachrichten in den Länderbeschreibungen zerstreut, und die Nachrichten in der allg. Hist. d. R. (am angef. Orte, S. 69.) sind sehr dürftig.

sucht werden; nur nach dem ihnen so nöthigen Eisen graben sie, und vernachläßigen die edleren Metalle, wie es scheint, aus Furcht, die Habsucht der Portugiesen zu reizen. *) —

In der Nachbarschaft der Hauptstadt von Kongo, und in der Landschaft Bamba soll Gold gefunden werden, aber man gräbt ihm nicht nach. Angola soll sehr reich an Silber, so wie auch an anderen Metallen seyn. **) — Daß die Portugiesen schon nicht ganz vergebliche Versuche, dieselben aufzufinden gemacht haben, ist bereits erwähnt worden. ***)

Besonders schönes und feines Kupfer, das in der Farbe dem Golde sehr ähnlich ist, und zu mancherlei Gebrauch verarbeitet wird, gräbt man vorzüglich in der Landschaft Pemba; †) auch ist

*) Allg. Hist. d. R. am angef. Orte, und Cavazzi, I. p. 27, wo auch gesagt wird, daß andre Schriftsteller gar sehr an dem Dasein der reichen Goldminen (welches Cavazzi behauptet) zweifeln, indem sie sagen, man habe das schöne gelbe Kupfer für Gold gehalten. Doch auch Dapper und Carli sprechen von ergiebigen, aber nicht mehr gebauten Goldbergwerken in Niederguinea. (A. H. d. R. am angef. Orte.)

**) Nach Lopez — und Cavazzi, I. p. 64.

***) Nämlich von Battel in dessen Reisebeschreibung, im vorhergehenden Bande dieses Werks.

†) Allg. Hist. d. R. IV. B. S. 61. Auch in der Landschaft Sundi (nach Cavazzi I. p. 35.) wird dies schöne

dies Metall in anderen Gegenden von Niederguinea nicht selten. *)

Eisen ist in den Thongebirgen dieses Küstenstrichs sehr häufig, und wird von den Negern aufgesucht und zubereitet. **)

Trefflichen Granit, Marmor von allen Farben, ***) Porphyr, Jaspis, Hiazinthen, und andre schöne, kostbare und seltene Steine werden in den inneren Urgebirgen gebrochen. †)

Sehr gute Felsquadern findet man in ausserordentlich grossen Blökken. ††)

Sogenannte Donnersteine — in der Landessprache Tary-ya genannt, die etwas durchsichtig

---

Metall gefunden, aus welchem künstliche Arbeiten gemacht, und weit verführt werden.

*) Nach Lopez, Dapper, u. A.

**) Cavazzi, I. p. 27. wo auch von Zinn- und Quekfilberminen gesprochen wird. — In der angolaischen Landschaft Scella wird ein ganz vortreffliches Eisenerz in dem Wasser der Bäche und Waldströme gefunden, und von den Negern mittelst Stroh- und Grasbündel, die sie hineinlegen aufgefischt. (Cavazzi, I. p. 71.)

***) In der Kapelle des heil. Gregorius (zu Rom) sind einige Säulen davon zu sehen. (A. Hist. der R. IV. B. S. 70.)

†) Allg. Hist. d. R. am angef. Orte. Auch beim Lopez.

††) So daß ganze Kapellen aus Einem Stükke könnten gehauen werden. (A. H. d. R. am angef. Orte.)

sind, und von den Negern für Erzeugnisse des in in die Erde schlagenden Blizzes gehalten werden, trifft man häufig in Angola. Da diese Steine einige Aehnlichkeit mit dem Glase haben, so nennen die Angolaer das ihnen von den Europäern zugebrachte Glas ebenfalls Donnerstein oder Tary-ya. *)

Auch **Krystall** wird in Niederguinea gefunden **) — und **Bergsalz**. — In der angolaischen Landschaft **Chissama** ist ein tiefes Thal, in welchem man beim Nachgraben unter der Erde eine so reichhaltige Sole findet, die von selbst sich verdikt und zu Krystallen anschießt, wie der Alaun, welche in Stükke, gleich Ziegelsteinen, von zwei Fuß acht Zollen Länge, und fünf bis sechs Zollen Dikke und Breite geformt, und so von den Negern verhandelt werden. Dieses Salz ist nicht nur zum Küchengebrauche weit besser, als das gemeine, sondern soll auch in der Arzneikunde vorzüglich als ein harntreibendes Mittel von grossem Nuzzen seyn. Dieser Vorzüge wegen ist es sehr berühmt, und wird weit umher verführt. ***)

*) Cavazzi, I. 71. Man findet diese Steine von allerlei Figuren. Was es eigentlich für Steine sind, ob Krystalle, Quarz, Spath oder andre, wage ich nicht zu bestimmen.

**) Allg. Hist. d. R. am angef. Orte.

***) Cavazzi, I. p. 62.

Dies ist Alles, was wir von den Mineralien dieses Küstenstrichs in unsern Schriftstellern vorfinden.

§. 2.
Von den Pflanzen.

Einen noch grössern Reichthum hat Niederguinea an Pflanzen aller Arten. Von denen, die zur menschlichen Nahrung dienen, bauen die trägen Negern aber meist nur solche, die wenig Wartung bedürfen.

Die Maniokstaude (Jatropha manihot. L.) wird daher sehr häufig gepflanzt, und ihre eßbare Wurzel gibt dem gemeinen Manne ein gesundes, wohlfeiles Brod, das in Menge zu haben ist. *) — Der Saft soll nur von einer Abart der Maniokwurzeln, die einen säuerlichen Geschmak haben, giftig seyn. **) Die Blätter der Staude werden als Zugemüse, wie Spinat gegessen.

*) Deßwegen gibt es auch in diesen Ländern keine eigentliche Bettler. (Proyart, S. 15.) — Im vorigen Jahrhunderte galt in Angola ein Alker (= 2 Aroben = 60 Pfund) Maniokmehl nur 250 bis 500 Rees, d. i. 10 bis 12 Ggr. sächs. oder 45 bis 54 Kreuzer rhein. (Allg. Hist. d. R. V. B. S. 72.

**) Nach Proyart, S. 16. — Es soll auch mehrere verschiedene Arten von Maniok geben. (A. H. d. R. am angef. Orte) Man vergleiche hiemit die Beschreibung dieser Pflanze im V. B. d. W. S. 73. u. ff.

Erdeicheln, Erdnüsse (franz. *Pistaches*, engl. *Earthnuts*, holl. Aardakers oder Piendels, kongoisch Pindas, Arachis hypogaea L.) länglichte Nüsse, die an den Griffeln der gelben Blumen wachsen, die sich selbst nach der Verblühung in die Erde verbergen — werden nebst dem Maniok von diesen Negern am häufigsten gebaut. Sie werden entweder geröstet, als Brod, oder zu einem Teig zerstossen als Zugemüse gegessen. Auch preßt man ein treffliches Oel aus denselben. *)

Kartoffeln oder Erdäpfel (Solanum tuberosum. L.) die von den Negern Bala und Putu genannt, und häufig gepflanzt werden, sind weit schmakhafter, als die unsrigen. **)

Ignames, oder Yamswurzeln (Dioscorea pentaphylla. L.) die doch schmakhafter sind, als die Maniokwurzeln, werden von diesen Negern weit weniger gebaut. ***)

Von bekannten Getreidearten wachsen hier vorzüglich Mais, Reiß, Buchweizen, und Hirse.

*) Proyart, S. 16. — Merolla (A. H. d. R. am angef. Orte.) spricht von dreierlei Arten ähnlicher Gewächse, die einen nennt er Erdmandeln (Mandois), die andern Inkumba, und die dritten Neuban-Zampuni. — Von den Neuban Zamputo, welche Cavazzi I. p. 116.) kurz beschreibt, sehe man weiter unten.

**) Proyart, S. 17.

***) Proyart, S. 17. (M. s. im V. B. d. W.

Der Mais, das Wälschkorn, türkisch Korn, indianisch Korn (Zea Maïs. L.) wird von diesen Negern nicht stark gepflanzt, ob er gleich in ihrem überfruchtbaren Boden ganz vortrefflich gedeiht, und zwei, auch in einigen Gegenden drei Mal geärndet werden kann. Sie zerstossen ihn entweder zu Mehl, denn Mühlen haben sie nicht, oder rösten ihn, wie wir die Kaffeebohnen, und essen ihn so. Die Negern nennen dieses Korn Massa-maupunsu; die Portugiesen haben es ihnen gebracht; *) aber sie achten es nicht sehr. **)

Reiß (Oryza sativa. L.) wächst hie und da in Menge, wird aber auch von den Negern nicht geschäzt. ***)

Buchweizen, Heidekorn (franz. *Bled sarasin*, negerisch Massamantui und Massambola, Polygonum fagopyrum. L.) eine auch bei uns bekannte Getreideart, die in dem schlechtesten

*) Cavazzi, I. p. 114.

**) Sie sollen daher auch die Schweine damit füttern. (A. H. d. R. V. B. S. 71.) Wahrscheinlich macht der Bau dieses Getreides den trägen Negern zu viele Mühe. — Nach Merolla (A. H. d. R. V. B. S. 77.) bereiten diejenigen Negern, die keinen Palmwein haben, ein berauschendes Getränke aus Mais, welches Guallo genannt wird.

***) Lopez, S. 36. Dapper, S. 550. Andere Schriftsteller nennen den Reiß nicht unter den Getreidearten dieses Landes.

Sandboden leicht fortkömmt, die stärkste Hizze erträgt, und Körner trägt, welche gutes Mehl und Brod geben, und ein sehr brauchbares Futter für Federvieh sind. Die Negern bauen dieses Korn, und machen jährlich zwei Aerndten davon. *)

Hirse (Panicum miliaceum. L.) soll auch in Niederguinea wachsen, und zwar großkörniger **); dies möchte wol aber Sorgosamen (Holcus sorghum L.) seyn. ***) Die Negern nennen ihn Massingo; er ist sehr wolriechend.

Die Reisebeschreiber nennen ferner noch eine Getreideart, Luno, (in der Negersprache) welche schwärzlichgraue Körner, ungefähr von der Grösse der Senfkörner trägt, die ein gutes Mehl geben. Sollte dies vielleicht der habessinische Teff (Poa abyssinica. L.) seyn? — †)

Das Getreide Eluvo, dessen Körner roth, und dem Hirse ähnlich seyn sollen, möchte wol eine

*) Cavazzi, I. p. 114.

**) Derselbe, ebendaselbst. Dies Getreide soll aber denen, die nicht daran gewöhnt sind, Kolik machen.

***) Ich vermuthe es aus dem Grunde, weil dieser Sorgosamen auf der ganzen Westküste von Guinea wächst, und daher das grosse Negerkorn genannt wird. (Linne's Pflanzensystem, XII. B. S. 765.) Doch wage ich es nicht, hierin zu entscheiden.

†) Eine Vermuthung! Lopez (S. 36.) nennt diese Getreideart Luko, und sagt, sie sei aus dem innern Afrika, von den Quellen des Nils her nach Kongo gebracht

Art Pferdgras (Holcus. L.) seyn; doch läßt sich hier nichts bestimmen. *)

Eben so wenig läßt sich genau entscheiden, was die dem Königreich Kakongo, wo sie wild wächst, eigenthümliche Hirse-Art seyn soll, deren Stiel oder Halm armsdik wird, und eine zwei bis drei Pfund schwere Aehre trägt! **)

Von Hülsenfrüchten nennen unsre Schriftsteller mehrere Arten **Bohnen** und **Erbsen**. ***)

Die Neassa sind rothe, sehr schmakhafte Bohnen — vielleicht eine Art Faseln (Dolichos L?)

Die Neanza oder brasilischen Bohnen, aus Brasilien gebracht, sind hier ausgeartet. †)

---

worden. Auch gibt es eine schwärzliche Art Teff, die gemeinste, in Habessinien. (Bruce, V. B. S. 84.) Oder sollte es die morgenländische Durra (Holcus durra) seyn, die ebenfalls rostfärbige Körnchen hat? — (M. s. Linn. Pfl. am angef. Orte.)

*) Allg. H. d. R. V. B. S. 71. — Es könnte wol auch eine Art Fuchsschwanz (Alopecurus L.) oder eine Art Hirsegras (Milium L.) seyn. Die Naturforscher mögen entscheiden!

**) Proyart, S. 19. — Das ist warlich ein bischen viel!

***) Vorzüglich Cavazzi, (p. 115. u. ff.) dem ich hier folge. Es ist aber sehr zweifelhaft, ob dies Alles wirkliche Bohnen und Erbsen sind, oder ob die hier genannten Hülsenfrüchte nicht in andre Geschlechter gehören? Ich wage nichts zu bestimmen.

†) Die brasilischen Bohnen sollen sehr groß seyn. (Allg. Hist. d. R. XVI. B. S. 293.)

Die Ouvando, kleinen Erbsen ähnliche Früchte, wachsen auf Stauden, die zwei bis drei Jahre alt werden. Diese Erbsen kochen leicht und geben eine gute Speise. — Dies sind ohne Zweifel die auch in Westindien wachsenden Angola-Erbsen, die Frucht des Strauchs, den die Botaniker den ostindischen Cytisus (Cytisus Cajan L.) nennen. *)

Die Inkuba oder Angolaerbsen (eigentlicher: Angolabohnen) sind kleine weisse Erbsen, zwar schmakhaft aber hart. **)

Die Neuban Zambuto gleichen unsern Haselnüssen in Gestalt und Geschmak, und werden von den Negern häufig gegessen. ***)

*) Labat, (beim Cavazzi, I. p. 115.) sagt es seien dieselben, die in Westindien wachsen, wo sie die gemeinste Nahrung der Sklaven sind; folglich sind es wol diese Angolaerbsen, obgleich ihr Stamm in Westindien sieben bis acht Jahre ausdauert. (Linne's Pflanzensystem, IV. B. S. 247. u. ff.)

**) Diese, sagt Cavazzi (am angef. Orte) wachsen unter der Erde, und schmekken wie Haselnüsse. Es sind also eine Art Erdnüsse, oder Erdeicheln, von welchen oben. (M. s. auch im X. B. d. W. S. 49.)

***) Dies mögen wol auch Erdnüsse seyn, obgleich Cavazzi nicht sagt, daß sie unter der Erde wachsen. (M. s. oben) da Cavazzi hinzusezt, diese Frucht sei in Kongo die gemeinste Speise, so vermuthe ich, daß

Es gibt ferner in Niederguinea noch allerlei Küchenkräuter und eßbare, auch medizinische Gewächse, als Kürbisse, Melonen, Spinat, Sauerampfer; Basilienkraut, (Ocymum basilicum. L.) das hier bis acht Fuß hoch wird; Pfaffenröhrchen — der berühmte Löwenzahn (Leontodon taraxacum. L.) — dessen Wurzel die Negern zu Tisanen brauchen, und andern mehr. *) —

Die Portugiesen haben auch mehrere europäische Küchengewächse dahin verpflanzt, welche vortrefflich fortkommen, und wol noch besser gedeihen, als in Europa. **)

Ausser diesen Pflanzen findet man hier Bataten (Convolvulus Batatas. L.) treffliche Ananas (Bromelia Ananas L.) auch Zukkerrohr wächst hier wild in feuchten, sumpfigen Gegenden und wird nur von wenigen Negern gesammelt, die es roh zu Markte bringen; man gibt sich nicht die Mühe Zukker daraus zu kochen, sondern man saugt den süssen Saft aus den Rohren selbst. ***)

---

sie mit den Pindas oder Pistaches des Proyart (wovon oben) einerlei seyn möchten.

*) Proyart, S. 18.

**) Z. B. Kohl, Rettiche, Zichorien, Möhren, auch Weizen, u. s. w. (Proyart, S. 19. — Cavazzi, I. p. 147. — A. H. d. R. V. B. S. 73.)

***) Proyart, S. 26.

Tabak wird häufig, aber sehr nachlässig gebaut; die Negern alle, beiderlei Geschlechts rauchen ihn sehr gern, und sehr stark. *)

Weinreben wachsen in mehreren Gegenden wild, und tragen des Jahrs zwei Mal Trauben, aus welchen aber kein Wein gemacht wird; wahrscheinlich weil die Negern zu träg dazu sind, und sich mit ihrem Palmwein begnügen; **) auch sollen die wilden Trauben nicht recht gedeihen; dennoch gerathen sie in den Gärten der Missionare ganz vortrefflich. Die Portugiesen sollen die ersten Weinstökke hiehergebracht haben. ***)

Eine Pfeffer-Art (Piper L?) wächst auch in Niederguinea wild, und schlingt sich um die Bäume; die Körner sind roth, so groß wie Koriander,

*) Derselbe, S. 18. — Er scheint zu vermuthen, der Tabak sei in diesen Gegenden einheimisch! —

**) Proyart (S. 27.) sagt, die Negerinnen suchen die Einführung des Weinbaus zu hindern, weil die Arbeit desselben auf sie allein fiele. Labat (beim Cavazzi, I. p. 144.) schiebt die Schuld davon auf die Portugiesen, welche den Gewinn an der Einfuhr ihres Weins nicht gern verlieren. — Daß man in heissen Länder keinen Wein machen könne, ist ein Irrwahn. (M. s. Lobo's Reisen, II. B. S. 37.)

***) Nämlich aus Madera und den Kanarien-Inseln. (Cavazzi, am angef. Orte.)

der, und wachsen in Traubenähnlichen Büscheln. Die Negern nennen diesen Pfeffer Inquoffo, und gebrauchen ihn zu ihren Speisen; er würzt vortrefflich, weit besser als der guineische Malagetta, oder die Paradieskörner. *)

Baumwollenstauden (Gossypium herbaceum L.) wachsen auch wild, aber ihre Baumwolle, die schön und gut ist, wird von den Negern nicht genüzt. **)

Ferner gibt es noch allerlei nuzbare Wurzeln, z. B. die Wurzel Tamba, die unserm Pastinak ähnlich ist, und nicht nur eine gute Speise, sondern auch ein Arzneimittel gibt, welches das Blut reinigt, und den Schleim zertheilt — und die Wurzel Chiussa, welche nicht grösser als ein kleiner Finger, sehr gesund und schmakhaft ist. ***)

Auch werden die pulverisirten Blätter des Strauchartigen Gewächses Luqui oder Liquivri, die dem Isop gleichen, innerlich, und ein aus denselben gepreßtes Oel äusserlich als ein vortreffliches

*) Cavazzi, I. p. 145. — Die Beschreibung ist zu kurz, als daß man diesen Pfeffer naturhistorisch bestimmen könnte. — Auch soll Malagetta-Pfeffer (Amomum grana paradisi. L.) auf dieser Küste wachsen. (A. H. d. R. V. B. S. 76.)

**) Proyart, S. 27. — A. H. d. R. V. B. S. 74.

***) Cavazzi, I. p. 77.

Arzneimittel in Nervenkrankheiten von den Negern gebraucht. *) —

Mit Blumen, die den Gefilden den unbeschreiblichsten Reiz geben, ist dieser Küstenstrich reichlich versehen. Ausser vielen bei uns unbekannten findet man vorzüglich den wolriechenden Schasmin, prachtvolle Lilien, Tulpen von ausserordentlicher Schönheit, und nicht minder herrliche Tuberosen. Die Portugiesen haben auch Rosen hieher verpflanzt, die aber hier eine besonders sorgfältige Wartung fordern. **) —

Von Bäumen und baumartigen Pflanzen bemerken wir zuerst die Palmen, deren man in Niederguinea achterlei Arten zählt, die meist alle in grosser Menge hier wachsen.

Die Fächerpalme (Borassus flabellifer L.) ist wol dieselbe, welche diese Negern Matome nennen. ***) Zu dieser Gattung gehören auch die Latanierpalmen (Lataniers) die in Niederguinea ebenfalls häufig sind. †)

*) Derselbe, I. p. 80. u. 146.

**) Cavazzi, I. p. 151 u. 152.

***) Der davon gewonnene Wein wird Embetta genennt. (Cavazzi, I. p. 128. — A. Hist. d. R. V. B. S. 77.) Aus den Ribben der Blätter, werden die Hamaks gemacht.

†) Sie werden in Kongo Matambi genannt. (Cavazzi, I. p. 48.)

Die Oelpalme, aus deren Früchten die Negern ein Oel pressen. Auch hat dieser Baum eine Art Wolle an seinem Stamme, die zum Ausstopfen der Kissen, und von den Schaggaern zum Verband der Wunden und zum Blutstillen gebraucht werden. *) Dies ist wol die guineische Oelpalme (Elais guineensis. L.)

Die Kokospalme (Cocos nucifera. L.) wächst hier auch häufig. **)

Der Tamara scheint die Dattelpalme (Phoenix dactylifera L.) zu seyn. ***)

Der Matoba kömmt, den Nachrichten der Missionare zu Folge, am meisten mit der guineischen Kokospalme (Cocos guineensis. L.) überein. †)

Die Zwergpalme (Chamaerops humilis L.) ist wahrscheinlich die kleine Palme ohne Namen, von welcher die Missionare sprechen, und von welcher sie sagen, daß sie zwar nur einen schlechten

*) Derselbe, I. p. 127.

**) Derselbe, I. p. 129. u. ff. — Proyart, (S. 21.) vermuthet der Kokosbaum, den diese Negern Banga u putu nennen, sei erst von den Europäern hieher verpflanzt worden.

***) Cavazzi, I. p. 131. Sie tragen auch Datteln.

†) Sie gibt auch einen Wein, der aber sauer, und dem Magen schädlich ist. Die Früchte werden auch maldivische Kokosnüsse genannt. (Cavazzi, I. p. 131.)

Saft gebe, den die Negern jedoch trinken; das nützlichste aber sind die Blätter, aus deren Fasern Zeuche gemacht werden. *)

Der **Rokkata**, welcher Nüsse, so groß wie eine Melone trägt, aus welchen man einen milchweissen, öligen Saft zieht, möchte wol eine Art Kokospalme seyn. **)

Die sogenannte **Kongo-Palme** (Palmier de Congo) ist ohne Zweifel die **Tannen- oder Pflaumpalme** (Etate sylvestris. L.) deren Fruchtbüschel so groß sind, daß jeder beinahe eine Mannslast ausmacht. Dieser Baum ist eine grosse Woltbat für die Negern, die er mit einem trefflichen Weine, eßbaren Früchten, aus welchen auch gutes Oel gepreßt wird, und mit Blättern versieht, die ihnen allerlei Dienste leisten. Auch ist diese Palme in Niederguinea sehr häufig. ***)

Von eigentlichen Bäumen findet man hier: **Tamarinden** (Tamarindus indica L.) — **Kolanußbäume**, wahrscheinlich mit den **rothblumigen Roßkastanien** (Aesculus pavia L.) einerlei. †) — **Manglebäume** (Rhizophora

---

*) Cavazzi, I. p. 132. Man nennt sie in Kongo nur die kleine Palme.

**) Cavazzi, I. p. 133.

***) Derselbe, ebendaselbst. (M. s. auch Linne's Pflanzensystem, I. B. S. 158, u. ff. und im V. B. d. W. S. 31, u. ff.)

†) A. H. d. R. V. B. S. 75. — Lopez hält diesen Baum für eine Palme.

mangle L.) — Kujavabirnbäume (Psidium pyriferum L.) — Ikakopflaumbäume (Chrysobalanus Icaco L.) — schuppige Flaschenbäume (Annona squamosa L.) — Kalebassenbäume (Grescentia Cujete L.) — Käsebäume oder Benten (Bombax ceiba L.) — Zitronen- und Pomeranzenbäume (Citrus medica & aurantium L.) — Papajenbäume (Carica papaya L.) — auch Banianenfeigenbäume (Ficus Benjamina L.), die wir alle schon kennen. *)

Die Missionare nennen uns aber auch noch mehrere andre Bäume bloß mit den Negernamen, und beschreiben sie so kurz, daß es schwer ist, zu errathen, ob sie unter schon bekannte Gattungen gehören, oder den Naturforschern noch unbekannt, folglich auch noch nicht klassifizirt sind.

Sie nennen uns vorzüglich folgende:

Der Alikondo, auch Bandobaum genannt, ist von ungeheurer Dikke, so daß oft zehen Mann den Stamm eines solchen Baums nicht umklaftern können — und trägt verhältnißmässig grosse Früchte, welche so groß sind, wie die größten Kürbisse. Diese Bäume werden leicht gefährlich, indem sie gern faulen, und dann plözlich umstürzen; auch

*) Sie sind meist alle schon im fünften Bande dieses Werks beschrieben worden. (Cavazzi, I. p. 119. u. ff. — Proyart, S. 19. u. ff. — A. H. d. R. V. B. S. 73. u. ff.)

ihre herabfallenden Früchte können einen Menschen erschlagen. Daher die Negern sprüchwörtlich zu sagen pflegen: die Bandobäume sind nur da, um Menschen zu morden! — Dennoch sind sie auch nicht ohne Nuzzen, indem man die Schalen der Früchte zu Gefässen, und ihr Mark zur Speise gebraucht; die Blätter können im Nothfall auch gegessen werden; die Rind gibt gute Fäden zum Weben, und die Asche des Holzes ist zur Seife dienlich. *) — Sollte dieser Baum wol ein andrer als der Baobab oder Affenbrodbaum (Adansonia digitata L.) seyn können? **) —

Der Insanda trägt keine Früchte, hat aber einen feinen Bast, aus welchem schöne Zeuche gewebt werden. Aus der Krone dieses Baums ziehen sich Fäden herab bis auf die Erde, wo sie Wurzel fassen. Diese Fäden werden auch mit Nuzzen in der Heilkunde gebraucht. ***)

Der Mulemba gleicht dem Insanda, hat dem Lorbeer ähnliche Blätter, und einen feinen

*) Cavazzi, I. p. 120. u. ff. — A. Hist. d. R. V. B. S. 74.

**) Ich zweifle sehr. Man vergleiche die Beschreibung dieses Baums im V. B. d. W. S. 52.

***) Cavazzi, I. p. 122. In der Allg. Hist. d. R. V. B. S. 73, wird dieser Baum Ensada genannt; es ist ohne Zweifel der indianische Feigenbaum (Ficus indica L.) Man vergleiche die Beschreibung desselben in Linne's Pflanzensystem, II. B. S. 541. u. ff.

Bast, aus welchem auch Fäden gesponnen werden. Aus diesem Baume fließt ein schneeweisses Harz, das als Vogelleim gebraucht wird. *)

Der Almesika ist groß, hat dem Nußbaum ähnliche Blätter, und gibt ein feines, als Arznei sehr brauchbares Harz. Seine Früchte sind von der Grösse einer Olive, ihre Kerne oder Steine werden von den Negern zu einem gewissen Spiele gebraucht. **)

Der Kolleva ist auch ein grosser Baum, und trägt grosse, Zitronen ähnliche Früchte, die eine Menge feuerrothe, bittre Kerne in sich schliessen, welche häufig zur Stärkung des Magens genossen werden. ***)

Der Zaffo trägt Pflaumenartige, feuerfarbne Früchte, die sehr schmakhaft sind, und den Kopf stärken sollen. †)

Der Kassanevo trägt Früchte gleich den Apiäpfeln, aus welchen man einen herben, aber sehr gesunden Saft preßt. Auch quillt aus diesem Bau-

---

*) Cavazzi, I. p. 123. — Aus dieser allzukurzen Beschreibung läßt sich das Geschlecht des Baums nicht errathen.

**) Derselbe, I. p. 124.

***) Derselbe, I. p. 125. — Ist dies vielleicht der Kalabasch - Baum — (Crescentia cujete L ?) — Oder der Pompelmußbaum — (Citrus decumanus. L ?)

†) Cavazzi, I. p. 125.

me eine Art gelbes Harz, das am Feuer geröstet eine angenehme Speise, roh aber ein scharfes Gift ist. *)

Der Gegero trägt sehr schmakhafte Pomeranzenähnliche, länglichte Früchte, aus welchen auch ein gesunder Magenstärkender Saft gezogen wird. **)

Der Purgera ist staudenartig, und trägt Früchte, aus welchen ein Oel gepreßt wird, das als Arzneimittel gebraucht, heilsam, und in Lampen gebrannt, sehr wolriechend ist. ***) —

Der Awasasse, eine Art Nußbaum, ist von mittlerer Grösse. ****)

Der Mobulla, ein feigenartiger Baum, trägt gesunde, wolriechende, würzhafte Früchte. †)

Der Muchia trägt goldgelbe, gesunde und schmakhafte Früchte, wie kleine Aepfel. ††)

Die sogenannten Grafenbäume †††), de-

*) Derselbe, ebendaselbst.

**) Derselbe, p. 126.

***) Derselbe, ebendaselbst.

****) Cavazzi, I. p. 137.

†) Derselbe, p. 138.

††) Derselbe, ebendaselbst.

†††) Die freigebigen Portugiesen ertheilten diesen Bäumen den stolzen Grafentitel, weil .... ihre Früchte ihnen behagten! Cavazzi, I. p. 139.

ren es zweierlei Arten gibt, haben schöne Blumen, und tragen hökkerige Früchte, die ein weiches, sehr schmakhaftes Fleisch haben, das im Munde, wie Butter zergeht, und dem Magen sehr zuträglich ist. *)

Der **Lolobaum** wird 25 bis 30 Fuß hoch, und trägt grosse, grüne, sehr schmakhafte Früchte, welche die Negern **Lolo** und die Franzosen *Papayes* nennen. Die geringste Verlezzung einer Wurzel dieses Baums soll ihn absterben machen. **) Dies ist der gemeine **Papajenbaum.** (Carica Papaya. L.)

Der **Mirronebaum** hat Blätter, wie der Pomeranzenbaum, und wird von den Negern heilig gehalten, und als ein Fetisch verehrt. Aus der Rinde desselben machen sich die schwangern Weiber Schürzen. ***)

Der **Mabokkha** oder **Manbocha** trägt Pomeranzenähnliche, etwas scharfe, doch sehr schmakhafte und erfrischende Früchte. †)

Der Baum **Oghegha** trägt gelbe Pflaumen, und gibt ein gutes Bauholz. ††)

---

*) Allg. Hist. d. R. V. B. S. 75. Die Frucht ist der Riesenbirne ähnlich.

**) Proyart, S. 23.

***) Merolla, A. H. d. R. V. B. S. 74.

†) Cavazzi, II. p. 127. — A. H. d. R. V. B. S. 75.

††) Lopez, S. 37.

Von Bäumen, welchen medizinische Kräfte zugeschrieben werden, nennt man einen Angariaria, dessen Holz wider das Seitenstechen dient — einen Rhisekko, aus welchem ein Pulver wider das Fieber, und wider Ohnmachten bereitet wird — einen Rhikongo, der eine purgierende Kraft haben soll — einen Wunderbaum Mignamigna genannt, der für zugleich giftig und heilsam ausgegeben wird — einen Embotta, dessen Wurzeln besondere Kräfte besizzen sollen — einen rothen Nkassa, dessen Holz gut für das Zahnweh, den Vögeln aber, die sich darauf sezzen, tödtlich ist *) — einen Schlangenholzbaum, welchem Kräfte gegen das Fieber zugeschrieben werden — den Mnfrossosonho, der ein gutes Gegengift liefern soll, und andre mehr. **)

Ferner findet man in Niederguinea auch Kassienbäume (Cassia fistula L.) — Erbsenbäume (Robinia L?) Zedern — Bäume, die einen völligen Knolauchgeruch haben, u. s. w. ***)

Die Reisebeschreiber nennen uns auch noch einige Baumfrüchte, ohne uns die Bäume anzuge-

*) Vielleicht der Zahnwehbaum? (Zanthoxylum clava Herculis L?) —

**) Alle diese sehr fabelhaft scheinenden Bäume, zählt Merolla zusammen auf. (A. H. d. R. V. B. S. 77 u. 78.)

***) Lopez, S. 36 u. 37. Dapper, S. 550. Proyart, S. 25, 28, 29. A. H. d. R. V. B. S. 76, 77, 78.

ben, die sie tragen; als: **Razu**, eine Frucht von der Grösse einer Melone, welche fünfzehn bis zwanzig röthliche lange Kerne, jeder wie ein Taubenei, enthält; — **Tonga**, eine länglichte Frucht von der Grösse eines Eis, schließt mehrere linsenähnliche Kerne in sich — so auch die **Romba**, welche aber platt ist — **Tomate**, eine kleine Frucht, von der Grösse und Farbe der Kirschen, u.s.w. *) —

Von Gesträuchen, und staudenartigen Gewächsen bemerken wir vorzüglich:

Den **Wunderbaum** oder **Kreuzbaum** (*Palme de Christ*, Ricinus communis L.) der in Niederguinea häufig gefunden wird. **) —

Die **Pisangstaude** (*Bananier*, Musa paradisiaca L.) deren Frucht hier das Brod der Reichen ist, so wie die Maniokwurzel der Armen. ***)

Ferner nennen die Reisebeschreiber folgende hieshergehörige Gewächse:

Mololo, ein Strauch, der goldgelbe, zitronenähnliche, sehr schmakhafte und gesunde Früchte trägt, welche schwarze Samen in sich schliessen. †)

Der Strauch **Mambocha** trägt blaßgelbe, Pomeranzenähnliche, eßbare Früchte. ††)

---

*) Proyart, S. 25.

**) Derselbe, S. 18.

***) Derselbe, S. 21. Cavazzi, I. p. 136.

†) Cavazzi, I. p. 137.

††) Dieser ist wol einerlei mit dem schon oben genannten Mabokke.

Der Niceffo oder Maongio = Akamburk bringt grosse, Tannzapfenähnliche Früchte hervor, welche eine grosse Anzahl kleinerer Früchte oder Kerne in sich schliessen, in deren Mark man ein deutliches T oder Kreuz wahrnehmen wollte. Der Strauch ist das ganze Jahr mit reifen Früchten beladen. *)

Der Mamao trägt Kürbisähnliche Früchte, die nicht an den Zweigen, sondern am Stamme selbst sizzen; sie werden von den armen Leuten gegessen. **)

Der Dondo kömmt in Geruch und Geschmak vollkommen mit dem Zimmt überein, und kann ganz die Stelle dieses Gewürzes vertreten. ***)

An vortrefflichem Bauholze fehlt es diesen Ländern eben so wenig, als an schönen, nüzlichen

*) Derselbe, p. 140. Labat merkt dabei an, daß er weder mit blossen Augen, noch durch's Mikroskop jemals ein Kreuz in dieser Frucht habe entdekken können.

**) Cavazzi, I. p. 142. Hier scheint ein Irrthum zu stekken. Labat sagt, der Mamao sei das nämliche Bäumchen, das in Brasilien eben so genannt wird, der brasilische Mamao oder Mammeibaum, Brüstebaum (Mammea americana L.) ist aber kein Strauch, sondern ein sehr hoher Baum. Vielleicht hat dieser kongoische Strauch den Namen nur von einer Aehnlichkeit mit jenem erhalten? —

***) Cavazzi, I. p. 145.

Fruchtbäumen; es wird aber nicht viel benüzt. Auch Farbehölzer findet man in Menge. *) Ueberhaupt gibt es Holz und Wälder genug.

In reichem Maasse hat die Natur ihren Segen über das Pflanzenreich dieses fruchtbaren Küstenstrichs ausgegossen!

§. 3.

Thiere.

Nicht minder beträchtlich und mannichfaltig ist das Thierreich in Niederguinea, das wir hier mit einigen Blikken überschauen wollen.

Von zahmen Quadrupeden gibt es hier **Rindvieh**, doch nicht überall in hinreichender Menge, auch werden die Ochsen nicht zum Zuge gebraucht **) — **Schweine**, die kleiner sind, als die europäischen ***) — **Ziegen**, die aber keine Milch geben, und **Schafe**, ohne Wolle. †) Ferner auch

*) Proyart, S. 28.

**) Cavazzi, I. p. 117. u. 170. Die nördlichen Landschaften haben beinahe kein, oder doch sehr wenig Rindvieh. In den inneren Gegenden ist es wegen der wilden Thiere selten; in anderen aber wird es sehr häufig gefunden. Besonders ist Bamba reich daran. (A. H. d. R. V. B. S. 81.)

***) Proyart, S. 30.

†) Derselbe, ebendaselbst. Cavazzi, I. p. 170. sagt doch,

Hunde und Kazzen; Pferde aber, die aus Europa eingeführt worden sind, gibt es nur wenige; man hat einige derselben wild werden lassen; sie sind aber meistens nach und nach von den reissenden Thieren vertilgt worden. *)

Von wilden Thieren und Wildprät sind folgende Arten zu bemerken:

Elefanten, in grosser Menge, werden von den kühnsten Negern gejagt **) — einhörnige Rhinozerosse (Rhinoceros unicornis L.) — die Missionare gedenken ihrer ausdrüklich ***) — Flußpferde, vorzüglich im Zaire, deren Fleisch von den Missionaren für eine Fastenspeise erklärt worden ist, weil .... sie diese grossen Säugthiere, theils für Amphibien, theils für blosse Wasserthiere hielten. †) — Ein schöner Beweis ihrer Naturkennt-

---

die Ziegen geben Milch. Schafe und Ziegen sollen von den Portugiesen dahin gebracht worden seyn.

*) In Loango vorzüglich. (Proyart, S. 32.) In den südlicheren Gegenden gibt es zahme und wilde Pferde genug. (Cavazzi, I. p. 168.)

**) Cavazzi, I. p. 153. — A. H. d. R. V. B. S. 82 u. 83. Die Elefanten sollen oft die Krokodille verfolgen. (Cavazzi, am angef. Orte.) In Loango ist das Elfenbein vorzüglich schön. (Proyart, S. 36.)

***) Cavazzi, I. p. 169. (M. s. auch im V. B. d. W. S. 165.)

†) Cavazzi, I. p. 193 u. 197, wobei Labat über die Missionare die Nase rümpft, die dies Thier für ein

niß! — Wilde Büffel (Bos bonasus L.) von der kleinen Art, die auch Dant oder Lant (Bos bubalus africanus) genannt werden *) — wahrscheinlich gibt es hier aber auch Büffel, von der bösen, grossen, südafrikanischen Art, afrikanische Büffel (Bos cafer) genannt. **) — Wilde ethiopische Schweine, Engalla (Sus æthiopicus L.) sind häufig und richten grossen Schaden an. ***)

Grosse, furchtbare Löwen; nicht minder gefährliche Panther (Felis pardus L.), die von den Negern Engoi oder N'goi, von den Europäern aber irrig Tiger genannt werden; Leoparden (Felis Leopardus); Tigerkazzen (Felis pardalis. L.) — wahrscheinlich einerlei mit dem Nsussi der Kongonegern, welche als Kazzenähnliche wilde Raubthiere, von der Grösse eines Hundes,

Wasserthier halten, da es doch ein Amphibium sei!!! — Auch glaubt er, es fresse Menschen. (M. s. im V B. d. W. S. 160.)

*) Die Negern nennen ihn Impanguanze, und gebrauchen seine harte Haut. (Cavazzi, I. p. 157.)

**) Dies scheint aus Proyart's Schilderung (S. 38 u. 39.) zu erhellen, wo er von grossen, sehr bösartigen Büffeln spricht, welche Menschen aufallen, und morden, wovon er ein schröckliches Beispiel erzählt. (M. s. Sparrmann's Reise, und im folg. Bande d. W.

***) Cavazzi, I. p. 175. — Proyart (S. 39.) spricht auch von kleineren wilden Schweinen.

und geflekt wie ein Tiger beschrieben werden. *) Die Dschindschi (Gingi) eine wilde Kazzenart, deren schön gefärbtes, getigertes, weichhaariges Fell von grossem Werthe ist, und von den vornehmen Negern sehr gesucht und geschäzt wird, möchte wol mit dem **Serwal** (Felis servalis) einerlei, oder eine Abart desselben seyn. **) — **Hyänen** (Canis hyæna L.) und insbesondere **geflekte Hyänen** (Hyæna crocata) sind in diesen Theilen von Afrika einheimisch, und sind ohne Zweifel mit den sogenannten **wilden Hunden** einerlei, welche von den Missionaren, als hübschgeflekte, mit starkem Gebisse versehene, gefrässige und gefährliche Raubthiere beschrieben werden. ***) Von gleicher Gattung scheinen auch die **Wölfe** zu seyn, die ebenfalls schmuzzig gesprenkelt und den europäischen Wölfen ähnlich, nur aber grösser seyn sollen. †) **Schakalle** oder **Goldfüchse**. (Canis aureus L.) gibt es in diesen Gegenden auch, doch nicht sehr häufig; es sind ohne Zweifel die **Füchse**, von welchen die Missionare sagen, daß sie ein gutes Fell, einen

feinen

*) Cavazzi, I. p. 177.

**) Derselbe, ebendaselbst.

***) Derselbe, S. 166. — Proyart (S. 41.) schildert sie minder räuberisch, und sagt, sie fressen im Nothfalle auch Wurzeln. (M. s. im V. B. d. W. S. 121.)

†) Allg. Hist. d. R. V. B. S. 88., wo sie Luumbengo genannt werden. Sie sind wol einerlei mit den Wölfen, die nach Cavazzi (I. p. 162.) Quinbungi heissen.

feinen Geruch, und eine widrige Stimme haben, die von den Negern für ein Todeszeichen gehalten wird, wenn sie nahe an ihren Wohnungen erschallt. Diese Raubthiere thun grossen Schaden. *) — In der Landschaft Batta soll es auch **weisse Wieseln** oder **Hermeline** (Mustela erminea L.) geben, deren Pelz so hoch geschäzt wird, daß Niemand ohne Erlaubniß des Fürsten solchen tragen darf. Das Stük gilt einen Sklaven. **) — **Marder** (Mustela martes L.) sollen in den inneren Gegenden gefangen werden; ihr Pelz wird dort zur Kleidung gebraucht. ***)

Affen gibt es in Niederguinea in grosser Menge, und von mancherlei verschiedenen Arten. Hieher gehören: der **Waldmensch, Schimpanse** oder **Pongo** (Simia satyrus L.) das größte bekannte Thier dieses Geschlechts †) — der **gemeine Affe** (Simia Sylvanus L.) — der **braune Pavian** (Papio Sphinx L.) — der **Maimon** oder **Mandril** (Cercopithecus Maimon L.) — der **graue Pavian** (Simia hamadryas L.) — der **Makak**,

*) Cavazzi, I. p. 173.

**) Allg. Hist. d. R. V. B. S. 89. (M. s. auch im V. B. d. W. S. 35.)

***) Nach Lopez. S. 28.

†) Nach Battel (A. H. d. R. V. B. S. 90.) M. s. auch Cavazzi, II. p. 178. Proyart, S. 40. Dapper, S. 583. Lopez, S. 28.

oder die Meerkazze (Cercopithecus cynomolgus L.) — der Exquima, oder die Diane (Cercopithecus Diana L.) die Mona (Cercopithecus Mona) der weißmaulige Affe (Cercopithecus nictitans L.) — und andere mehr. *)

Ferner gibt es in Niederguinea schöne gestreifte Zebra's (Equus Zebra L.) — und wilde Esel**) — Die Missionare wollen auch Einhorne gesehen haben, dies ist aber wol ein Irrthum. ***)

Antelopen sieht man von mancherlei Arten, nämlich die blaugraue Antelope (Antelope leucophæa) — der Pasan (Antelope oryx) — der Empophos, das Kapsche Elenn (Antelope oreas) möchte wol der Neoko der Negern, welchen die leichtglaubigen Missionare für das Elenn-

---

*) Nach Zimmermann's geograph. Gesch. d. M. II. B. Cavazzi (I. p. 178.) sagt, die Affen seien hier unzählig.

**) Cavazzi, I. p. 168. Er nennt das Zebra: Zerba. — Allg. H. d. R. V. B. S. 86.

***) Cavazzi, I. p. 169. Er nennt es Abada, dies ist aber der indische Name des Rhinozeros. — Er sagt von demselben: „Es hat die Gestalt eines grossen Pferds; sein Kopf aber gleicht einem Hirschkopfe; es hat zwei Hörner auf demselben, eines auf der Stirne, das andre auf der Nase; diesen Hörnern werden grosse Wunderkräfte zugeschrieben.“ — Wahrscheinlich ist eine Antelopen-Art für das Einhorn angesehen worden.

thier halten, und allerlei von ihm fabeln, *) und mit dem Mokoko, dessen Battel erwähnt, einerlei seyn. **) — Bezoargazellen (Antelope gazella) scheint auch hieher zu gehören — so auch der Guib (Antelope scripta) — die grimmische Antelope (Antelope grimmia) — die Zwerg-Antelope (Antélope pygmæa) das kleine Hirschchen, von welchem unsre Reisebeschreiber sprechen. ***) — der Kudu (Antelope strepsiceros)

*) Sie wärmen nämlich die alte Fabel von der fallenden Sucht des Elenn's und von der Wunderkraft seiner Klauen wieder auf. Cavazzi, I. p. 158.

**) Allg. H. d. R. V. B. S. 86. (M. s. auch Zimmermann's g. G. d. M. II. B. S. 110.

***) Cavazzi, I. p. 171. erkannte es schon für eine Gazellenart, und nennt es Nsossi. Er sagt davon: „Es ist das furchtsamste Thierchen auf der Welt, gegen welches der Hase ein wahrer Held ist. Wenn es an das Wasser geht, zu trinken, so springt es immer wieder davon, sobald es ein Maulvoll eingeschlukt hat, und kömmt dann schüchtern wieder. Eben so frißt es auch, bei jedem Bissen Gras läuft es wieder weiter, als ob es immer gejagt würde. Es ist in beständiger Bewegung und Furcht, und hat auch Ursache dazu; denn die Negern stellen ihm sehr nach, sowol weil es ein ganz vortreffliches Fleisch hat, als auch weil seine Haut ihnen die beßten Sehnen zu ihren Bogen gibt." — Proyart, S. 41. schildert die Art, wie es von den Negern gejagt und gefangen wird.

— der Bubal (Antelope Bubalis) — und vielleicht noch andere. *)

Das Thier Impalanka, von welchem unsere Missionare sprechen, und berichten, es sei von der Grösse eines Maulesels, weiß und roth geflekt, habe gerade gedrehte und sehr scharfe Hörner, gehe in Heerden zusammen, und sein Fleisch gebe eine gute kräftige Nahrung (die aber von den Schaggäern verabscheut wird) — ist ganz gewiß auch eine Antelope. **)

Unsre Berichtgeber sprechen auch von Hirschen, Rehen, wilden Ziegen, ohne und mit kurzen Hörnern — vielleicht auch Antelopen? — Bezoarziegen (Aegagrus?) Hasen und Kaninchen, welche hier häufig seyn sollen. ***)

Die Zibetkazze (Viverra Zibetha L.) ist auch in diesen Gegenden einheimisch, und sehr häufig. †)

Der Imbuisse, oder Inissi — ein Thier etwas grösser als ein Hase, mit kurzen Stacheln bedekt, ohne Ohren, aber dafür mit zwei vorstehenden Knochen versehen, welchen der Aberglaube wunderbare Heilkräfte zuschreibt, hat ein eßbares Fleisch

*) Zimmermann's g. G. d. M. II. B. S. 100.

**) Cavazzi, I. p. 160.

***) Cavazzi, I. p. 178. — Proyart, S. 32, sagt, es gebe gar keine Hasen und Kaninchen in diesen Gegenden — (Vielleicht nur in Loango nicht?)

†) Cavazzi, I. p. 173. (M. s. auch im V. B. d. W. S. 134.)

— gehört ohne Zweifel in das Igelgeschlecht (Erinaceus L.) doch läßt sich die Art nicht bestimmen. *)

Der Sute, eine sogenannte Erdrazze, von brauner Farbe, gräbt sich gleich den Maulwürfen in die Erde, und hat ein gutes eßbares Fleisch. Er scheint zu den Savien zu gehören, und möchte wol der Aguti (Caria Aguti) seyn. **)

Der Entiengo, ein kleines schlankes Thierchen, das sich auf den Bäumen aufhält, ein schönes gestreiftes Fell, das von den Negern sehr geschäzt wird, und einen hübschen Schwanz hat, ist wol nichts anders, als ein Eichhorn, vielleicht der Palmist, oder das Livree-Eichhorn, oder das gestreifte Eichhorn (Sciurus palmarum, vel getulus, vel striatus L ?) — Unsre Berichtgeber erzählen tolle Fabeln von ihm z. B. daß es nie auf die Erde komme, weil ihre blosse Berührung ihm tödtlich ist! — Daß es immer eine Leibwache von zwanzig schwarzfärbigen Thierchen, Ambrio genannt, bei sich habe, deren zehen vor und zehen hinter ihm gehen; so bald die ersteren zehen gefangen sind, fliehen die leztern, und lassen den Entiengo im Stiche, der dann leicht gefangen wird!***) Vermuthlich sind diese Begleiter des Eichhorns, seine Jungen! —

*) Cavazzi, I. p. 171.

**) Cavazzi, I. p. 175.

***) Allg. Hist. d. R. V. B. S. 89.

Von einem kleinen Thierchen Namens Ensingie wird nichts gesagt, als daß es eine grau und schwarz gesprenkelte Haut habe! *)

Ein andres kleines Thierchen Insissi soll so gestaltet seyn, daß es sich gar nicht beschreiben läßt! **) — —

Von Vögeln gibt es in Niederguinea mancherlei Arten, in grosser Menge.

An zahmem Geflügel ist kein Mangel. Die gemeinen Hüner, die aber sehr klein sind, werden um so zahlreicher gefunden, als sie nichts zu unterterhalten kosten, indem sie aufs Feld hinaus gehen, und sich selbst ihr Futter suchen. Daher sind die Eier in Loango eben so theuer, als die Hüner selbst; denn aus diesen werden auch wieder Hüner, deren Zucht uns nichts kostet, sagen die Negern. ***)

Grosse zahme Enten, mit Büschen auf den Köpfen gibt es hier, welche vermuthlich einerlei sind mit den Bisamenten, (Anas moschata L.) die in Guinea häufig gefunden werden. †)

Truthüner, **Fasanen** und **Perlhüner** gibt es in Menge. ††) Auch **Pfauen**, deren der König

---

*) Allg. Hist. d. R. V. B. S. 89.

**) Cavazzi, I. p. 177.

***) Proyart, S. 30.

†) Derselbe, ebendaselbst.

††) Derselbe, S. 32, u. 42.

von Angola eine grosse Anzahl in einem besondern Park hält. *)

Ferner gemeine Tauben und Turteltauben, schöne grosse Rebhüner, von dreierlei Arten; Wachteln, und Lerchen, die sich in nichts von den europäischen unterscheiden; Horn- und Kronvögel; sehr grosse Nachteulen; melodisch singenden Kukuke; Schwalben, den europäischen gleich, und Sperlinge in grosser Zahl. **)

Auch an allerlei Raubvögeln, Adlern und Falken fehlt es nicht. ***) Besonders ist hier der sogenannte Fischervogel zu bemerken, welcher gewöhnlich über dem Wasser schwebt, und auf die Fische herabstürzt, die er fangen will. Dies scheint der weißköpfige Adler (Falco leucocephalus L.) zu seyn. ****) Auch Habichte (Falco palumbarius L.) und Gyrfalken oder Geierfalken (Falco gyrfalco L.) soll es hier geben. †)

Papagaien findet man von mancherlei Arten, besonders grüne und graue. ††)

Es gibt ferner Krähen, Aelstern, Kraniche, Löffelgänse, wilde Enten u. s. w. †††)

---

*) Allg. H. d. R. V. B. S. 79.

**) Proyart, S. 33, u. 42. Allg. Hist. d. R. S. 79.

***) Proyart, S. 33. — Allg. Hist. d. R. S. 79, u. ff.

****) Cavazzi, I. p. 203. (M. s. auch im V. B. d. W.)

†) Allg. Hist. d. R. S. 79.

††) Ebendaselbst.

†††) Ebendaselbst. Proyart, S. 33. u. ff.

In den unbewohnten, oder inneren Gegenden hausen auch Strausse (Struthio camelus), die aber in den bevölkerteren Küstenländern wol nie gesehen werden. *)

Auch vermißt man hier die Singvögel nicht; es gibt ihrer von mehreren Arten, von dem schönsten Gefieder, ihr Gesang ist aber nur schwach und abgebrochen; selbst die Nachtigall, die hier grösser ist, als die europäische, soll nur zwitschern. **) — Doch gibt es eine Gattung Singvögel, die ihres äusserst angenehmen Gesangs wegen **Musikvögel** genannt, und von Vornehmen in Käfigen aufbewahrt werden. ***) Ein andrer schön befiederter Singvogel in Angola soll (so sagt die Legende) sehr vernehmlich den Namen Jesus singen, und die Missionare nahmen daher Anlaß, diesen andächtigen Vogel besonders hochzuachten, und wundern sich gar sehr, wie doch die Negern sogar blind, und dem Kristenthum abgeneigt seyn können, da ihnen ja täglich ein unvernünftiger Vogel den Namen ihres Erlösers vorsingt!!! †)

Ein andrer merkwürdiger Vogel, Sengo genannt, wird in der Landschaft Matamba gefunden;

*) Allg. Hist. d. R. am angef. Orte. (M. s. im V. B. d. W.)

**) Proyart, S. 42.

***) Allg. Hist. d. R. V. B. S. 80.

†) Cavazzi, I. p. 206. — Credat Iudæus Apella! —

dieser schreit immer, so bald er einen Menschen erblikt, **Wikki, Wikki**, welches in der Landessprache Honig bedeutet, und weiset dem Wanderer die Bienenstökke; wenn dieser dann den Honig daraus nimmt, so erwartet jener einen Antheil davon zu seiner Belohnung, die ihm auch gewöhnlich zu Theil wird. Da aber gar oft in diesen Gegenden wilde Thiere im Hinterhalte liegen, so folgen ihm die Negern nur mit grosser Behutsamkeit. *) — Dieser Vogel ist ohne Zweifel einerlei mit dem **Bienenweiser** (Cuculus indicator) vom Kap der Hoffnung, den Sparmann zuerst bekannt gemacht hat, und mit dem Honigvogel in Habessinien. **)

In Loango soll es aber auch einen kleinen Vogel geben, der durch sein Gezwitscher die Reisenden vor einem verborgenen, oder annähernden Raubthiere warnt. ***)

Die Reisebeschreiber sprechen endlich auch noch von Vögeln, welche bei der Musik tanzen, †) und von anderen kleinen Vögeln, welche ihre Nester an die Enden der Zweige anhängen. ††)

*) Cavazzi, I. p. 205. A. H. d. R. V. B. S. 80.

**) M. s. Lobo's Reise nach Habessinien, II. B.

***) Allg. Hist. d. R. V. B. S. 81. Dapper, S. 572.

†) Allg. Hist. d. R. V. B. S. 80.

††) Ebendaselbst. M. s. auch im V. B. d. W. — Ferner Le Gentil's Reise nach Indien — und Coxes Reise nach Pohlen I. B. — wo das hängende Nest eines solchen Vogels abgebildet ist.

Von Amphibien — besonders von schädlichen — hat Niederguinea viele Gattungen und Arten, von welchen besonders zu bemerken sind:

Krokodille, deren die Missionare zweierlei Arten bemerkt haben wollen, von welchen die eine meist im Wasser, die andre gewöhnlich auf dem Lande leben soll. *) — **Kamäleone** — **Eidexen** **) — sehr grosse **Frösche** und **Kröten**, u. s. w. ***) —

Schlangen sind sehr häufig, und zwar von mehrerlei Arten. Die Missionare nennen uns folgende:

Die Suis, oder N'suis, oder Npsisi, welche schwarz sind, bis acht Fuß lang werden, und den Menschen einen Speichel ins Gesicht schleudern, der sie augenbliklich blind macht; wogegen nur

*) Cavazzi, I. p. 185. Daselbst wird auch die erbauliche Geschichte eines negerischen Hexenmeisters erzählt, der auf Krokodillen über die Flüsse ritt; endlich aber von einem Krokodille, das er zu arg geschimpft hatte, weil es zu späte seinen Befehlen gehorchend gekommen war, auf den Grund des Flusses gezogen, und ohne Respekt für seine Zauberkunst gefressen worden seyn soll! —

**) Hieher gehören dann auch die Drachen, deren A. H. d. R. V. B. S. 93. mit Ehren gedacht wird. Lopez, S. 30.

***) Proyart, S. 35.

Frauenmilch einiger Massen hilft. Dennoch sollen einige Knochen dieser Schlangen wider Halskrankheiten und Kröpfe gut seyn. Sie ist sehr lüstern nach Hünern, und andern Vögeln, die sie umschlingt, und erstikt. Auch vertheidigt sie sich sehr hartnäkkig, wenn sie angegriffen wird. *)

Die **Boma** lebt im Wasser und auf dem Lande, wird oft gegen dreissig Fuß lang, und ist sehr gefährlich, ob sie gleich kein Gift hat; denn dafür ist sie am Schwanze mit einer Stachel, und zwei zangenförmigen Haken versehen, womit sie ihre Beute pakt, und zerschneidet. Sie geht vorzüglich auf Krokodille aus; fällt aber auch Menschen und Thiere an, die sie umschlingt, zerschneidet, und frißt; sobald sie aber gesättigt ist, schläft sie ruhig und vest; in welchem Zustande sie dann von den Negern getödtet wird, die ihr schmakhaftes Fleisch essen. **)

Die zweiköpfige Schlange, welche blind, aber sehr giftig seyn soll, möchte wol der Zweikopf (Anguis Scytale L.) seyn. ***)

---

*) Cavazzi, I. p. 198. — A. H. d. R. V. B. S. 92.

**) Derselbe, p. 199. — Proyart, S. 44. — Es ist wol dieselbe Schlange, welche in der Allg. Hist. d. R. V. B. S. 91. Embambe und Embamba genannt wird.

***) Cavazzi, I. p. 201. M. s. auch im V. B. d. W. S. 239.

Die **Muamba**, welche von der Dikke eines Mannsschenkels, und bis zwanzig Fuß lang ist, besizt eine besondere Behendigkeit, und macht vorzüglich auf die (hiernächst beschriebene) Schlange **Ndamba** Jagd, die sie lebendig verschlingt. *)

Diese **Ndamba** ist etwa einen Klafter lang, sehr schönfärbig geflekt, aber so äusserst giftig, daß man in Gefahr geräth, wenn man sie nur mit einem Stekken berührt, und diesen nicht sogleich wegwirft. Sie soll vorzüglich den Elefanten gefährlich seyn. **)

Die **Nbambi**, ist eine kurze, aber dikke und äusserst giftige Schlange, deren Hauptwaffe ihr Schwanz ist. Sie ist um so gefährlicher, da sie sich um solche Bäume schlingt, deren Rinde ihrer Hautfarbe so sehr gleicht, daß sie nur mit Mühe davon unterschieden werden kann. Hier lauert sie auf die Vorübergehenden, die sie etwa nicht zeitig genug erblikken, und sticht sie, ehe sie sich dessen versehen. ***)

Die **Leuta** ist buntfärbig, aber so giftig, daß ihre blosse Berührung schon giftige Zukkungen verursacht. Ihre Galle soll aber ein spezifisches Gegengift dawider seyn. †)

---

*) Derselbe, ebendaselbst.

**) Ebendaselbst.

***) Cavazzi, I. p. 202.

†) Derselbe, ebendaselbst.

Die Korallenschlange (Biscia del Corallo) die auch in Brasilien gefunden wird, ist besonders schön; ihre Haut ist hübsch gesprenkelt; die rothe ist die hervorstechendste Farbe; dennoch ist diese Schlange sehr giftig. *)

Auch soll es hier eine Art Klapperschlangen **), giftige Ottern, grüne Schlangen, u. s. w. geben.

Treffliche Fische in reichem Ueberflusse findet man in dem Meere, in den Flüssen und Seen von Niederguinea, besonders in dem Zaireflusse. Man fängt sehr schmakhafte Karpfen, verschiedenen Arten von Aalen, Rochen, Schollen, u. s. w. ***)

Ferner gibt es sogenannte Weiberfische (*Pesce-donna*), die in Flüssen und Seen gefangen werden, eine Art Sirenen seyn sollen, und ein eßbares Fleisch haben. †)

Degenfische (*Pesce spada*), mit zakkigen Waffen, also Sägefische (Squalus pristis L.)

---

*) Derselbe, S. 203.

**) Allg. Hist. d. R. V. B. S. 92.

***) Proyart, S. 45.

†) Cavazzi, I. p. 187. Sollten es nicht Robben seyn?

und Haifische (Squalus Carcharias L.) gibt es hier häufig im Meere. *)

Ferner Meerspechte *(Pico)* die bis fünfzehn Fuß lang werden, und sehr bös sind. **) — Seekrähen oder Umberfische (*Corvino*, Sciæna umbra L.) — Cholonen, aus welchen ein sehr heilsames Oel gepreßt wird ***) — Makrelen, Alsen, Sardellen, Albekoren, Boniten, Doraden — auch Wallfische; überhaupt wimmelt das Meer an diesen Küsten von Fischen allerlei Art. †)

Von Süßwasserfischen sind noch die Barben, Forellen, Schleien, Störe und eine Art Salmen vorzüglich zu bemerken. ††)

Von Insekten findet man in Niederguinea vorzüglich gute Krebse; dann auch Bienen, die aber nicht gehörig gezogen werden, sondern in den Wäldern wild sind. Die Negern suchen ihre Stökke auf, und vertreiben sie mit Rauch daraus, indem sie

*) Allg. Hist. d. R. V. B. S. 93. — Cavazzi, I. p. 189 u. 192.

**) Cavazzi, I. p. 191.

***) Derselbe, p. 92. Allg. Hist. d. R. am angef. Orte.

†) Proyart, S. 46. Allg. Hist. d. R. am angef. Orte.

††) Proyart, S. 45.

Feuer unter den Bäumen anzünden, und dann den Honig wegnehmen. *)

Schädliche Insekten gibt es hier nur zu viele, z. B. Fliegen, Skorpione, Ameisen, u. s. w.

Von lezteren, die in unbeschreiblicher Menge vorhanden sind, zählt man sechserlei Arten: **)

Die Insondi oder Insongongi findet man in unzähliger Menge, sie belästigen Menschen und Vieh; ja sie kriechen dem Elefanten in den Rüssel, machen ihn rasend, und bringen ihn am Ende wol gar um's Leben. In Angola bestrafte man auch Missethäter damit, daß man sie in Gegenden, wo diese mörderischen Insekten hauseten, vestband, und sie ihnen so Preiß gab. In vier und zwanzig Stunden waren diese Unglüklichen bis auf die Knochen zerfressen. Die Negern sichern sich nur durch Feuer vor diesen kleinen Ungeheuern. ***)

Die Inzeni sind grosse, schwarze Ameisen, die in grossen Haufen umherziehen, und nicht minder gefährlich sind durch ihren Biß. †)

Die Salales sind weiß und roth, zwar nur

*) Derselbe, S. 43.

**) Cavazzi, I. p. 179.

***) M. s. auch Proyart, S. 44. u. im V. B. d. W.

†) Die Vagvagues, m. s. im V. B. d. W. — Auch Smeathmann's Abhandlung von den Termiten.

klein, aber doch sehr schädlich, indem sie Alles zernagen, und sich überall Gänge zu bereiten wissen, so daß sie oft Häuser einstürzen machen. *)

Eine vierte Art von Ameisen ist auch sehr klein, schwarz von Farbe, und stinkt so sehr, daß man keine Speise mehr geniessen kann, welche diese Insekten einmal angegriffen haben. **)

Die fliegenden Ameisen, die gewöhnlich unter der Erde leben, und nur zuweilen sich in die Luft erheben, werden von den Negern, die sehr lüstern darnach sind, gierig aufgegessen. ***)

Endlich gibt es hier noch eine sechste Art Ameisen, welche sehr stinken, und sich auf den Bäumen aufhal-

*) Die eigentlichen Termiten. — Cavazzi (I. p. 180.) sagt, er habe aus Neugierde den Zug solcher Ameisen beobachtet, deren Haufe zahllos war. Eine grosse Ameise gieng als Anführer an der Spizze regelmässig geordneten Heers, und eine andere schloß den Zug. Wenn eine von diesen beiden Ameisen umgebracht wird, so macht die Armee Halt, der Todte wird begraben, und dann stürzt das ganze Heer auf den Mörder, der nur durch die schnellste Flucht sich retten kann.

**) Cavazzi, am angef. Orte.

***) Derselbe, ebendaselbst.

aufhalten, von welchen sie die sich diesen Bäumen nähernden Menschen anfallen, und sie heftig stechen. *)

Ferner gibt es hier sehr grosse Heuschrekken, die im Fliegen ein starkes Geräusch machen; sie werden von den Negern leicht gebraten, und gegessen. **)

Eine vielfüssige Mükkenart **Banzo** genannt, so groß wie eine Roßmükke, plagt Menschen und Vieh bis auf den Tod. ***)

Eine Art sehr nüzlicher **Käfer** ist in diesen Gegenden sehr zahlreich. Diese Insekten sind von der Grösse der Maikäfer; sie geben sich mit allerlei Arten von Unrath und Mist ab, den sie in kleine Ballen formen, und dann in ihre unterirdischen Höllen rollen. Auf diese Art schaffen sie allen Unflat von den Strassen weg, und da sie diese Arbeit in ganzen Haufen verrichten, so ersparen sie den ohnehin zu trägen Negern diese Mühe, und säubern die Städte und Dörfer. — Dieser Käfer kann wol kein andrer seyn, als der **Ballenwälzer** (Scarabæus carnifex L.) der auch in Amerika zu Hause ist. †)

*) M. s. im V. B. d. W. — und Adanson's Reise, im IV. B.

**) Proyart, S. 34. Cavazzi, I. p. 181.

***) Cavazzi, I. p. 87.

†) Proyart, S. 34.

Eine helleuchtende Fliege schwirrt Nachts, wie ein Feuerflämmchen in der Luft umher. *) Sie gehört wahrscheinlich in das Geschlecht der Laternenträger (Fulgora L.) —

Vielfüsse (Iuli L.) sind auch sehr häufig. **) —

Von Würmern wollen wir hier nur die Austern (Ostrea edulis L.) bemerken, die an diesen Küsten in grosser Menge gefunden werden ***) — und eine Schnekkenart, welche Arms dik seyn soll. †)

Dies ist alles was sich von der Naturgeschichte von Niederguinea aus den Berichten unser Reisebeschreiber herausklauben läßt. Dem Naturforscher bleibt noch eine grosse Nachlese übrig! —

---

*) Derselbe, S. 39.

**) Proyart.

***) Allg. Hist. d. R. V. B. S. 93.

†) Proyart, S. 35.

II.

Schilderung

des

moralischen Karakters, der Lebensart, Sitten, Gebräuche und Meinungen

der Bewohner

von

Niederguinea

überhaupt.

Nachdem wir nun die natürliche Beschaffenheit, und Naturprodukte von Niederguinea überhaupt betrachtet haben, so führt uns nun der natürlichste Weg zur Betrachtung der Bewohner dieses Küstenstrichs, deren Karakter, Lebensart, Sitten, Gebräuche und Meinungen wir untersuchen wollen, ehe wir noch die einzelnen Länder beschreiben.

Da die Völker, welche diese Länder bewohnen, ganz gewiß Zweige eines und desselben Völkerstamms sind, *) die in Rüksicht auf Sitten, Gebräuche und Meinungen auch noch einander sehr ähnlich sind, so ist es wol das Beste, um ekkelhafte Wiederholungen zu vermeiden, wir entwerfen hier zuerst eine Schilderung derselben überhaupt, und der Sitten, die sie alle miteinander gemein haben; was jede Völkerschaft für sich Eigenes, Auszeichnendes hat, das wird bei der nachfolgenden ausführlichern Beschreibung jedes einzelnen Landes besonders angemerkt.

---

*) Wie wir schon in der Einleitung zu diesem Abschnitte gesehen haben.

Die Schriftsteller, nach welchen diese allgemeine Schilderung bearbeitet ist, sind vorzüglich Cavazzi und Proyart.

Cavazzi hat die ethnographische Beschreibung der Negern des mittlern und südlichen Theils von Niederguinea, nämlich der Reiche Kongo, Angola und Matamba, in dem ersten und zweiten Bande seines von Labat herausgegebenen Werks zusammengefaßt.

Proyart hingegen liefert in seinem Werke eine aus den Berichten der französischen Missionare gezogene, ziemlich ausführliche Schilderung der sittlichen Verfassung der Bewohner des nördlichen Theils von Niederguinea, nämlich der Reiche Loango und Kakongo.

Aus diesen beiden Schriftstellern ließ sich also das ethnographische Hauptgemälde der Negern von Niederguinea am schiklichsten zusammensezzen.

Es ist hier geschehen, und hie und da sind auch die Schilderungen der übrigen Schriftsteller benuzt worden, deren Berichte von den einzelnen Völkerschaften dieses Küstenstrichs noch weiter bei der Beschreibung der einzelnen Länder desselben zu Rathe gezogen werden sollen.

§. 1.

Karakter der Negern in Niederguinea.

Die Negern, welche Niederguinea bewohnen, sind im Ganzen genommen von den Negern, die wir bisher geschildert haben, nicht sehr verschieden. Doch haben sie auch wieder ihre besonderen Eigenheiten, die sie von anderen Negervölkerschaften auszeichnen, und scheinen überhaupt um einen Schritt wenigstens in der Kultur weiter gekommen zu seyn, als die meisten Negernazionen in Oberguinea.

Der sittliche Karakter dieser niederguineischen Negern wird sehr verschiedentlich geschildert. *) —

*) Daß Kauffahrer und Sklavenhändler, meist habsüchtige, gefühllose Leute, die ohnehin sich gewöhnlich nie so lange an den Küsten aufhalten, um die Völker genau kennen zu lernen, mit welchen sie handeln, und die höchstselten sich von dem Ufer entfernen — daß solche Europäer die Negern nur von der schlimmsten Seite kennen und schildern, ist wol kein Wunder! — Aber eine Herzerhebende Bemerkung ist es, daß die meisten neueren Reisenden beinahe einstimmig, die Völker, von welchen sie Nachrichten geben, in einem bessern Lichte darstellen, mit mehr Menschenliebe und Aufrichtigkeit schildern, und nachsichtiger, schonender beurtheilen, als der größte Theil ihrer Vorgänger: Ist dies nicht eine Frucht der Aufklärung? Ein Beweis der durch diese erweiterten Menschenliebe? — Man vergleiche nur alle älteren Nachrichten von den Negern

Sie sind, so sagen unsre Berichtgeber, ausserordentlich eitel, sie treiben es bis zur Lächerlichkeit. Sie glauben und behaupten es auch, ihr Land sei das erste und beste des ganzen Erdkreises, und zwar deswegen, weil es Gott mit eigener Hand geschaffen habe, die übrige Erde aber nur durch die Engel geschaffen worden sei. *) Sie haben Ahnenstolz und

---

mit den neueren. Welch ein Kontrast! Scheint es nicht, als ob die Reisebeschreiber aller Nazionen sich verbunden hätten, ihre Vorgänger in diesem Punkte Lügen zu strafen? Wie verschieden sind nicht die Gemälde die uns Adanson, Matthews, Römer, Isert, Norris und Proyart von den Negern vom Senegal an bis zum Zairefluß entwerfen, von den ekkelhaften Schilderungen der meisten älteren Reisebeschreiber? Und sind jene nicht aufgeklärtere, besser unterrichtete und folglich zuverlässigere Beobachter, als diese? — Doch, ich breche ab, um diesen reichen Stoff bei einer schiklichern Gelegenheit weiter zu bearbeiten! —

*) Diese Wirkung der Vaterlandsliebe, welche eine Tochter der Klimatisirung der Menschen ist (wovon Herder im I. Bande seiner Ideen z. Philos. d. G. d. M. so schön handelt) wird bei allen rohen und halbkultivirten Völkern gefunden, sogar der Grönländer, der Lappe, der Kamtschadal hält sich für den Bewohner des glüklichsten Landes, und wenn schon die Europäer den Unterschied der Länder besser kennen, so ist doch keine Nazion von der hohen Einbildung der Vorzüge ihres Vaterlands frei, und der unaufgeklärte Spanier hält aus demselben Vorurtheil sein Vaterland

thun sich auf ihre Geschlechtsregister sehr viel zu gute, und mahlen die Macht ihrer Monarchen mit den übertriebensten Farben. Da sie sahen, daß die Portugiesen sich durch den Titel Don und Donna geehrt glaubten, ahmten sie auch dieses nach und die Aermsten lassen sich diese Namen geben. Ein Geringerer muß auf den Knieen und mit hängendem Kopfe mit dem Vornehmern reden. Dabei sind sie äusserst träg; nur die höchste Noth kann sie zur Arbeit zwingen; nichts thun sie mit Eifer; sie können ganze Tage lang auf einem Flek sizzen und Tabak rauchen, dabei sind sie grosse Schmeichler und ungestümme Bettler. Den Diebstal halten sie nur dann für entehrend wenn er heimlich geschieht, wenn es aber unter den Augen des Bestolnen geschieht, so halten sie es für eine Großthat, und für ein Zeichen einer grossen Herzhaftigkeit. Der Neid ist ihnen gleichsam angeboren, und verleitet sie zu Verläumdungen. Sie haben keine Liebe zu ihren Aeltern, Geschwistern und Kindern; wird einer ihrer Angehörigen krank so überlassen sie denselben seinem traurigen Schiksal, sie reichen ihm keine Lebensmittel und vielweniger noch Arzneien, sie sind also

---

für ein Paradies, aus welchem der aufgeklärteste Britte beinahe alle Länder, ausser seiner Insel, mit stolzer Geringschäzzung oder Mitleiden betrachtet. Am meisten ist noch der Deutsche geneigt, selbst auf Kosten seines Vaterlandes, anderen Ländern Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen!

überhaupt gefühllos und undankbar. Die Fälle sind nicht selten, daß ein Neger Vater und Mutter, Bruder und Schwester, überhaupt alle seine Angehörigen verkauft, den Sklavenhändler überredet er, es seien seine wirklichen Sklaven. Hieher gehört folgendes Geschichtchen. *) Im Jahre 1654 kam ein Neger in die Kapuzinerkirche zu St Salvador, weinte, schluchzte und schrie überlaut ganz erbärmlich, dies lokte die Mönche aus ihren Zellen, um zu sehen was vorgeht. Bei Erblikkung derselben heulte der Neger noch ärger, er schlug sich auf die Brust, und gab alle Zeichen des lebhaftesten Schmerzens. Die guten Kapuziner gaben sich alle Mühe den Unglüklichen zu trösten, und um es mit desto besserer Wirkung thun zu können, fragten sie ihn um die Ursache seiner Verzweiflung. Nach vielem Anhalten, sagte er ihnen, daß er auf das äusserste gebracht sei, denn nachdem er seine Brüder, seine einzige Schwester, seine Weiber, seine Kinder und endlich auch seinen Vater und Mutter verkauft, so habe er jezt Niemand mehr in seiner Familie, den er verkaufen und seinen Handel damit fortsezzen könnte! Dies war die Ursache seines Kummers der so groß war, daß er ihn fast zur Verzweiflung brachte. Die Väter stellten ihm die Grösse seines Verbrechens vor, und wollten ihn vergebens zur schmerzlichen Reue bewegen. Er sagte, dies wäre der Landsge-

*) Cavazzi erzählt es als Augenzeuge. (Relation de l'Ethiopie occidentale, T. I. p. 232.)

brauch seit undenklichen Zeiten, und weil er das nämliche zu befürchten gehabt und noch befürchten müßte, so hätte er gar nichts unrechts gethan, Andere dieser Gefahr auszusezzen.

So schildern die älteren Reisebescheiber *) diese Negern. Wir wollen nun aber auch einen neuern nicht minder zuverlässigen Gewährsmann hierüber anhören.

Es ist der Abt Proyart, **) welcher es auf sich nimmt diese Völker in einem vortheilhaften Lichte darzustellen, und wirklich verdient er Glauben hierin. Er sagt: „Die Negern an den Küsten die mit den Europäern umgehen, sind größtentheils mißtrauisch, und bis zur Betrügerei eigennüzzig. ***) Sie haben

*) Vorzüglich Cavazzi, T. I. p. 212. suiv. und die Schriftsteller im IV. u. V. B. der allg. Hist. d. R.

**) Page 58 et suiv. des Originals. Zwar paßt seine Schilderung eigentlich nur auf die Bewohner von Loango und Kakongo, und von den Kongoern sagt er selbst, sie seien weit verdorbener; da er aber eingesteht, daß das Sittenverderbniß dieser leztern, so wie das der Küstenbewohner, nur von dem häufigen Umgang mit Europäern herrührt, und da doch diese Negern alle nur Einen Volksstamm bilden, so kann sein Gemälde dennoch als im Allgemeinen passend angesehen werden.

***) Diese den Europäern sehr nachtheilige Bemerkung hat auch Isert gemacht. (S. 336. seiner Reise.)

den Grundsaz, daß ein Weisser vor den andern stehen muß, und wenn sie ein Engländer vor zehn Jahren hat, so halten sie sich für berechtigt, wenn sie zukommen können es an einem Franzosen zu erwiedern. Raubsucht und Falschheit liegt aber nicht im Karakter der Nazion, im Gegentheil sind die Negern aus dem Innern gerade, offen und höchst uneigennüzzig. Haben sie eine gute Jagd gehabt, oder einen glüklichen Fischfang gethan, so theilen sie gleich ihren Freunden mit. Der Vorwurf des Geizes ist ihnen unausstehlich, man kann ihnen nicht mehr schmeichlen, als wenn man ihnen sagt, daß sie allzeit offene Hände haben. Die Europäer nennen sie geschlossene Hände, weil sie nichts umsonst geben.

Diese Negern haben ein gutes Gedächtniß und sind sehr aufgeräumt; sie sind sehr sanftmüthig, so daß selten Streit unter ihnen entsteht.

Sogar gegen Unbekannte üben sie Menschenliebe und Höflichkeit. Kömmt ein Reisender um die Essenszeit durch ein Dorf so geht er ohne Umstände in die erste beste Hütte, wo er wol aufgenommen und ihm so gut aufgewartet wird, als es der Hausherr vermag, und wenn er ausgeruht hat zeigt man ihm noch den Weg. Während des Kriegs zwischen England und Frankreich, zu Anfang der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts, scheiterte ein französisches Schiff an der Küste von Loango, zwei oder drei Matrosen retteten sich durch Schwimmen, und

begaben sich in ein Dorf namens Lubu. Die Einwohner nahmen sie gütig auf, und versorgten sie großmütig mit allem nöthigen. Sie gaben ihnen verschiedene Jahre hindurch Wohnung, Nahrung und Kleider, ohne nur die geringste Arbeit von ihnen zu verlangen. Ihre ganze Beschäftigung bestand darin, längs der Küste spazieren zu gehen. Wenn sie ein Schiff entdekten, so benachrichtigen sie davon die Negern, die sich mit ihnen in einen Kahn sezten um zu sehen, was es vor ein Schiff sei; war es ein englisches, so eilten sie wieder zurük, um ihre Gäste nicht in die Hände ihrer Feinde fallen zu lassen. Dies Verfahren wurde beobachtet bis sich eine günstige Gelegenheit für die Matrosen zeigte, nach Frankreich zurük zu kehren. Die Negern zeigten nie, daß der lange Aufenthalt dieser Gäste ihnen zur Last fiele.

Im Jahr 1767 schikte der Kapitän eines Schiffs von St. Malo einen Offizier mit vier Matrosen auf eine schwimmende Insel die unter seinem Schiffe vorbei gieng um Gras abzuschneiden. Ihr Kahn wurde aber durch die Gewalt der Meerströme fortgerissen. Vier Tage kämpften sie gegen die Wellen ohne ihr Schiff wieder erreichen zu können; am fünften Tag warf endlich der Wind den Kahn ans Ufer. Zwei Matrosen waren vor Hunger und Mattigkeit umgekommen, der dritte starb am Ufer als er ans Land stieg. Der Offizier und der noch übrige Matrose schleppten sich mit Mühe in das

nächste Dorf. Die Einwohner wetteiferten, ihnen beizuspringen und alle Hülfe zu leisten. Als sie zu ihrer Abreise Anstalten trafen, so gab man ihnen die Versicherung, daß, ohnerachtet sie schon sehr lange da waren, sie so lange bleiben könnten, so lange sie immer wollten, ohne zu befürchten Jemand zur Last zu fallen. Bei ihrer Abreise nach Loango versahen sie sich nicht mit Lebensmitteln. In allen Dörfern auf dem ganzen Wege bot man ihnen alles Benöthigte im Ueberfluß an.

Es ist falsch, wenn andere Schriftsteller diesem Volk alle abscheulichen Laster aufbürden und behaupten, daß Ehebruch und alle andere Ausschweifungen unter ihnen ihren höchsten Grad erreicht haben, daß die Männer selbst die Ausschweifungen ihrer Weiber begünstigen, und daß sie Beerdigungen mit Menschenopfern feiern. Von all' diesem weiß man nichts in Loango!" —

So weit Proyart.

Wenn wir diese widersprechenden Nachrichten mit einander vergleichen, so wird das Resultat am Ende dieses seyn. Die Negern in Niederguinea sind wie alle andern Negern rohe Naturkinder. Sie sind von Natur gutmüthig, aber ungewöhnt ihren Leidenschaften zu gebieten, arten sie leicht aus. Das Klima macht sie träg und wollüstig, ihr Aberglaube begünstigt ihre Neigungen, und im Umgange mit habsüchtigen Europäern verleitet der Eigennuz sie leicht zum Geiz, zum Diebstahl, zur Betrügerei,

zur Niederträchtigkeit. Die europäischen Handelsleute sind dann sogleich bereit, alle Negern samt und sonders für Schurken zu halten, und die meisten so religiösen Missionare sind zu wenig Psychologen und Philosophen um nicht jeden Fehler eines heidnischen Negers für ein abscheuliches Laster, und jeden Heiden für ein Ungeheuer anzusehen! Nach diesem Maaßstabe müssen ihre Schilderungen geschätzt werden! — *).

§. 2.

Nahrung. Speisen und Getränke. Art zu essen.

Die gewöhnlichen Nahrungsmittel der Negern in Niederguinea sind nicht sehr mannichfaltig. Sie haben eine Art Brod aus Mais oder türkischem Weizen; aber die Maniokwurzel wird häufiger, besonders von der ärmern Klasse statt des Brodes genossen und ist die gemeinste Nahrung dieser Negern. Die Vornehmern und Reichern essen statt denselben Pisangfrüchte, und Fische; dann verzehren die gemeinen Negern auch Razzen, Mäuse, Eidechse, Schlangen, und dergleichen Thiere; gutes Wild oder Fleisch von Hausthieren kömmt selten

*) M. s. was im VI. B. d. W. S. 30. u. ff. über den sittlichen Karakter der Negern überhaupt gesagt worden ist.

auf die Tische der Aermern, und auch bei den Reichen wird in diesem Stükke die Verschwendung gar nicht weit getrieben.

Mehl und Brod bereiten sie, da sie keine Mühlen und keine Bakôfen haben, wie alle Negern, auf eine sehr einfache Art. *) Sie zermalmen nämlich das Korn mit vieler Mühe in einem hölzernen Mörser, und zerreiben es dann zwischen zwei Steinen.

Die Maniokwurzel bereiten sie auf die unter den Negern gewöhnliche Weise. **)

Die Negern essen die so zubereitete Maniokwurzel Händeweis voll, so wie wir Brosamen essen, die wir nicht wollen verloren gehen lassen; sie kochen sie auch im Wasser, oder in Fleischbrühe, wie wir den Reis.

Es ist eine sehr gute Nahrung die sich wenigstens eben so lang hält als Weizenmehl, doch muß man sie vor Nässe verwahren. Wer nicht daran gewöhnt ist, findet diese Wurzel unschmakhaft; aber man gewöhnt sich bald daran.

Diese Wurzel wird auch wie die Bananas auf Kohlen geröstet oder gebraten und ganz heiß gegessen.

Fast

*) M. s. im VI. B. d. W. S. 208. Ferner im X. B. S. 166.

**) Diese ist schon im VI. B. d. W. S. 210, u. ff.

Fast auf eben die Art machen sie ihr Brod, denn da sie keine Oefen noch etwas dergleichen haben, so machen sie ihren Teig mit Wasser an, und lassen es in einem kupfernen oder irdenen Topfe kochen, woraus ein pappiger Kuchen wird; dies Brod hält sich nicht und wird in drei Tagen sauer. Die welche es besser machen wollen, knäten den Teig besser, und rösten ihn auf eisernen Rösten, diese Art Brod bekömmt auf beiden Seiten eine Rinde, ist schmakhafter und leichter zu verdauen. — Alles Fleisch wird nur schlecht zugerichtet, es ist ihnen gut genug wenn es ein wenig das Feuer geschmekt hat.

Die in diesen Ländern sich aufhaltenden Portugiesen leben fast wie die Negern, es ist selten daß sie mehr als eine Art Fleisch hätten und eine Suppe, mit Palmöl und spanischem Pfeffer gewürzt. Bei Besuchen werden statt Thee oder Kaffee gewisse Kräuter, die vorher gekocht und gedörrt wurden, angeboten. Die Negern käuen auch stark die Blätter einer gewissen Staude die sie Nenssa nennen.

Diese Negern speisen des Tags nur zweimal, Vormittags um zehn Uhr, und bei einbrechender Nacht.

Gemeiniglich theilt die oberste Frau die Speisen unter die ganze Familie aus; alle sizzen rund um auf der Erde, die meisten brauchen statt Schüsseln und Teller ihre Hände. Die welche anfangen etwas abgeschliffener zu werden, legen ihre Speisen

auf ein Blatt oder ein Stük von einer Kalebasche. Bei Gastereien wird das Fleisch mitten zwischen die Gäste die gleichfalls auf der Erde sizzen auf irdene Platten oder Schüsseln gelegt, oder bei sehr reichen auf höchst unreine zinnerne Platten. Jeder greift mit der ganzen Hand in die Schüssel, und da man hier weder Tischtücher noch Servietten kennt, so wischen sie die Hände auf der Erde, am Kopf oder wenn sie reinlich sind an dem Gürtel ab, den sie um den Leib tragen. Die Ausbreitung einer Matte auf die Erde statt des Tisches ist der höchste Grad von Ehre die man Gästen erweisen kann; der Gebrauch einer solchen Matte wird als ein Zeichen von Adel angesehen, und je weiter dieser Gebrauch in einer Familie hinauf steigt, desto älter und besser ist der Adel.

Obgleich die Negern nicht auf Verschiedenheit der Speisen sinnen, wie andere Völker, so schwelgen sie doch nach ihrem Geschmakke; sie stehen nicht von der Tafel auf bis alles aufgezehrt ist. Das Fleisch mag schlecht zubereitet oder stinkend seyn, dies ist ihnen gleichviel; sie essen so viel sie können oder so lange etwas da ist, ohne eine Unverdaulichkeit zu befürchten. Es ist zu vermuthen, daß ihre Tänze die gleichsam die Zwischengerichte sind, und einige Fäßchen europäischen Weins und Branntweins, sie so sehr erhizzen, daß die Verdauung bald vorüber ist. Sie fangen eine Schmauserei bei Anbruch des Tages an und fahren damit fort bis gegen Abend. Dann sind sie aber so sehr betrunken und so sehr

ausser sich, daß sie die garstigsten und unverschämtesten Handlungen unternehmen.

Sobald es im Orte bekannt wird, daß eine Schmauserei gehalten wird, so darf der Gastgebende nicht befürchten, daß das Fleisch ihm stinkend werde. Sogar sogenannte Edelleute vergessen in diesem Augenblikke ihren Stand, und Jedermann läuft ungeladen dazu; dies muß der Hausherr sich zur Ehre rechnen, und wenn seine ungebetenen Gäste satt sind, so wird seine Grosmuth mit reichlichen Lobsprüchen bezahlt.

Zuweilen finden sich auch die Gäste mit ihren ganzen Familien ein, ohne daß gerade eine Schmauserei angestellt wäre, wenn sie nur in Erfahrung gebracht haben, daß einer gut versehen sei; und nicht genug alle Knochen abgenagt und sogar die Eingeweide aufgezehrt zu haben, nehmen sie noch dem Wirth alle andere Lebensmittel mit Gewalt weg, und bezahlen ihn mit Scheltworten.

Wenn die Könige und Fürsten einen grossen Schmaus geben, welches sie oft thun, um die Gunst des Volks zu erwerben, so geschieht es im freien Felde.

Der Palmwein ist hier das gewöhnliche Getränke der Reichen.

§. 3.

Kleidung.

So wie in Europa die Kleidungen der verschiedenen Stände verschieden sind; so kleiden sich auch die hiesigen Negern auf verschiedene Art, und an der Kleidung kann man eines Jeden Stand und Würde erkennen.

Wenn ein König im Puzze ist, so trägt er auf dem Kopf eine weisse mit Seide gestikte Haube, und darüber einen schwarzen Hut, der mit einer wolgearbeiteten goldenen Krone geziert ist. Er trägt ein feines weites Hemd, und drüber einen scharlachenen Mantel, oder andern kostbaren mit Gold oder Silber gestiktem Zeuch, der ihn ganz bedekt. Auch trägt er Unterhosen und eine Art von Weiberrok, mit einer grossen Schleppe. Seine Schuhe mit hohen Absäzzen sind beständig von weisser Farbe und mit goldenen Knöpfen oder kostbaren Steinen geziert. Seine Strümpfe sind von Seide, und alles was er an hat, ist mit Ketten von Korallen, Perlen und kostbaren Steinen mit Geschmak besezt. Zum Zeichen seines Kristenthums trägt er am Halse ein mit Reliquien garnirtes goldenes Kreuz.

Wenn der König Trauer hat, so trägt er eine hohe spizzige Kappe. Den königlichen Mantel und die Krone ausgenommen tragen sich die Grossen verhältnißmässig wie der König. Sie tragen auch Mäntel aber nicht von Scharlach; statt der Schuhe

tragen sie Pantoffeln, aber keine Strümpfe, sonst machen sie grossen Aufwand.

Die Edelleute und andere niedrigen Hofleute, dürfen weder Gold noch Seide tragen, sonst gehen sie fast wie die andern Vornehmen. Auf ihren Kappen tragen sie Federn von Vögeln des Landes. Aber ohnerachtet diese Leute sich puzzen, waschen und parfumiren, so können sie doch den ihnen eigenen Negergeruch nicht vertreiben.

Die Negern, die man allenfalls mit unsern Bürgern vergleichen könnte, haben nur ein Stük Kattun, Leinwand oder einheimischen Zeuch um ihre Lenden, das ihnen bis auf die Knie oder etwas weiter reicht. Diese Pagnes haben viel Aehnlichkeit mit den Schürzen unsrer Brauer und Bäkker, einige lassen hinten einen langen Schweif daran. Oben haben sie eine breite Einfassung oder Gürtel, von blauem oder rothem europäischen Tuche. Ueber die linke Schulter schlagen sie noch ein anderes Stük dergleichen Zeuch, das aber fast keine Bedekkung gewährt. Kopf, Arme und Füsse sind ganz nakt.

Die Weiber sind eben so gekleidet wie die Männer, der Unterschied besteht nur darin, daß die Männer um ihre Hüfte einen Gürtel von der Haut eines wilden Thiers tragen, den die Weiber nicht haben. Diese begnügen sich mit dem schon beschriebenen tüchenen Gürtel.

Nur die vornehmen Weiber tragen Pantoffeln,

die gemeinen gehen mit ganz blossen Füssen. In Ermanglung von edlen Steinen tragen sie an Festtagen Rassaden oder gefärbte Glasstükke, aus welchen man in Europa Rosenkränze macht, sie brauchen sie zu Arm = und Halsbändern, ja sie winden sie sogar um die Kniee. Einige Männer beneiden den Weibern diese glänzenden Zierrathen, und machen statt Hals = und Armbändern eine Art von Wehrgehänge daraus.

In den Städten wo die Portugiesen Verkehr haben nähern sich beide Geschlechter immer mehr den Moden der Portugiesen und bei Feierlichkeiten ermangeln die Vornehmen nicht mit Degen an der Seite zu erscheinen. Die Königinn kleidet sich ganz französisch oder portugiesisch.

Die Frauenspersonen salben sich den ganzen Leib mit einer Mischung von Oel, das mit rothem und gelbem Pulver gekocht und noch mit einer gewissen Salbe vermischt wird. Wenn sie sich mit dieser Schmiererei den Leib beklebt haben, so halten sie sich einige Tage zu Haus bis sie ausgetroknet ist, dann waschen sie sich sehr sorgfältig, und glauben den höchsten Grad von Schönheit erlangt zu haben.

Die meisten haben nur ein einziges Kleidungsstük, das sie Tag und Nacht tragen, bis es zu sehr abgenuzt oder zu unreinlich ist; vom Auswaschen wissen sie nichts.

Die Männer haben ihren Kopf stäts bedekt, die Weiber entblößt.

Die Männer scheren ihre Haare ganz ab, die Weiber lassen es wachsen. Die Köpfe derjenigen die auf Artigkeit Anspruch machen, gleichen Blumenbeeten, man sieht Gänge und Figuren mit vieler Kunst darauf gezeichnet.

In manchen Gegenden unterhalten Männer und Weiber ihre Haare mit einer besondern Sorgfalt. Sie pressen sie in Baumrinden, und wenn sie im Puzze erscheinen, so legen sie dieselben in Lokken, parfumieren sie und bestäuben sie mit wolriechendem Puder.

Beide Geschlechter und selbst Kinder, tragen an ihrem Gürtel, ein langes Messer in einer Scheide. Dies Messer, das sie immer sehr scharf erhalten, brauchen sie zum rasiren und zum Haarabschneiden.

Die Kinder gehen bis in ihr siebentes Jahr ganz nakt.

§. 4.

Wohnungen, Städte, Dörfer und Hausgeräthe dieser Negern.

Die Negern in Niederguinea wohnen in grossen und kleinen Dörfern; die grossen Negerdörfer werden von den Europäern gewöhnlich (wie wir schon gesehen haben) Städte genannt, ob sie gleich diesen vielsagenden Namen nicht verdienen. Jedes

Gebiet hat eine solche Stadt zum Hauptorte, welche in der Landessprache Banza heißt, und die Residenz des Fürsten, Statthalters oder Vasallen ist. Die kleineren Ortschaften oder Dörfer heissen Libatten.

Das Zusammenwohnen dieser Negern gibt uns den sinnlichsten und richtigsten Begriff von dem Ursprung der Gesellschaften *). Sie werden nicht so sehr durch gegenseitige Bedürfnisse einander genähert, als sie durch Bande des Bluts zurükgehalten werden, sich zu trennen. Die Familien zerstreuen sich nicht, wie bei uns; in Dörfern und Städten findet man eine grosse Menge von Hütten, und in diesen Hütten eben so viele Familien, die von ihren Häuptern regiert werden. Eine Familie, die zu eingeschränkt ist, und mit der benachbarten sich nicht gerne verbinden will, kann den ersten den besten leeren Plaz einnehmen, und eine Hütte darauf bauen. Alles dies ist das Werk eines einzigen Tages in einem Lande, in welchem der Hausvater, mit Hülfe seines Weibes und seiner Kinder, auf einmal sein Haus und alle seine Möbeln fortbringen kann. Die Häupter der Familien sind die ersten Richter, oder die erste Instanz. Wenn sich also eine Streitigkeit unter ihr erhebt, so läßt er die Parteien vor sich erscheinen, und spricht das Urtheil in einer Art von gerichtlicher Form aus, nachdem er die Gründe von beiden Seiten angehört hat.

*) Proyart, p. 52. u. ff.

Dieser häusliche Richterstul ist das Muster aller übrigen höhern Tribunale. Die Gesezze erlauben es einer Frau nicht, von dem Ausspruch ihres Mannes, und einem Sohne nicht, von dem Urtheile seines Vaters zu appelliren; auch denken sie gar nicht einmal daran. *)

Diese Länder sind nicht allenthalben gleich stark bevölkert. Am häufigsten findet man Städte und Dörfer an den Ufern von Flüssen, Bächen, Quellen und Seen; wahrscheinlich deswegen, weil Wasser mit zu ihren nothwendigsten Bedürfnissen gehört. Wenn also Negern die freie Wahl ihrer Wohnpläze haben, so ziehen sie solche vor, wo die Natur ihnen selbst Wasser darbietet, und lassen anderen, die nach ihnen kommen, die Arbeit über, Quellen zu suchen. Alle stolzen und grossen Städte, die in Europa längs den schiffbaren Flüssen gebauet sind, haben keinen andern Ursprung gehabt.

Die Städte oder grossen Dörfer unterscheiden sich von den kleineren Dörfern bloß durch eine stärkere Zahl von Einwohnern. Das Gras wächst darin, wie in den Dörfern, und die Strassen sind weiter nichts, als enge, krumme und durch einander laufende Fußsteige. Eine grosse Stadt ist ein wahres Labyrinth, aus welchem ein Fremder sich nicht heraus finden würde, wenn er nicht einen

*) Doch nicht überall herrscht in diesen Negerländern so viel patriarchalische Einfalt.

Begleiter bei sich hätte. Die Städtebewohner sind den Dorfbewohnern in Allem durchaus ähnlich; sie kleiden sich nicht besser, und wohnen nicht bequemer, als diese. Die Städterinnen aus der Hauptstadt arbeiten auf dem Felde, wie die Bäuerinnen aus dem kleinsten Dorfe.

Die grossen Wälder, die in vielen Gegenden die inneren Ländern von Niederguinea bedekken, würden ihnen Materialien genug zu bequemen Wohnungen liefern, wenn sie sich nur die Mühe geben wollten, sie zu holen und zuzubereiten. Sie könnten in Ermangelung von Steinen, die sich nur in inneren Gebirggegenden finden, Baksteine brauchen, die sie fast allenthalben zubereiten könnten, und deren Nuzzen sie durch die Portugiesen kennen gelernt haben. In den Wäldern würden sie Holz genug finden, um sie zu brennen; allein sie mögen nicht so viel arbeiten, um besser zu wohnen. *) Ihre Wohnungen sind kleine, niedrige Hütten aus Binsen oder künstlich durch einander geflochtenen Zweigen und Reisern gemacht. Das Dach entspricht dem Gebäude, und besteht aus blossen Baumblättern; sie ziehen hierin die Palmblätter

*) Cavazzi (T. I. p. 418.) sagt, diese Negern sind so stolz, daß sie durchaus nicht zugeben wollen, sie wohnten nur aus Trägheit in so schlechten Hütten; im Gegentheil behaupten sie, es geschehe aus Grosmuth und Genügsamkeit!

allen übrigen vor, weil diese mehrere Jahre dem Regen und den Angriffen des Wetters widerstehen können. Man kennt gar keine Fenster; das Licht fällt durch die Thüre hinein. In einer solchen Hütte wohnt oft eine ganze Familie mit ihrem Viehe beisammen.

Die schon zubereiteten Materialien zu diesen Negerhütten werden auf den Märkten verkauft. Wer ein Haus braucht, geht mit seinem Weibe und seinen Kindern auf den Markt, kauft eins, das ihm ansteht, und ein jeder nimmt dann ein Stük, das er seinen Kräften nach tragen kann. Man richtet es auf, und bevestigt es an tief in die Erde getriebene Pfähle, damit es vom Winde nicht umgeworfen werden könne. Eine solche gemeine Negerhütte sieht wie ein umgekehrter Bienenkorb aus. *) Hie und da geben diese Negern ihren Hütten mehrere Vestigkeit durch eine Bekleidung von Thon, die sie weiß übertünchen. Andre bauen oft auch vierekte und länglichte Hütten, mit gebrochnen Dächern. Die runden Häuser werden in Kongo Ndumbo, die andern Nzo genannt. **) Die Reichen haben dann und wann Hütten, die sehr künstlich bearbeitet, und inwendig mit Matten von verschiedenen Farben bekleidet sind; denn andere

*) So ungefähr wie die Hütten der senegambischen Negern, m. s. im VI. B. d. W. S. 222. u. ff.

**) Cavazzi, T. I. p. 418 et suiv.

Tapeten kennen sie nicht. Die Wohnungen der Vornehmen und Grossen zeichnen sich bloß durch Vorhöfe, und durch die grössere Zahl von Hütten aus. Der Pallast des Königs von Loango besteht nur aus fünf bis sechs ganz einfachen Hütten, die aber grösser sind, als die gemeinen. *) — Der König von Loango wohnt hingegen in einem ganz artigen, von Baksteinen erbauten Hause, und seine Hauptstadt St. Salvador ist auch weit schöner, besser, und regelmässiger gebaut, als die anderen Negerstädte dieses Küstenstrichs. **)

Dies rührt von den Portugiesen her, welche sich hier niedergelassen, und unzufrieden mit den schlechten Negerhütten, sich ordentliche Häuser erbaut haben. Auch die Kirchen sind zum Theil nicht unansehnliche Gebäude von Thon und Steinen. —

Das Innere der Negerhütten ist finster, rauchig und schmuzzig; das Hausgeräthe dieser Negern ist ganz unbeträchtlich. Bei den gemeinen Leuten findet man einen Spaten, eine Axt, einen

---

*) Nach Proyart, welcher sehr darüber zürnt, daß ältere Reisebeschreiber diese armselige Königswohnung, als einen wirklichen Pallast geschildert haben. Loango ist überhaupt in der Kultur noch weiter zurük, aber auch unverdorbener, als die andern Länder von Niederguinea, in welchen sich die Portugiesen niedergelassen haben.

**) Cavazzi, T. I. p. 420.

Säbel, einige Kalebaschen um ihre Lebensmittel darin aufzubewahren. Das Bett ist eine blosse Matte; ein Stük Holz vertritt die Stelle des Kopfküssens. Ihr Küchengeschirr beschränkt sich auf einige irdene Töpfe zum Kochen und einige irdene Schüsseln, und doch bilden sie sich viel darauf ein.

Des Abends zünden sie Fakkeln an, die so groß sind, als die welche unsere Bedienten hinter den Karossen tragen. Sie machen sie aus einem wolriechenden Harze, das aus einem inländischen Baume häufig hervorquillt, und von ihnen in Stangen geknätet wird. Statt den Tacht durch die Fakkeln zu ziehen, ziehen sie die Fakkel durch den Tacht. Sie umwikkeln sie nämlich mit Werg und kleinen Stükken von trokkenem Holze. Diese Fakkeln geben einen gelinden Rauch, der selbst in einiger Entfernung einen angenehmen Geruch verbreitet. Ungeachtet die Nächte nie kalt sind, so zünden sie doch des Abends Feuer an, um die Luft zu reinigen, die durch die beständige Ausdünstungen der Erde dik und ungesund wird. Ihr Heerd ist, wenn kein Regen fällt, die Mitte des Vorplazzes ihrer Häuser, wo sie des Abends auch zu essen pflegen.

Vor der Ankunft der Portugiesen lebten die Prinzen wie ihre Unterthanen; jezt aber findet man bei ihnen fast alle Möbeln, die in Europa gebräuchlich sind. Ihre Häuser sind zwar auf die nämliche Art gebaut, wie die der Unterthanen, doch sind sie grösser, haben Fenster, bestehen aus mehre-

ren Zimmern, die tapezirt und mit Tischen, Sofas, Kommoden, Waffen, Silbergeschirre u. s. w. versehen sind. Die Reichen unter dem Volke suchen hierin den Prinzen in einigen Stükken nachzuahmen. Doch können selbst Prinzen sich nicht gewöhnen, auf Stülen zu sizzen, sondern ziehen den Boden vor.

§. 5.

Landwirthschaft, Akkerbau, Viehzucht, Fischfang und Jagd.

Die Landwirthschaft und der Akkerbau wird hier, wie bei den meisten Negern nur von den Webern getrieben. Die Männer würden sich zu erniedrigen glauben, wenn sie auf dem Felde arbeiteten. Sie halten nur angenehme und weniger ermüdende Beschäftigungen für Ehrenvoll und anständig. Dieser Gebrauch mag sich aber wol auf ihre Trägheit gründen. Sie haben kein anderes Werkzeug als einen zugespizten Spaten, der der Kelle unserer Maurer nicht unähnlich ist, womit sie die Erde in der Regenzeit nur oberflächlich umhakken, und doch bringt das Land hundertfältige Früchte. Ein einziges Körnchen Mais bringt oft acht hundert, und gewöhnlich nicht weniger als sechs hundert und wächst dabei so geschwind, daß man in sieben Monaten auf dem nämlichen Akker dreimal ärndten kann. Der Maniok ist auch ein leicht zu gewinnendes Produkt, ein einziger

Stamm gibt jährlich zehen bis zwölf Wurzeln, jede Wurzel ist fünfzehn oder zwanzig Zoll lang und vier oder fünf im Durchschnitt; man könnte diese Wurzel durch den Samen fortpflanzen, da er sich aber durch Schößlinge auch fortflanzt, so schneiden sie den Stamm in kleine Stükke, die sie in der Regenzeit in die Erde legen, und so tragen sie gleich im ersten Jahre. Wenn man haben will, daß der nämliche Stamm mehrere Jahre hintereinander Früchte bringen soll, so darf man bei der Aerndte nur einige der kleinsten Wurzeln stehen lassen. Der Maniok ist das Brod des Volkes, das auch dem Aermsten nie fehlen kann, sollte es sich aber je zutragen, welches auch schon geschehen seyn soll, daß der Regen ausbliebe, so würde die schröklichste Hungersnoth daraus entstehen, denn von Aufspeicherungen für künftige Jahren wissen sie nichts. Diese Wurzel wird auf verschiedene Art bereitet; man läßt sie einige Tage im Wasser gähren, dann spaltet man sie der Länge nach und röstet sie, oder macht auch eine Art Eingemachtes daraus. Zu diesem Ende haben die Negern Töpfe mit doppelten Böden, der obere hat Löcher wie ein Kochlöffel, auf diesen legen sie die Wurzel, der untere Theil ist mit Wasser angefüllt. Das Gefäß wird dann gut zugedekt und ans Feuer gestellt, und so wird die Wurzel in dem Dunst des Wassers gekocht, im Wasser selbst gekocht würde sie unschmakhaft seyn. Es gibt noch eine andere Art Maniok, dieser ist scharf und man ißt ihn nur wenn der Saft daraus

gedrükt ist, der Gift ist. Die Blätter des Manioks werden gegessen wie unser Spinat. Nach dem Maniok wird nichts so häufig gepflanzt als die Pinda oder Pistazien, es ist eine Art länglichter kleiner Nüsse die zwei Kernen in einer dünnen Schote verschließt. Diese Frucht wird in Furchen gesezt, und treibt einen Stamm, der erst dem Klee gleicht, aber bald wachsen Fäden daraus die eine Strekke auf der Erde fortwachsen, und endlich mit der Spizze sich darin verkriechen, an diesen Spizzen wächst die Frucht in grosser Menge, der Stamm selbst trägt eine gelbe unfruchtbare Blume; diese Frucht ist schmakhaft, aber unverdaulich, sie gibt auch ein ziemlich gutes Oel. — Es werden hier auch Erdäpfel gepflanzt, die Negern nennen sie europäische Wurzeln, vermuthlich weil die Portugiesen sie aus Amerika gebracht haben.

Die Ignames werden nicht sehr häufig gepflanzt, weil sie nicht so gut ausgeben als der Maniok. Diese grosse sehr schmakhafte Wurzel wird in kleine Stükke geschnitten, die man einen Tag an die Sonne sezt, und dann erst pflanzt; jedes Stük treibt einen Stamm der seine besondere Stüzze haben muß.

Die Negern pflanzen auch vier oder fünf Sorten kleiner Bohnen, und eine Art Erbsen, die unter der Erde wachsen.

Melonen, eßbare Schwämme, Gurken, u. s. w. wachsen fast ohne Kultur; so auch der Tabak, dessen

Samen

Samen sie auf geradewol hinwerfen. — Kohl, Rüben und der größte Theil europäischer Hülsenfrüchte kommen gut fort.

In Rakongo gibt es eine Art Hirse, deren Halm armsdik wird, und die Aehre zwei bis drei Pfund wägt, sie wächst wild, und wird von Wenigen ordentlich gebaut. Die Weinrebe wird gar nicht gebaut.

Das gemeinste Getreide ist der Mais, er braucht nur drei Monate bis zu seiner Reife.

Dann werden noch verschiedene andere Arten gepflanzt.

Ausser dem Akkerbau müssen die Weiber auch alle anderen Geschäfte der Landwirthschaft verrichten, als Holzhauen, Wasser holen u. s. w. wobei sie jederzeit ihre Kinder auf dem Rükken mit sich schleppen.

Den Gebrauch künstlicher Brunnen kennen die Negern nicht, sie graben nie welche; die Seen, natürlichen Quellen und Flüsse müssen ihnen das benöthigte Wasser liefern, weswegen sie es oft weit holen müssen.

Da die gemeinen Negern sich auf ihren Maniok verlassen, so bekümmern sie sich nicht darum oder sind zu träge, sich viel andere Lebensmittel mühsam zu verschaffen. Wenn sie noch etwas thun, so ist es die Fischerei und die Jagd, wobei

sie noch mehr Vergnügen finden, als mit Mühe Thiere aufzuziehen, die die Bedienten des Königs ihnen in jedem Augenblikke wegnehmen könnten, doch halten sie eine Menge Schweine, Ziegen und Schafe, ihre Schweine sind kleiner als die unsrigen, ihre Ziegen geben keine Milch, und ihre Schafe haben keine Wolle, wie die europäischen, im übrigen sind sie ihnen gleich.

Sie haben zahme Enten mit Kämmen, noch einmal so groß als die europäischen; ihre Hüner sind aber sehr klein. Eier essen sie keine, denn sagen sie, wenn man ein wenig wartet, so wird das Ei zum Küchelchen. Aus dem nämlichen Grunde, fordern sie den Europäern für ein Paar Eier eben so viel, als für ein Paar junge Hüner. Mit vieler Mühe lassen sie etwas am Preiß herab, und wenn man zu viel mit ihnen feilschen will, so antworten sie ganz kalt, sie wollen warten bis ihre Eier zu jungen Hünern geworden sind. Man kann nicht einwenden, daß die Zucht sie etwas kosten werde, bis man sie essen kann, denn sie brauchen sie nicht zu füttern, die Mutter führt sie ins Feld, wo sie, wie andere Vögel ihre Nahrung finden. Die welche behaupten, daß man für acht Kreuzer im Königreich Loango dreissig junge Hühner kauft, irren eben so gröblich, wenn sie behaupten, daß das Stük im Königreich Kongo einen Louisd'or gilt. Die Negern haben auch Hunde und Kazzen, erstere bellen nicht, und diese haben eine etwas längere Schnauze als die europäischen Kazzen.

Die Negern haben noch nicht die Kunst gelernt, Bienen zu ziehen, und sie für die verschafte Wohnung zu ihrem Nuzzen arbeiten zu machen. Diese nüzlichen Insekten wohnen gemeiniglich in den Wäldern; ein holer Baum ist ihre Wohnung und ihr Bauplaz. Sie liefern sehr guten Honig, den die Negern sehr lieben, sie saugen den Honig heraus, und werfen das Wachs weg. Um den Honig zu bekommen erstikken sie die Bienen nicht, sondern machen nur Rauch unter den Baum, in welchem der Schwarm angebaut ist; der Rauch ist hinreichend, um ihn zu vertreiben, und sich dessen Vorrath ohne Gefahr bemächtigen zu können.

Da die Jagd mehr ein Vergnügen als eine Arbeit ist, so geben sich noch die Negern zu Zeiten die Mühe auf die Jagd zu gehen; es gibt auch allerlei jagdbare grössere und kleinere Vögel, als Rebhüner, verschiedene Art Wachteln, Lerchen, Tauben, Adler und viele andere Arten. Dann gibt es Elefanten, an die sich die hiesigen Negern aber nicht wagen, Löwen, Panther, Tigerkazzen, wilde Büffel, wilde Schweine, Hyänen, Rehe, Hirsche, Damhirsche u. s. w. auf welche die Negern mit Schießgewehr losgehen, und durch die Erlegung wilder Thiere sich Ehre, und durch das Schießen anderer sich gute Bissen erwerben.

Wenn ein Neger einen Panther getödtet hat, so trägt er ihn in Begleitung und mit Hülfe seiner Freunde im Triumph in das Dorf. Er bringt ihn

zum Vorsteher des Dorfs, der ihm auf der Stelle den Preiß auszahlt, welcher auf die Vertilgung dieser blutdürstigen Thiere gesezt ist. Wenn ein Panther ein Stük Vieh im Orte gefressen hat, so dürfen die Negern darauf zählen, daß er ihnen die nächstfolgende Nacht nicht entwischen wird; sie bevestigen an einen Pfahl den Rest von dem Raube oder wenn er nichts übrig gelassen hat, eine andere Lokspeise, woran sie Seile binden, die am andern Ende an Hähne von Flinten bevestigt sind, so daß wenn er anbeißt die Flinten losgehen müssen; er bleibt selten aus, und tödtet sich auf diese Art selbst. Der Knall der Gewehre ist das Zeichen für die Negern herbeizueilen und dem Thier, wenn es nicht ganz sollte getödtet seyn, den Garaus zu machen. — Der hiesige Büffel flieht nicht vor dem Jäger, fehlt dieser, oder verwundet das Thier nur, und kann nicht in der Geschwindigkeit auf einen Baum klettern, so wird er auf der Stelle in Stükke zerrissen; deßwegen gebrauchen auch die Jäger gemeiniglich die Vorsicht eine Strikleiter an einem Baum in der Nähe anzubringen; kann der Büffel nicht an seinem Feinde den Zorn auslassen, so läuft er fort bis er ein Opfer seiner Rache findet, und wehe dem der ihm aufstößt, es sei Mann, Weib oder Kind, es ist um ihn geschehen!

Die Affen halten sich gemeiniglich tief in den Waldungen auf, sie kommen selten auf den Boden und halten sich lieber auf den Aesten der Bäume auf; wenn sie verfolgt werden, so sind sie bald

weit weg, sie springen von Ast zu Ast und von Baum zu Baum. Die Negern suchen nicht oft sie zu tödten, es ist ihnen lieber wenn sie dieselben lebendig bekommen können, um sie an die Europäer zu verkaufen. Die Art sie zu fangen ist diese: Man legt an den Fuß eines Baums auf dem sie sich aufzuhalten pflegen, Früchte die sie lieben, worunter Fallen verborgen sind. Das Weibchen hat beständig sein Junges bei sich, wenn es verfolgt wird trägt es den Gegenstand seiner Liebe mit sich fort, und verläßt es nur wenn es tödlich verwundet ist. Der Schimpanse soll sich mit Stökken gegen die vertheidigen, die ihn anzugreifen wagen.

Die niedliche Zwergantilope wird oft mit der Hand gefangen; sie hält sich gemeiniglich im hohen Grasse des ungebauten Erdreichs auf. Wenn die Negern merken, wo das Thierchen ist, so bilden sie einen grossen Zirkel um dasselbe, den sie immer mehr verengen und es so einschliessen; wenn es dies sieht, so sucht es nimmer zu entfliehen und läßt sich greifen, es überlebt aber den Verlust seiner Freiheit nicht; wenn man es nicht tödtet, so stirbt es aus Traurigkeit, oder tödtet sich selbst, indem es sich den Kopf wider das Gegitter seines Gefängnisses oder Käfigs stößt. Sein Fleisch ist ein Lekkerbissen.

Die kleineren und grösseren Papagaien heben die Negern in den Nestern aus, um sie an die Europäer zu verkaufen.

Die Schlangen, welche die Negern essen, sind auch ein Gegenstand der Jagd.

Ausser den Flinten tragen die Negern auch Säbel auf ihren Jagden.

Die Küsten werden von Fischern von Profession häufig besucht; ob sie gleich nur auf Kähnen fahren, so fangen sie doch oft sehr grosse Fische. Die Nezze der Negern sind wie die Nezze unserer Fischer, sie verfertigen sie aus einem Zwirne, den sie aus dem Bananasbaum, und der Rinde einiger anderer Bäume ziehen, und der unserm besten Hanf nichts nachgibt. Die Negern salzen ihre Fische nicht ein, um sie aufzuhalten, sondern sie troknen sie an der Sonne, wenn sie heiß genug scheint, noch öfter aber räuchern sie dieselben. Die Flüsse liefern ihnen auch viele und schmakhafte Fische.

§. 6.

Wissenschaften, Künste und Handwerke.

Diese Völker haben nicht die geringste Kenntniß von der Schrift oder anderen Zeichen, die ihren Plaz vertreten könnten. Ihre einzigen Denkmäler sind unsichere Ueberlieferungen. Sie kennen keine andere Zeitrechnung, als nach Jahrszeiten und Monden. Die Negern in Loango und Kakongo kennen nur zwei Jahrszeiten; *) die Kongoer

*) Proyart, S. 103.

und Angolaer hingegen theilen das Jahr in sechs Jahrszeiten. *)

Diese sind:

1) Massanza, der Frühling, fängt im Oktober an.

2) Nsasu, beginnt mit Ende Januars.

3) Ekundi und 4) Quitombo, März, April und Mai.

5) Quibiso und 6) Quimbangala, Junius, Julius, August und September.

Sie haben auch zwölf Monate, deren Namen sind:

(1) Begi Camoxi	—	September, mit welchem sie das Jahr anfangen. **)
(2) Caijari Ingi	—	Oktober.
(3) Mucabatu	—	November.
(4) Begi Cuvana	—	Dezember.
(5) Begi Catenu	—	Januar.
(6) Begi Cassamini	—	Februar.
(7) Cassambuari	—	März.

*) Cavazzi, I. p. 107. u. ff.

**) Ohne diesen Umstand würde ich glauben, sie hätten diese Zeiteintheilung von den Portugiesen erlernt. — Sollten diese unwissenden Negern selbst die Erfinder derselben seyn? — Es scheint mir unglaublich.

(8) Canaqui	—	April.
(9) Begi Cuva	—	Mai.
(10) Begi Cuvin	—	Junius.
(11) Begi Cunima y Mexi	—	Julius.
(12) Cunima Aijari	—	August.

Die Eintheilung der Zeit in Wochen scheinen sie aber nicht zu kennen.

Drei Tage arbeiten sie, der vierte ist jedesmal ein Ruhetag, wenigstens dürfen sie nicht auf dem Felde arbeiten. Diese Zeit von vier Tagen zusammen nennen sie Suam. Ohnerachtet sie nicht einmal ihr Alter berechnen können, so haben sie dennoch wie wir den Gebrauch der allergrößten Zahlen. Sie fangen gleich uns an zu zählen, ein, zwei, drei bis auf zehn, statt zehn sagen sie Zehner, und fahren dann fort Zehner eins, Zehner zwei, u. s. w. bis zwanzig. Dann sagen sie zwei Zehner und eins u. s. w. und zählen so fort bis zu neun Zehner und neun, dann sezzen sie statt zehn Zehner, hundert, und fangen wieder von neuem an. Wenn sie an zehn hunderte sind, so brauchen sie ein Wort, das unserm tausend entspricht, und gehen so bis zu Millionen fort. Die Zahlen machen oft den Gegenstand der Gespräche der Aufgeklärten des Volks aus.

Alle Künste und Handwerker sind bei ihnen noch in der Kindheit; sie üben nur diejenigen,

welche zum Leben ganz unentbehrlich sind, und auch diese auf eine sehr unvollkommene Art aus.

Die Aerzte werden als wichtige und unentbehrliche Leute verehrt, ihre Kunst macht einen Theil der Religion aus, sie werden Gangas genannt, welches Priester bedeutet. Wenn sie zu einem Kranken gerufen werden, so fragen sie nach dem Sizze des Uebels, und fangen an auf den leidenden Theil zu blasen, nachher machen sie Umschläge und umwinden die Glieder an verschiedenen Stellen mit kleinen Bändern; lauter Vorbereitungen, die bei jeder Krankheit üblich sind; sie brauchen weder Aderlässe noch Arzneimittel, einige wenige Fälle ausgenommen, in welchen sie sich einfacher Kräuter, aber nur äußerlich, bedienen. Die Aerzte käuen alles heraus, was besonders auf offene Schäden noch einige heilsame Wirkungen haben könnte. Ausser diesen haben sie noch ein anderes ihrer Meinung nach vortreffliches Mittel, das sie aber nur bei Personen gebrauchen, die es bezahlen können. Wenn sie nämlich zu einem reichen Kranken gerufen werden, so versammeln sie aus der ganzen Gegend alle Musikanten, so viel sie deren nur auftreiben können, und gehen ganz in der Stille in die Wohnung des Pazienten. Beim ersten Zeichen sezt sich der ganze Haufen in Bewegung, von welchen einige mit Saiteninstrumenten versehen sind, Andere ihre Trommeln schlagen, und noch Andere sich auf Trompeten oder kleinen Trommeln hören lassen. Alle vereinigen ihre Stimmen

mit dem Geräusche ihrer Instrumenten, und machen um das Bett des Kranken einen fürchterlichen Lärm, der oft mehrere Tage und Nächte anhält. Das Mittel würde für einen Europäer schlimmer als das Uebel selbst seyn. Allein diese Musik, die den Negern gefällt, wenn sie gesund sind, muß im Zustand der Krankheit keinen unangenehmern Eindruk auf sie machen, als auf uns ein vortreffliches Konzert, und in diesem Fall ist das Mittel so heftig nicht, als man Anfangs denken sollte. Dem mag aber seyn wie ihm wolle, genug, wenn der Zustand des Kranken sich zu verschlimmern scheint, so bemühen sie sich aus ihren Instrumenten die schneidendsten Töne zu ziehen, und lassen die ganze Nachbarschaft von ihrem Geschrei erschallen, als wenn sie den Tod erschrekken oder in die Flucht jagen wollten. Wenn sie, wie es sich oft zuträgt, nichts ausrichten, so trösten sie sich mit dem Gedanken, daß sie das ihrige gethan und die Verwandten des Verstorbenen sich nichts vorzuwerfen haben. Während der Zeit, daß das Kor der Musikanten im Hause des Kranken ist, geben die Aerzte ihm häufige Besuche, reichen ihm zu gewissen Stunden gewisse Mittel, oder blasen wenigstens ihn und seine Krankheit an.

Die Aerzte schreiben den Kranken nie eine gewisse Diät vor, sie lassen ihnen alles zu essen und zu trinken geben, was sie verlangen, ohne auf die Beschaffenheit und Menge zu sehen. Wenn sie aber nichts verlangen, so lassen sie ihnen auch nichts an-

bieten. Diese Methode hat ihre Unbequemlichkeiten, sie kann aber auch ihre Vortheile haben. Wenn der Kranke geheilt oder gestorben ist, so sammeln die Verwandten in ihrem Orte zum Besten des Arzts, der gebraucht worden ist.

Ungeachtet diese Aerzte, wie sich aus dem Gesagten schliessen läßt, keine grossen Hexenmeister sind, so hält sie doch das Volk in den Geheimnissen der Zauberei für sehr erfahren; sie selbst lehnen den Verdacht geheimer Künste und der Gemeinschaft mit den Geistern nicht von sich ab. Die Söhne der Aerzte folgen allemal ihren Vätern nach.

Handwerker haben diese Negern sehr wenig.

Die Schmiede verfertigen alles, wozu man Hammer und Feuer braucht, sie sind zugleich Grobschmiede, Messerschmiede, Goldschmiede und Schwertfeger; sie haben es aber in ihrer Kunst nicht weit gebracht, ein europäischer Lehrjunge von einigen Wochen würde sie übertreffen. Ihr Eisen erhalten die Loangoer aus Europa, die andern aber haben es im Lande, wo es der Regen von den Bergen herabschwemmt. Sie legen das Erz mit der damit vermischten Erde in ein Loch, das sie mit Kohlen bedekken, sie schmelzen es durch starkes Anblasen, und sondern es dadurch von seinen Schlakken; es ist so gut, als man es in Europa immer findet.

In der Esse brauchen sie Holzkohlen, Ambose von sehr hartem Holz, oder Stein, doch gibt es jetzt

auch hie und da eiserne; ihre unförmlichen Hämmer sind sehr klein; ihre ziemlich künstlichen Blasbälge sind zwei gehölte Stükke Holz, mit einem dünnen Fell überzogen, mit einer Handhabe in der Mitte; wenn man sie zieht, wird ein sehr starker Blas dadurch bewirkt, den man von einer so schlechten Maschine nicht erwarten sollte; die Arbeit dieser Schmiede ist um so desto mühsamer, da sie zugleich mit der einen Hand schmieden und mit der andern den Blasbalg ziehen.

Die Zimmerleute sind zugleich Tischler; alle ihre Instrumente schränken sich auf eine Art Meisel ein, der etwa zwei Zoll breit, an dem entgegengesezten Ende ist eine ziemlich lange Spizze angebracht, das Ganze ist durch eine hölzerne Handhabe verbunden, und doch verarbeiten sie damit die größten Stükke Holz mit unglaublicher Mühe, und einer Geduld, die man bei diesem Volke nicht erwarten sollte, das so sehr die Ruhe liebt; doch ist die Arbeit, wie leicht zu erachten, auch sehr grob.

Die Töpfer machen allerhand Arten von irdenen Gefässen, die sie mitten in einem grossen Feuer bakken. Manche Stükke gerathen ihnen fast so gut, als in Europa, ohnerachtet ihnen die Scheibe und andere Werkzeuge fehlen; eine halbe Kalebasche dient ihnen manchmal als Form. Sie verfertigen auch Tabakspfeifen, deren Absaz den wichtigsten Zweig ihres kleinen Gewerbs ausmacht.

Die Weber machen ihre Zeuche aus einer Grasart, die auf den Feldern ohne alle Kultur wächst, und gar nicht zubereitet werden darf, um verarbeitet zu werden. Die Länge des Grases, die ungefähr zwei Fuß beträgt, ist auch die Länge des Zeuches; man macht es aber etwas weniger breit, als es lang ist. Diese Leinwand ist gewebt, wie die unsrige; sie machen sie aber auf den Knieen, ohne Weberstuhl und Weberschiff, und haben Geduld genug, den Einschlag zwischen einem jeden Faden mit den Fingern so einzuschieben, wie unsere Korbmacher bei der Verfertigung ihrer Hürden verfahren. Ohngeachtet sie so geschwind arbeiten, daß man den Bewegungen ihrer Finger mit den Augen kaum folgen kann, so bringen sie doch nicht viel zu Stande. Die besten Arbeiter machen nicht mehr, als eine Elle, in acht Tagen. Einige schlagen auch zwei Stükke Holz in die Erde, die durch ein drittes mit einander verbunden werden. Dazwischen spannen sie den Zettel aus, und legen den Einschlag einen Faden nach dem andern hinein.

Ihre kleinen Stükke, welche die Franzosen Makuten nennen, dienen als Scheide-Münze in diesen Gegenden. Die Kaufleute dürfen sie gegen die Waaren, die sie zu Markte bringen, nicht ausschlagen. Ausser der gewöhnlichen Leinwand machen die Negern noch kleine Säkke, Müzzen, und andere Arbeiten, wovon einige selbst in Europa wegen ihrer Feinheit und Mannigfaltigkeit

bewundert werden würden. Man findet noch einen Baum, dessen zweite Rinde wahre Leinwand ist, so stark und biegsam, als die unsrige. Die Negern machen daher Kleidungsstükke daraus.

Die meisten Bauern in den Dörfern, die nicht weit von dem Meere liegen, sind Salzmacher. Ihre ganze Kunst besteht darin, das Seewasser über einem grossen Feuer verdunsten zu lassen, welches das Salz auf dem Boden der Gefässe, die zu diesem Gebrauche bestimmt sind, niedersezt.

Sie haben keine besondere Handwerker, die Hängematten, Fischernezze, Seile, Matten, Körbe und dergleichen Sachen machen, sondern Jeder macht es selbst, wie er es braucht, und wie es ihm am besten gefällt.

§. 7.

Kriegswesen und Waffen.

Die Beherrscher der Negerländer in Niederguinea unterhalten gar keine ordentlichen Truppen. Wenn ein König Krieg beschlossen hat, so läßt sein Ma=Kaka, oder Kriegs=Minister und oberster Feldherr, Befehle an alle Prinzen und Gouverneurs ergehen, Soldaten auszuheben, und diese ermangeln niemals, die ihnen vorgeschriebene Zahl auf den allgemeinen Sammelplaz zu führen. Wenn der Ma=Kaka bei der Musterung findet, daß das

Heer nicht genug Raum bedekt oder einnimmt, so darf er nur, im Namen des Königs einige Worte aussprechen, und es ist in einigen Tagen um die Hälfte zahlreicher. Unter diesen Völkern ist, wie ehemals bei den Römern, ein jeder Bürger, im Fall der Noth, Soldat, aber freilich ein sehr elender.

Doch werden auch in Friedenszeiten Musterungen gehalten; unter den Getauften wird die Hauptmusterung auf den St. Jakobstag gehalten. Da sie sich wenig auf den Umgang mit den Waffen verstehen, so schränkt sich ihre ganze Sorge dahin ein, den Soldaten Mut einzuflössen. Da sie nakt und schlecht bewaffnet sind, so erstrekt sich ihre Uebung hauptsächlich auf die Kunst, sich geschikt hinter den Schilden zu verbergen. Bei diesen Musterungen, die mit einem allgemeinen Schmause endigen, findet sich alles ein, Krumme und Lahme und die welche nicht gehen können lassen sich hintragen. Die Truppen machen alle Uebungen deren sie fähig sind, und rufen dem in Pracht erscheinenden Könige zu: Wo ist ein Herrscher wie der unsrige? Wer mag aushalten die Tapferkeit seiner fürchterlichen Armeen? Ewig müsse er leben! Ueber Sonne und Sterne müsse er sich erheben! Ausgerottet und vernichtet werden müssen seine Feinde! u. s. w. Der Lärm der Instrumente mit diesem Geschrei vermischt macht sogar den Donner unhörbar. Dann wird ein blindes Treffen gehalten, der König mustert jedes Regiment insbesondere, sezt Offiziere ab, und

ein, nachdem sie es ihm zu verdienen scheinen, und theilt Belohnungen aus. In neuern Zeiten fangen sie an sich mit der europäischen Kriegskunst bekannter zu machen.

Diejenigen, welche auf eine kriegerische Unternehmung ausgehen, unterlassen niemals, ihren ganzen Körper roth anzustreichen, weil sie glauben, daß diese Farbe sie gegen Feuergewehr unverwundbar machen werde. Die meisten Krieger tragen noch grössere und glänzendere Federn, als unsere Damen von der grossen Welt. Sie sehen sie aber nicht so sehr als Zierrathen, sondern vielmehr als Mittel an, ihren Feinden Schrekken einzujagen. Einige glauben auch, daß gewisse Federn, von gewissen Vögeln, auf eine gewisse Art an ihre Müzze gestekt, die Kraft haben, alle Gefahr von ihnen, und ihren Häuptern zu entfernen. Alle nehmen Lebensmittel auf einige Tage, und Waffen wie sie sie haben, mit auf den Zug; denn gegeben werden ihnen keine. Einige haben Flinten, andere Säbel, Bogen und Pfeile, Lanzen und Assagaien, noch andere nur blos ihre Messer. Ihre Schilde sind so groß, daß sich leicht ein Mann dahinter verbergen kann, sie sind mit einer so harten Haut überzogen, daß ein Mordmesser nicht leicht durchdringen kann. Ihre Fahnen sind schlechte Lappen an Stangen. Soldaten rükken von beiden Seiten, ohne Ordnung und Disziplin an, und ihre Häupter scheinen mehr die Geschäfte von Anführern von Heerden, als von Heerführern, zu verrichten.

Wenn

Wenn man sich begegnet, so kömmt man bald zum Handgemenge; ein Jeder geht, ohne sich in Gliedern zu halten, oder Befehle zu erwarten, auf den Feind los, den er vor sich hat. Das Treffen fängt mit Hizze und Unordnung an, und hört bald in einer allgemeinen Zerstreuung, oder in einem vollkommenen Sieg auf. Alles hängt vom ersten Angriff ab; diejenige Partei, die diesen muthig aushält, bleibt gewis Siegerin auf dem Schlachtfelde. Die Treffen sind weder blutig, noch hartnäkkig. Kaum haben sie angefangen, so reißt schon eins von beiden Heeren aus. Zu einer allgemeinen Flucht gehört weiter nichts, als die Entfernung von einigen Soldaten, die einen ihrer Kammeraden an ihrer Seite haben fallen sehen. Ein solcher Zufall zerstreut und jagt in einem Augenblik alles auseinander. Die Sieger verfolgen alsdann, kühn durch ihr Glük, den flüchtigen Feind, und denken nur daran, viele Gefangene zu machen, die sie den Europäern, als Sklaven verkaufen.

Aber es ist sehr selten, daß die Armeen sich aufsuchen, oder begegnen, um ein Treffen zu liefern. Die grosse Kunst, Krieg zu führen, besteht hier darin, dem Feinde auszuweichen, über die verlassenen Dörfer herzufallen, um zu plündern, zu brennen, und einige Gefangene zu machen. So lange man keinen Widerstand findet, rükt man muthig vorwärts, zerstöhrt und verbrennt alles; und so richten oft zwei feindliche Armeen, zu gleicher Zeit in Feindes Landen, gleiche Verheerungen

an. Sie ziehen sich hierauf wieder zurük, und weichen sich immer aus, ausser wenn sich eine Gelegenheit darbietet, Gefangene zu machen. Wenn der Ma-Kaka erfährt, daß ein feindlicher Haufe an einem Walde her, oder durch einen engen Weg kommen wird, so legt er eine viel grössere Menge in Hinterhalt, läßt jenen plözlich überfallen und einschliessen, und nimmt ihn auf diese Art ohne Schwertschlag gefangen.

Die Armeen sind gewöhnlich nicht lange im Felde; denn oft ist ein Krieg in weniger als acht Tagen geendigt. Wenn die Soldaten ihre Lebensmittel verzehrt haben, und in feindlichen Landen keine wieder finden; oder wenn sie ihr Pulver und Blei verbraucht haben, so ist nichts im Stande, sie länger zurük zuhalten; sie nehmen, ohne Abschied zu fordern, ihren Weg nach Hause. Wenn aber der König mit einem solchen Zug nicht zufrieden ist, so liegt es nur an ihm, einen andern zu unternehmen, wodurch die Felder verwüstet werden, ohne, daß deswegen mehr Blut vergossen würde. Bisweilen ziehen die Könige selbst in den Krieg, wenn sie aber gefangen genommen werden, so haben sie gar keine Gnade zu erwarten. Man schlägt ihnen den Kopf auf dem Schlachtfelde selbst ab; eine Grausamkeit, die allemal Feigheit in demjenigen voraussezt, der sie ausübt. Eine feige Seele fürchtet immer, daß sie es dereinst einmal bereuen möchte, großmüthig gegen einen Feind gewesen zu seyn, den sie in ihrer Gewalt hatte.

Alle diese Staaten erhalten sich weniger durch ihre eigenen Kräfte, als durch ihre gegenseitige Schwäche, und durch die allenthalben gleiche Muthlosigkeit und Ungeübtheit ihrer Soldaten. Zwey hundert Mann unserer disziplinirten Truppen würden so viel Land erobern, als sie nur durchlaufen könnten. Wenn sie aber Könige und Völker bezwungen hätten; dann würden sie bald, theils durch die Einwirkung des Klima, theils durch den Mangel der Nothwendigkeiten des Lebens der Gewalt derjenigen überliefert werden, die sie wenige Tage vorher verachtet hatten. So scheint die Vorsehung diese armen Völker, durch ihr Elend und Schwäche selbst, gegen den Ehrgeiz und die Raubsucht ausgebildeter Völker, gesichert zu haben.

Ohngeachtet diese Negern keine grosse Tapferkeit in der Schlacht beweisen, so wünschen sie doch nichts sehnlicher, als den Ruhm von Muth und Unerschrokkenheit. Man kann daher einem Manne keine grössere Beleidigung sagen, als wenn man ihn einen Feigen nennt; so wie man auch keine grössere Schmeichelei machen kann, als wenn man von jemanden sagt, daß er ein unerschrokkenes und kriegerisches Ansehen habe. Die Schönheit des Gesichts wird in Männern, als ein Fehler, angesehen, und derjenige wird am meisten beneidet, den die Blattern am ärgsten verunstaltet haben. Manche lassen sich Einschnitte ins Gesicht, auf die Schultern und Arme machen, und zwar in keiner andern Absicht, als um sich ein furchtbares Anse-

hen zu geben, oder auf eine thörichte Art, mit Standhaftigkeit und Muth zu prahlen. Wenn sie diese schröklliche Operazion eben ausgehalten haben, so sollte man glauben, daß sie aus der blutigsten Schlacht zurükgekehrt wären. Zur Stillung des Bluts brauchen sie blos Schießpulver, und ihre Wunden sezzen sehr bald Narben an. Ein Missionar fragte einst einen Neger, der sich das Gesicht so zerfezzen ließ, warum er sich selbst zu solchen Schmerzen verurtheilte? Der Ehre wegen, antwortete er, und weil man, wenn man mich sieht, sagen wird: das ist ein Mann von Herz. Unstreitig würde es mehr Muth beweisen, wenn sie sich dem feindlichen Stahle fürs Vaterland aussezten, als daß sie sich zu Haus durch die Schärfe ihrer eigenen Messer verunstalten lassen; unterdessen muß man doch auch zugeben, daß Menschen, die aus Eitelkeit solche schmerzhafte Operazionen mit sich vornehmen lassen, auch großmüthiger Handlungen von einer andern Art nicht unfähig seyn würden. Ohne Zweifel ist die Regierungsform dieser Völker, die sie zur Ruhe und Trägheit einlädt, eine von den Hauptursachen ihrer Feigheit. Ein Sklave, dessen Zustand unter allen Revoluzionen derselbige bleibt, wird sich niemals so in Gefahren stürzen, als ein Soldat, dessen Interesse mit dem Interesse des Beherrschers vermischt ist, und welcher weiß, daß er, indem er fürs Vaterland ficht, auch für das kleine Erbtheil streitet, das er von seinen Vätern erhalten hat.

An Vorwand und Ursachen zu Kriegen fehlt es hier fast nie; denn wenn ein neuer Regent die Regierung antritt, so wird er fast jedesmal Gegner finden, die ihm sein Recht mit Gewalt bestreiten. Denn es gibt keinen einzigen Beherrscher in dieser Gegend von Afrika, der nicht Ansprüche auf die Ländereien seines Nachbars machte. Diese Ansprüche sind nicht immer ohne allen Grund, weil die meisten kleinen und unabhängigen Reiche, worin Afrika jezt getheilt ist, ehemals Provinzen grösserer Staaten waren, deren Statthalter sich unabhängig gemacht haben. So ist es noch nicht lange, daß Sogno aufgehört hat, eine Provinz von Kongo zu seyn.

§. 8.

Belustigungen. Musik und Tanz. *)

Der gewöhnliche Zeitvertreib besteht in freundschaftlichen Unterredungen; Viele belustigen sich mit einem Spiele, das grosse Aehnlichkeit mit unserm Damen= und Schachspiele hat. Andere vertreiben sich die Zeit mit einem Händespiel, welches darin besteht, daß man erstlich verschiedene Theile seines eigenen Körpers auf eine abgemessene Art

*) Man vergleiche damit, was im VI, VII, X und XI Bande dieses Werks von den Belustigungen der Negern in Oberguinea gesagt worden ist.

bald geschwinder bald langsamer mit den Händen schlägt, und dann zu gleicher Zeit einander mit den Händen begegnet.

Musik ist eine ihrer Hauptergözzungen; sie hat aber für europäische Ohren nicht viel angenehmes. Sie brauchen dabei allerlei Arten von Saiteninstrumenten von ihrer eigenen Arbeit, aber aber auch Trompeten, Pfeifen und Trommeln, und singen dazu.

Das hauptsächlichste Instrument, dessen sich die Grossen bedienen, ist ein ausgehöltes Stük Holz, mit Elfenbein garnirt, mit verschiedenen Löchern, wie unsre Pfeifen. Man hat sie von verschiedener Grösse; sie werden wie unsre Trompeten geblasen. Ein anderes blasendes Instrument ist von einem Gazellenhorne gemacht und gibt einen scharfen kreischenden Ton.

Eine Art Zither, die viel Aehnlichkeit mit der spanischen hat, aber ohne Boden, ist mit verschiedenen kleinen Saiten aus Fibern von Palmblättern und einiger anderen Pflanzen überzogen; wenn sie von geschikten Händen gespielt würde, so wäre ein angenehmer Ton zu erwarten.

Zwei Glökchen von Eisen, dergleichen man in Europa den Mauleseln und den Kühen anzuhängen pflegt, werden mit einem kleinen Stekken geschlagen, und dienen hauptsächlich in den Armeen.

Grössere und kleinere Trommeln werden von

ausgehölten Stämmen gemacht, an dem einen Ende sind sie offen, am andern mit einem Fell überzogen, sie werden mit den Händen und insonderheit die kleinern mit Stökken geschlagen.

Der König und die Statthalter haben noch eine andre Art kleiner Trommeln, die mit eisernen und kupfernen Reifen belegt sind, diese dienen bei Feierlichkeiten.

Das angenehmste aller ihrer Instrumente heißt **Marimba**. Es besteht aus vierzehn oder sechszehn Kalebaschen von verschiedener Grösse. Sie stehen zwischen zwei durchlöcherten Bretern, die Oeffnung gegen unten gekehrt. Das untere Bret umschließt mit seinen Löchern die Hälse der Kalebaschen, deren Oeffnungen mit kleinen sehr dünnen Stükken Rinde überdekt sind. Das obere Bret hat so grosse Löcher, daß der dikke Theil der Kalebaschen so weit durchgehen kann, um es mit kleinen dünnen Stükchen Holz schlagen zu können; diese Stükchen Holz sind einen Zoll breit und ungefähr acht lang. Die Bewegungen, die der Spieler oben macht, wirken zu gleicher Zeit auf das Untere der Kalebaschen; ein geschikter Spieler würde diesem Instrumente sehr harmonische Töne entlokken können. Die Trompeten haben die Grossen von den Portugiesen.

Oft versammeln sich die hiesigen Negern auf öffentlichen Pläzzen unter schattigen Bäumen, um Konzerte zu geben, wo es Jedem erlaubt ist, mit zu

spielen. Europäer würden sich aber ob dieses unordentlichen Getöses schwerlich des Lachens enthalten können.

Ohngeachtet der Tanz in heissen Ländern sehr ermüdend ist, so ist er doch hier sehr gebräuchlich. Dann und wann ist er eine grosse Belustigung; öfter aber eine gottesdienstliche Handlung. Die Negern tanzen, wenn sie betrübt sind, eben sowol als wenn sie sich freuen, bei der Beerdigung ihrer Aeltern, wie bei ihren Hochzeiten, und der Tanz ist stäts mit Gesang begleitet. Der Angesehenste der Gesellschaft oder der beste Sänger fängt zuerst an, die anderen singen und tanzen nach, wie die Bauern in Frankreich. Sie haben keine bestimmte oder vorherverfertigte Lieder, sondern machen sie aus dem Stegreif, nach der Gelegenheit und den Umständen.

So sehr sich die Negern in ihren Konzerten von der Natur entfernen, so viel Natur und Ausdruk ist in ihren Gesängen und Tänzen. Sie mögen durch Schmerz oder Freude hervorgebracht werden, so sind sie allemal ein treuer Ausdruk der Natur. Man kann unmöglich ungerührt bleiben, wenn man von beiden Zeuge ist. Z. B. Eine Wittwe beklagte tanzend ihr eigenes und das Unglük ihrer Kinder; sie verglich ihren verstorbenen Mann mit dem Dache des Hauses, dessen Einfall die Zerstörung des ganzen Gebäudes bald nach sich zieht. „Ach! schrie sie in ihrer Sprache, das Dach ist eingefallen, und nun ist das ganze Haus dem Un-

gestümm des Wetters ausgesezt; es ist darum geschehen, unvermeidlich ist der Einsturz!" — Eine Mutter erhielt die Nachricht, daß Räuber ihren Sohn entführt und als Sklaven an die Europäer verkauft hätten, sie stürzte wild aus ihrer Hütte hervor, nahm ihre Tochter bei der Hand, und besang tanzend ihr Unglük in den erweichendsten Tönen. Bald verfluchte sie den Tag, an welchem sie Mutter geworden, bald rief sie ihrem Sohn, und verfluchte die Bösewichter, die ihn gestohlen hätten, bald warf sie den Europäern ihren grausamen Geiz vor, der sie antreibt, von einem Jeden einen Jeden als Sklaven zu kaufen, der ihnen gebracht wird. Der Gesang dieser trostlosen Mutter, der Strom ihrer Thränen, die schröklichen Bewegungen und Zukkungen, von denen sie herum getrieben wurde, die Wildheit ihres Tanzes selbst, alles drükte das tiefste Gefühl des mütterlichen Schmerzens so stark aus, daß die zuschauenden Europäer selbst von der tiefsten Wehmut durchdrungen wurden, und sich weinend von dieser Jammerszene entfernten.

Die Negern sind grosse Liebhaber vom Tanzen; die Weiber haben, wie die Männer, ihre Versammlungen, worin sie tanzen oder sich sonst belustigen, aber doch nur an Festtagen, oder wenn sie die Feld- und Hausarbeiten verrichtet haben. Sie mischen sich niemals in die Gesellschaft der Männer, die Frau selbst tanzt nicht mit ihrem Mann, und die Schwester nicht mit dem Bruder.

Cavazzi *) sagt das Gegentheil. Er sagt: Diese Tänze bestehen in einem ewigen Herumdrehen von Männern und Weibern unter einander, begleitet mit geilen Stellungen und Berührungen, mit schlüpfrigen Gesängen durchmischt. Der Anführer des Tanzes singt allein, und die Gesellschaft wiederholt seine Worte und Töne. Ihre Tänze haben aber nicht viel Kunst.

Am Hofe wird von den Vornehmen beiderlei Geschlechts auch ein Tanz getanzt, der von aller Unsittlichkeit entfernt ist, er heißt der königliche Tanz, er wird nie getanzt, als in Gegenwart des Königs und der Prinzen. Er hat so viel Ernsthaftes und Zeremoniöses, daß man ihn fast mit den spanischen Tänzen vergleichen könnte. In der linken Hand halten die Tanzenden kleine Kalebaschen, in welchen Steinchen sind, die sie taktmäßig schütteln; nach diesem Takte wird getanzt und gesungen, denn sie singen auch während des Tanzes, aber nichts unschikliches, und mit Vergnügen würde man sie hören, wenn diese Gesänge nicht so viel Schmeicheleien für die Grossen enthielten.

Es gibt hier vier Tänze, die den Namen von ihren Erfindern oder dem Lande haben, wo sie zu Hause sind; sie sind äuserst schlüpfrig und sehr geschikt zum Laster zu reizen. Sie werden um ein

*) Cavazzi II. p. 52.

grosses Feuer herum getanzt, der Eigenthümer des Hauses, vor welchem getanzt wird, muß die Tänzer bewirthen.

Zwar haben die kristlichen Könige es durch äusserste Strenge dahin gebracht, daß diese obszönen Tänze in der Nähe der Residenz nicht mehr in Uebung sind, aber im Innern haben sie ihren Zwek noch nicht erreichen können. Obgleich diese Negern sogenannte Kristen sind, so lassen sie sich doch von diesen ihren alten Gewohnheiten nicht ganz abbringen.

In ihrer Dichtkunst beobachten sie keine gewisse Regeln, sondern sie muß sich nach den Einfällen der rohen ungebildeten Dichter richten. *)

Diese Negern halten auch Todtentänze, sie müssen für ihre nahen Verwandten mehrere Monate lang und so verhältnißmäßig für entferntere und auch für Freunde tanzen. Bei solchen Gelegenheiten tanzen sie einen grossen Theil der Nacht durch, und schlafen bei Tage wieder aus.

---

*) Cavazzi II. p. 56.

§. 9.

Heurathen, Ehen, Zustand des weiblichen Geschlechts, und Erziehung der Kinder.

Die Vielweiberei ist in diesen Ländern, wie in allen Negerländern durch Gewohnheit eingeführt, und erlaubt. Ein Mann darf also so viele Weiber nehmen, als er will; allein die Natur sezt der Freiheit, die das Gesez gibt, gewisse Gränzen. Die Zahl der Weiber in diesen Gegenden ist nicht grösser, als die Zahl der Männer; vielleicht nicht einmal so groß; und also kann ein Grosser nicht zwanzig Weiber nehmen, ohne neunzehn seiner Mitbürger in die Nothwendigkeit zu sezzen, im ehelosen Stande zu bleiben. *) Gewöhnlich opfert ein Mädchen auch den Vorzug, die einzige Frau eines nicht vornehmen Mannes zu seyn, der Ehre auf, das Weib eines grossen Herrn zu werden,

*) So sagt Proyart (S. 77.) aber er hat wahrscheinlich Unrecht. Physiologen sagen es, und die Erfahrung bestätigt es, daß in Ländern, wo die Vielweiberei herrscht, die Zahl der Weibspersonen immer beträchtlich stärker sei, als die der Mannsleute; aber auch ohne dies ist es ganz natürlich, daß in den Negerländern die Zahl des weiblichen Geschlechts die stärkste seyn muß, da der Sklavenhandel und die ewigen Kriege so viele Mannsleute dem Lande alljährlich rauben.

der ihr eine Menge von Nebenbulerinnen gibt. Nur allein die Reichen können sich des Rechts, oder vielmehr des Mißbrauchs, viele Weiber nehmen zu dürfen, bedienen. Weil aber die Zahl der Reichen sehr klein ist, so finden alle weniger Begüterte, und so auch noch die meisten Sklaven, Personen vom andern Geschlecht, die sie heurathen können. Die gemeinen Negern haben selten mehr, als eine Frau. *) Die Fälle, daß ein Neger, der sich zur kristlichen Religion bekennt, aus Grundsäzzen nur eine Frau hat, sind selten. Die, welche sich diesem Zwange unterwerfen, thun es entweder bloß aus besondern Rüksichten, oder erst, wenn sie alt und abgelebt sind. **)

Väter und Mütter überlassen den Söhnen die Wahl einer Gattinn. Die Verheurathung der Töchter aber wird bloß als eine Haushaltungsangelegenheit angesehen, die hauptsächlich die Mütter zu besorgen haben. Die Frau bringt ihrem Manne nie ein Heurathsgut; im Gegentheil besucht ein junger Mensch, der ein Mädchen zur

*) Provart versichert dies, und eifert sehr gegen die Reisebeschreiber, welche von der grossen Weiberzahl sprechen, die einzelne Negern sich halten. Dies mag von Loango ganz richtig seyn. Von anderen Negerländern, auch von andern Theilen dieses Küstenreichs ist es ganz gewiß, daß die Vielweiberei sehr stark Mode ist.

**) Cavazzi, I. p. 435.

Frau haben will, die Aeltern, und bietet ihnen solche Geschenke an, von denen er glaubt, daß sie ihnen am angenehmsten seyn werden. Gefallen entweder die Geschenke, oder die Hände, die sie anbieten, nicht, so werden sie abgewiesen. Gefallen sie hingegen, so bietet der Freier auch der Tochter welche an, und diese hat ebenfalls die Freiheit, sie anzunehmen, oder auszuschlagen; dies geschieht aber äusserst selten. Die Annahme der Geschenke von Mutter und Tochter ist so gut, als eine Eheversprechung. Doch wird die Hochzeit nicht eher, als einen Monat nachher gefeiert. Während dieser Zeit erscheint die Braut niemals öffentlich anders, als roth bemalt, damit Jedermann erfahre, daß der, mit welchem man sie inskünftige wird zusammen wohnen sehen, ihr Ehemann sei. Wenn dieser Brauch vernachlässigt würde, so wäre die Ehe ungültig und gesezwidrig, und die Verwandten des Mädchens würden ein Recht erhalten, sie mit dem Tode zu strafen. Nach dem Ablaufe des Monats läßt die Braut die rothe Farbe, womit sie sich vorher geschmiert hatte, verschwinden, und die Hochzeit wird unter Tänzen und ländlichen Gesängen gefeiert. Dies ist vorzüglich in Loango Sitte. *) In Kongo kommen die Aeltern gewöhnlich mit dem Freier überein, daß er zwei oder drei Jahre mit der Tochter leben muß, um zu sehen, ob sie ihm anstehe; wenn dies ist,

*) Proyart, S. 79.

so muß er ihr ein Leibgeding aussezzen, und sie dann in der landesüblichen Form heurathen, welches darin besteht, daß er einen grossen Schmaus anstellt, und sie für seine rechtmässige Gattinn erklärt. Ist man über diese Bedingung einig, so nimmt der Freier ohne weiters seine Braut mit nach Hause, und lebt mit ihr. In den Probejahren geschieht es oft, daß der Mann die Frau fortschikt, oder diese ihn verläßt. Auch geschieht es oft, daß ein Neger, wenn er ein kleines Mädchen sieht, das Schönheit verspricht, dasselbe seinen Aeltern für Wein, Branntwein oder andre Waaren abkauft, und es als seine Sklavinn in seinem Hause erziehen läßt, bis es mannbar ist. Zuweilen geschieht es auch, daß ein Neger einer schwangern Mutter ihr Kind im Mutterleibe abhandelt, um es dann so zu erziehen; kömmt ein Knabe, so wartet er auf die nächste Geburt, wird das Weib unfruchtbar, so muß sie ihm ein Mädchen von einer ihrer Verwandten verschaffen. *)

Unter den Weibern der Negern sind gemeiniglich zwei, die der Mann vorzüglich liebt. Die erste heißt Enganainene, und ist die Aufseherin über das ganze Hauswesen, so wie über die andern Frauen. Die zweite heißt Sambegilla, und ist die Gehülfin und Stellvertreterinn der ersten. Desto mehr Treue verlangt aber auch der Mann von ihnen; sie sind daher beständig mit Sklavinnen um-

*) Cavazzi, I. p. 429.

geben, denen der Herr besonders trauet, die alle ihre Schritte belauschen müssen. Auch unter den übrigen Weibern ist noch ein Unterschied, denn einige sind wirkliche Sklavinnen. Die freien Beischläferinnen werden Mugagi genannt. *)

Die eheliche Treue ist unter diesen Völkern vorzüglich heilig, und Ehebruch wird daher unter die größten Verbrechen gerechnet. Die Weiber glauben allgemein, daß im Fall einer begangenen Untreue die größten Unglüksfälle sie treffen würden, wenn sie sie dies nicht durch ein aufrichtiges Bekenntniß ihres Fehltritts vor ihren Männern, abzuwenden, und Vergebung des ihnen zugefügten Unrechts zu erhalten suchten. Es gibt noch andere Fehler, welche die Frauen ihren Männern gestehe zu müssen glauben; man kann diese freiwillige Anklage als einen religiösen Gebrauch ansehen. Der Mann macht niemals Schwierigkeiten, seiner Frau die begangenen Fehler zu vergeben; allein wenn sie ihm einen Mitschuldigen nennt, so kann er ihn gerichtlich belangen; und dies unterläßt er selten, besonders wenn er sein Ehebett beflekt haben sollte. Bei der Anklage des Ehebruchs verlangt der Richter keinen andern Beweis, als die Angabe des Mannes, unterstüzt durch das Geständniß seiner Frau, weil er voraussezt, daß ein Geständnis, das sie selbst mit Schande bedekt, nur die Stimme des Gewissens seyn kann. Die Frau kömmt vor

*) Cavazzi, I. p. 429.

vor den Richter, wie bei ihrem Manne, mit der blossen Strafe der Reue und Scham weg; allein der Verführer wird durch das Gesez dem beleidigten Theile überliefert, und er wird sein Sklave, wenn er nicht reich genug ist, sich loszukaufen. Solche Sklaven werden, wie man leicht denken kann, von ihren Herren nicht sehr geschont. Beischläferinnen aus dem Sklavenstande werden, wenn sie die Ehe brechen, ohne Gnade hingerichtet, oder, wenn der Mann recht gut oder geizig ist, an die Europäer als Sklavinnen verkauft.

Eine Prinzessin hat das doppelte Recht, aus dem Volke einen Gemahl zu wählen, welchen sie will, und ihn zu zwingen, keine andere Frau neben ihr zu haben. Weil diese lezte Bedingung den Prinzen zu hart scheint, so gibt es unter ihnen selten welche, die Lust hätten, Prinzessinnen zu heurathen. Selbst gemeine Leute fürchten sich vor einer Verbindung mit ihnen; allein wenn sie ihnen angeboten wird, so müssen sie sie bei Strafe des Verlusts ihrer Güter und Freiheit annehmen, und gewöhnlich sind diejenigen, welche die Prinzessinnen aussuchen, die reichsten im Lande. Sie haben ferner vor den Weibern des gemeinen Mannes die Freiheit, sich von einem Manne, der ihnen nicht gefällt, zu scheiden, und einen andern zu wählen. Es scheint auch nicht, als wenn sie von der Ehescheidung einen andern Grund, als ihren Willen, anzugeben nöthig hätten. Ein solcher verabschiedeter Mann aber muß, eh' er sich wieder

verheurathen, oder seine erste Frau, wenn er eine solche hat, wieder nehmen kann, sich die Erlaubniß dazu vom Könige erbitten, der in solchen Fällen keine Schwierigkeiten zu machen pflegt. *)

Wen eine Prinzessin zu ihrem Gemahl auserkoren hat, der fängt damit an, sich den Leib mit Palmöl zu beschmieren, und mit rother Farbe zu malen. Dies sind die ersten Verrichtungen einer monatlichen Einsamkeit, während welcher er keinen Fuß aus seiner Wohnung sezt. In dieser ganzen Zeit lebt er von den gemeinsten Speisen, und trinkt nichts, als Wasser. Nach Verfliessung des Monats wascht er seinen ganzen Leib, und heurathet die Prinzessin mit vielem Gepränge; aber der Tag der Hochzeit ist der Sterbetag seiner Freiheit. Denn der Gemahl einer Prinzessin ist weniger ihr Gemahl, als ihr Sklave und Gefangener. Er macht sich bei der Heurath verbindlich, so lange er mit ihr zusammen wohnen wird, keine andere Frauensperson nur anzusehen. Er darf nie, als unter einer starken Begleitung ausgehen, wovon ein Theil voraus eilt, um alle Weiber, die ihm aufstossen könnten, zu entfernen. Wenn, dieser Vorsicht ohngeachtet, sich eine Frauensperson auf seinem Wege fände, und das Unglük hätte, nur von ihm angesehen zu werden, so kann die Prinzessin auf die Zeugnisse ihrer Spionen ihr den

*) Proyart, S. 81. Dies gilt also hauptsächlich von Loango und Kakongo.

Kopf abschlagen lassen; und gewöhnlich übt sie dieses schröckliche Recht aus. Solche Vorrechte, mit so vieler Gewalt verbunden, verführen Prinzessinnen oft zu den äussersten Unordnungen, und man fürchtet sich daher vor nichts so sehr, als vor ihrem Zorne. Die Grausamkeit scheint ihnen angeboren zu seyn, und man sollte glauben, daß sie sich an allem, was ihnen nahe kömmt, für die Sklaverei rächen wollten, worin das übrige weibliche Geschlecht in diesen Gegenden lebt. *)

Der Zustand und die Lage der übrigen Weiber macht mit den Vorzügen der Prinzessinnen den auffallendsten Kontrast. Wenn diese ihre Männer als unumschränkte Beherrscherinnen behandeln, so sind jene, in Rüksicht auf die ihrigen, in einer Abhängigkeit, die einer Dienstbarkeit nahe kommt. Wenn sie mit ihren Männern sprechen, so müssen sie es beständig kniend thun. Sie allein sind mit dem Feldbau und allen übrigen häuslichen Arbeiten belastet, und ihnen liegt es ob, für ihren eigenen Unterhalt und für den Unterhalt ihrer Männer und Kinder zu sorgen.

Wenn ein Mann mehrere Weiber hat, so wohnt jede in einer besondern Hütte, und jede bereitet nach der Reihe ihm sein Essen zu, und hält es für eine Ehre, wenn sie ihn während der Mahlzeit bedienen, und Reste davon aus seinen Hän-

*) Dies Alles scheint nur noch in Loango, Kakongo und Ngojo Sitte zu seyn.

den für sich und ihre Kinder erhalten kann. Der Ehmann läßt sich mit keiner seiner Frauen bis zur Vertraulichkeit herab, um keine Eifersucht unter ihnen zu erregen. Er wohnt beständig allein in seiner Hütte, und eine jede der Weiber in der ihrigen mit ihren Kindern. Diese Absonderung hindert doch nicht, daß nicht dann und wann Streitigkeiten unter ihnen entstehen sollten, die der Mann gerichtlich zu schlichten das Recht hat. Nach erhaltener Anklage läßt er die beiden Widersacherinnen vor sich erscheinen; jede trägt ihre Sache kniend vor, während daß er mit untergeschlagenen Füssen auf der Erde sizt. Nachdem er beide angehört hat, thut er den Ausspruch, und sogleich entfernen sie sich mit dem tiefsten Stillschweigen, und der vollkommensten Ergebenheit in sein Urtheil.

Das Schiksal der Gemahlinnen der Prinzen ist sehr von dem der Prinzessinnen verschieden, sie sind im geringsten nicht von den häuslichen Arbeiten befreit, und man sieht sie oft, wie andere von ihrem Geschlechte, mit dem Feldbau beschäftigt.

Gewöhnlich nimmt es der Mann auf sich, seinem Weibe Kleider anzuschaffen, und ihre Hütte in gutem Stande zu erhalten; überdies geht er auch auf die Jagd und den Fischfang. Wenn diejenigen, welche mehrere Weiber haben, viel Wild oder eine grosse Menge von Fischen gefangen haben, so theilen sie den ganzen Vorrath unter alle, und zwar nach dem sorgfältigst beobachteten Ver-

hältnisse ihrer Kinder, aus. Reicht aber das, was sie gefangen haben, nicht für alle zu, so geben sie es allein derjenigen, die an diesem Tage die Küche besorgt.

Gemeinschaft der Güter unter Eheleuten hat in diesen Ländern nicht Statt; sie würde bei der Vielweiberei mit zu vielen Unbequemlichkeiten verbunden seyn. In Todesfällen erben Kinder nicht von ihrem Vater, sondern allein von der Mutter. Die Güter des Vaters fallen nach seinem Tode an seinen leiblichen Bruder zurük, wenn er einen hat, oder in Ermangelung dessen, an seine älteste leibliche Schwester, oder endlich an den ältesten Sohn des nächsten Verwandten von mütterlicher Seite.

Die Erbschaften bei den Armen, oder dem größten Theile des Volkes, bestehen in einer Hütte, einer Flinte, einem Säbel, und in einigen hölzernen oder irdenen Gefässen; oft aber sind sie noch unbeträchtlicher. Die Verlassenschaft der Reichen aber, der Prinzen und Könige besteht in Sklaven, baumwollenen Zeuchen, Sibergeschirr, Korallen, Säbeln, Flinten und andern europäischen Sachen. Weil der König der Eigenthumsherr des ganzen Königreichs ist, so fallen die Ländereien und Herrschaften, welche die Grossen von ihm als Gouvernements besizzen, nicht an ihre Erben, sondern an den König zurük, wenn jene nicht durch Geschenke an ihn und seine Lieblinge sich den Vorzug vor andern erkaufen.

Die Weiber bekümmern sich nicht sonderlich um die Erziehung ihrer Kinder, und die Männer gar nicht. Die Mütter kommen auf der blossen Erde ohne fremde Hülfe nieder. Dann bedekken sie die Kinder höchstens mit etwas Laub, und gehen, nachdem sie sich gebadet haben, gleich wieder an ihre Arbeit. Die Kinder beschmieren sie täglich mit einem Teig aus Erde und gekochtem Palmöl, und legen sie an die Sonne, dadurch soll die Haut geschmeidiger, und glänzender schwarz werden. Bei aller ihrer Arbeit haben sie die Kinder auf dem Rükken, wo sie bloß mit einem Riemen von Leder oder Baumrinde angebunden sind. Wollen sie ihnen zu trinken geben, so werfen sie ihre langen Brüste über die Schulter, oder stellen das Kind auf einen Stein oder einen Baumstok, wo es mit aller Bequemlichkeit säugen kann, ohne daß die Mutter nöthig hätte sich zu bükken. In Rüksicht des Moralischen begnügen sich die Mütter damit, ihnen eine gewisse Furcht vor der Gottheit einzuflössen, von der sie selbst die gröbsten Vorstellungen haben. Sie gewöhnen sie mehr durch ihr Beispiel, als durch ihre Lehren, ihre abergläubischen Gebräuche für heilig zu halten, hingegen Lügen, Diebstahl und Meineid zu fliehen. Die nicht Getauften empfehlen ihnen gleichfalls Ehrfurcht gegen ihre Gangas oder Priester, und gegen alte Personen. Dergleichen Lehren geben sie ihnen nur gelegentlich. Oeffentliche Schulen für Religion und Wissenschaften gibt es gar nicht,

und es sind auch nur wenige Handwerke, wozu sie ihre Kinder anhalten könnten. Die Töchter sind eben so arbeitsam, als ihre Mütter, sind ihnen stäts zur Seite, und theilen mit ihnen die sauersten Arbeiten des Feldes und der Haushaltung. Sie suchen Holz in den Wäldern, oder holen Wasser aus den Strömen, die oft Viertelmeilen weit entfernt sind. Die jungen Knaben hingegen nehmen keinen Theil an den Arbeiten, unter welchen ihre Schwestern erliegen. Kaum erreichen sie ein Alter, in welchem sie sich erkennen können, so nehmen sie schon gegen ihre Schwestern eben den heroischen Ton an, in welchen ihre Väter mit den Müttern reden. Ein Missionar hörte es, daß eine Mutter ihrem Sohn einen kleinen Auftrag gab, und daß der Junge, der ungefähr acht Jahre alt war, ihr antwortete: „Denk daran, daß ich ein Knabe bin!"

Während die Mutter mit ihren Töchtern arbeitet, belustigen sich die Söhne mit andern Knaben von ihrem Alter. Sie spielen wenig; oft suchen sie Zukkerrohr, Ananas, oder andere eßbare Früchte; allein ihre liebste und fast einzige Beschäftigung ist diese, junge Vögel aus den Nestern zu nehmen, von denen sie auch sehr viele von den schönsten Farben finden. Sie fangen auch welche in den Fallen und Nezzen, und brauchen dazu Ameiseneier als Lokspeisen.

Wenn sie ein Alter von fünfzehn oder sechzehn

Jahren erreicht haben, so beschäftigen sie sich lieber mit dem Fischfange, oder sie gehen auf die Jagd, wenn sie sich ein Gewehr anschaffen können. Einige machen Makuten, welches kleine Stükke von Kattun sind, die als Münze im Lande gelten.

---

§. 10.

Religion, Aberglaube und Begräbnisse dieser Völker.

Die Negern in Niederguinea sind mit ihren Religions-Meinungen sehr zurükhaltend gegen die Europäer, um sie nicht dem Gespötte derselben auszusezzen. Nur allein der lange Aufenthalt der Missionare unter ihnen ist Ursache, daß sie wenigstens zum Theil die Gegenstände ihres Aberglaubens erfahren haben. *)

Sie erkennen ein höchstes Wesen, das sein Dasein keinem andern zu danken hat, aber der Grund des Daseins aller übrigen Dinge ist. Sie glauben, daß es alles Gute und Schöne in dieser Welt geschaffen hat, daß es, vermöge seiner Natur, gerecht ist, die Gerechtigkeit also in andern

*) Vorauszubemerken, diese Negern sind, wie alle Negern Fetischendiener, ihre Fetischen werden mit dem allgemeinen Namen Mokissos benannt.

liebt, Falschheit und Meineid hingegen strenge straft. Sie nennen es Zambi, nehmen seinen Namen zur Bezeugung der Wahrheit, sehen Meineid als eins der größten Verbrechen, und eine gewisse Krankheit, die sie Zambi-a-n-pongu *) nennen, als seine Strafe an. Menschen, die damit behaftet sind, erklären sie, ohne Umstände, für Meineidige.

Ausser diesem gerechten und vollkommenen Gott glauben sie noch einen andern, dem sie ganz entgegengesezte Eigenschaften zuschreiben. Der erste hat alles erschaffen; dieser möchte alles zerstören; er liebt Unordnung, und sucht, den Menschen zu schaden; er ist der Anstifter und Urheber aller Ungerechtigkeit, des Meineides, des Raubes, aller Vergiftungen und anderer Verbrechen. Von ihm kommen alle traurigen Zufälle, Schäden, Krankheiten, Unfruchtbarkeit der Felder, mit einem Worte, alles Elend der Menschen, und selbst der Tod. Sie nennen ihn Zambi-a-ebi, d. h. Gott der Bosheit. **) Es scheint natürlich, (sagt

*) Nach Cavazzi I. p. 240. ist Nzambiampungu der Name der Gottheit.

**) Dieser Begriff von zwei entgegengesezten höchsten Wesen, den man beinahe bei allen Fetischendienern findet, verdient gewiß in ethnographisch-philosophischer Rüksicht noch näher untersucht zu werden, als bisher geschehen ist. (M. s. auch Meiners Religionsgeschichte.)

Proyart) daß der Mensch, der durch keinen philosophischen Geist geleitet wird, die Ursache aller Uebel zu entdekken sucht, die ihn von seinem Eingange ins Leben bis zum Ausgange aus demselben belagern, und daß er sich, in seinen Vermuthungen, über solche von den Sinnen so weit entfernte Gegenstände verirrt.

Diejenigen, die nur allein den Glauben ihrer Väter kennen, suchen blos die böse Gottheit zu besänftigen, weil sie vest überzeugt sind, daß der gute Gott von selbst gnädig gegen sie seyn würde. Einige essen, um jene geneigt gegen sich zu machen, gar kein Geflügel oder Wildprät; Andere enthalten sich gewisser Arten von Fischen, Baum- und Hülsenfrüchten. Es findet sich aber keiner, der nicht ein Gelübde gethan hätte, sein ganzes Leben über ein gewisses Nahrungsmittel gar nicht zu sich zu nehmen. Die einzige Art, ihm zu opfern, besteht darin, gewisse mit ihren Früchten beladene Bäumchen, ihm zu Ehren, ersterben zu lassen. Der Bananas-Baum wird vorzüglich dazu gewählt.

Diese Negern haben aber auch Gözzenbilder oder Fetische, die sie aber nicht sowohl als Götter, sondern als Dollmetscher und Gewalthaber der Gottheit ehren. Sie bestehen aus hölzernen Bildern, die grob gearbeitet sind, und wovon einige eine natürliche Gestalt haben. Jedes hat seinen Namen und sie sind in Tempeln verschlossen, die nicht grösser und besser ausgeziert sind, als die

gemeinen Wohnhäuser. Man findet dergleichen in Städten und Dörfern; dann und wann sogar in Wäldern und einsamen Gegenden. Einzelne Personen ziehen sie zu Rathe, um den Ausgang ihrer Unternehmungen zu erfahren. Einige glauben, daß diese Gözzenbilder bisweilen redeten; allgemein aber ist man überzeugt, daß sie denjenigen, die sie um Rath fragen, Eingebungen mittheilen. Ist z. B. ein beträchtlicher Diebstahl geschehen, dessen Urheber noch unbekannt sind, so holt man ein Gözzenbild, führt es unter dem Schalle von Trommeln und Trompeten auf den Markt, in der vesten Zuversicht, daß es die Schuldigen entdekken werde. Erscheinen diese nicht, so führt man ein noch berühmteres herbei, und vervielfältigt den Gesang sowol, als die religiösen Gebräuche. Alsdann glauben diejenigen, die um die Dieberei etwas wissen, sich verbunden, das, was ihnen bekannt ist, zu entdekken; oft lassen selbst die Schuldigen, durch den heiligen Aufzug in Schrekken gesezt, den dabei interessirten Personen durch die dritte Hand wissen, daß sie nur alles Gepränge einstellen möchten, und daß die entwandten Sachen ihnen wieder ausgeliefert werden sollten, welches leztere auch ohne Verzug geschieht.

Wenn ein Haus gebaut wird, so geschieht es unter dem Schuzze eines Gözzen; wenn es fertig ist, so bewohnt es der Eigenthümer nicht, bis ein Priester es durch Räucherungen eingeweiht und eine Zeitlang bewohnt hat.

Ausser diesen Gözzenbildern vom ersten Range gibt es noch andere, die einzelne Personen bei sich haben und verehren, ohne sich jemals mit Gebeten an sie zu wenden. Manche tragen auch kleine groteske Figuren, Fischzähne, oder Vögelfedern, als Verwahrungsmittel gegen solche Uebel, an sich, von denen sie bedrohet sind, oder sich bedrohet glauben. Alle, ohne Ausnahme, sorgen dafür, daß, nachdem sie ihr Feld bearbeitet haben, gewisse Zweige von gewissen Bäumen, nebst einigen Stükken von zerbrochenen Töpfen, in die Erde gestekt werden, weil dadurch, ihrer Meinung nach, Unfruchtbarkeit und Bezauberungen abgewendet werden. Eben diesen Aberglauben treiben sie vor ihren Hütten, wenn sie sich eine Zeitlang davon entfernen müssen, und der kühnste Dieb hätte nicht das Herz, über die Schwellen zu gehen, wenn er sie durch jene geheimnißvolle Zeichen verwahrt sieht.

Die Diener der Religion heissen Gangas; sie sind eben so unwissend, als der übrige Pöbel, aber listiger und verschmizter. Die ältesten lassen diejenigen, die in ihre Gesellschaft aufgenommen werden wollen, eine zahllose Menge von Prüfungen und lächerlichen Gebräuchen durchgehen. Niemand zweifelt daran, daß diese Gangas nicht Gemeinschaft mit dem bösen Gotte haben, und die schiklichsten Mittel wissen, ihn zu besänftigen. Es scheint, als wenn sie in diese Gangas eben so viel, oder noch mehr Zutrauen, als in ihre Gözzenbilder selbst, sezten. Man fragt sie, um die

Zukunft und die geheimsten Dinge zu erfahren; man bittet sie, wie den König, um Regen und erspriesliche Witterung, und glaubt sogar, daß sie durch die Macht ihrer Zauberei sich unsichtbar machen, und mitten durch die Thüren dringen könnten, wenn diese auch von dem härtesten Holze oder Eisen wären. Das Ansehen und die Einrichtung dieser Priester ist nicht aller Orten einerlei; es gibt Provinzen, wo sie in verschiedene Klassen, in Ober- und Unterpriester abgetheilt werden. In Kongo hat der Oberpriester den Titel Chitome. Er steht in grossem Ansehen, und hat grosse Einkünfte; in seiner Hütte unterhält er ein heiliges Feuer, das für allerlei Unglüksfälle gut ist. Niemand, er mag seyn, wer er wolle, darf sich diesem Aufenthalte ohne die wichtigste Ursache nähern.

Man hat gar nicht bemerkt, daß die Gangas irgend eine Art von Opfern der Gottheit darbrächten. *) Sie sind, wie leicht zu urtheilen, nur

*) Nach Cavazzi p. 245. kann dies doch nicht allgemein gesagt werden. — Nach dem nämlichen Schriftsteller p. 243. ist besonders der Neumond zu gottesdienstlichen Handlungen bestimmt, bei allen ist Musik und Tanz. Der, welcher das Opfer darbringt, geht in Begleitung seiner Freunde in die Hütte des Priesters, und bittet ihn abgeredeter Massen, ihm bei seinem Opfer zu dienen. Dieser, der mehrere von seinen Amtsbrüdern bei sich hat, untersucht das Geschenk, und wenn er es hinlänglich findet, geht er sogleich

dem Namen nach Wahrsager und Zauberer. Es finden sich unter ihnen welche, die sich mit Heilung von Krankheiten abgeben, aber Musik, Anblasen und Beschwörungen fast als die einzigen und

in Amtskleidern, und von den andern Priestern begleitet, in die Kapelle, klatscht in die Hände, rühmt mit lauter Stimme den Stand des Opferers und dessen Geschenke, die er vor den Fetisch hinlegt, und ihn bittet, allen, die ihn ehren, insonderheit dem jezzigen Opferer, Gesundheit, Ruhe und Friede zu schenken. Wenn das Gebet geendigt ist, so fangen die Musikanten ihr abscheuliches Getös an, wozu sie mit starken Getränken ermuntert werden. Dies dauert einige Stunden, dann wird die ganze Versammlung verabschiedet. Diese begibt sich unter dem Getöse der Musik nach dem Hause des Opferers, dessen Lob nun besungen wird. Hier wird drei Tage und Nächte hindurch geschmaust, gesungen und getanzt. Am vierten Tage begibt sich die Versammlung wieder zur Kapelle. Nun werden die Opferthiere herbeigeführt und geschlachtet. Der Gözze wird im Gesicht mit Blut besprengt, die Anwesenden trinken vom Blut, das Fleisch wird sogleich ein wenig zugerichtet und verzehrt. Wenn alles verzehrt ist, wird der Gözze von dem Priester herausgebracht und dem Volke gezeigt. Der Opferer nähert sich mit Ehrfurcht, und stellt ihm Schüsseln mit Fleisch vor, das der Priester allem Volk austheilt, mit der Bedingung, unter schwerer Strafe, ihm alle Knochen zuzustellen, die er zu allerlei abergläubischen Gebräuchen gebraucht.

allgemeinen Mittel brauchen. Wenn einer zu einem Kranken gerufen wird, so nimmt er eine Menge Gözzen oder Fetische mit, um den nicht zu verfehlen, der in dem Falle helfen kann, denn sie wissen die Krankheiten nicht zu unterscheiden. Zuweilen wird der Fetisch nur in der Hütte des Kranken aufgehangen. Sie fangen auch die ersten Tropfen des Regens auf, wovon sie einen Theil dem Fetisch opfern, das Uebrige aber dem aberglaubischen Volke verkaufen.

Bei der Geburt der Kinder ruft man die Gangas, die ihnen einige abergläubische Gebräuche für ihr ganzes übriges Leben auflegen, an welche die Mütter ihre Kinder, wenn sie heranwachsen, zu erinnern verbunden sind. Diese Handlungen sind mehr oder weniger streng und lächerlich, je nachdem der Ganga in dem Augenblikke aufgeräumt ist. Sie mögen aber beschaffen seyn, wie sie wollen, so unterwerfen sich ihnen diejenigen allemal, denen sie vorgeschrieben sind.

Die Missionare sahen in dem Dorfe Lubu, im Königreiche Loango, einen Knaben und ein Mädchen, denen das Heurathen verboten war, und die, bei Strafe des Todes, ihr ganzes Leben durch eine unverlezte Keuschheit beobachten mußten. Es ist unbekannt, ob ihnen diese Pflicht mit andern gemein war, oder nicht; ob sie ihnen bei ihrer Geburt durch die Gangas aufgelegt war, oder ob sie selbst sich ihr freiwillig unterzogen hatten? Sie un-

terschieden sich im übrigen von andern ihres Geschlechts gar nicht, und übten gar keine andere gottesdienstliche Handlungen aus. Gewisse Familien behalten mit vieler Beständigkeit, ohne zu wissen warum, die Beschneidung bei. *)

Die Gangas, die sonst eben nicht übereinstimmend in ihren Grundsäzzen sind, kommen darin alle überein, daß man nicht, ohne die größte Gefahr, Repphüner essen könne; und Niemand wagt es daher, einen Versuch zu machen. Alle Negern fürchten sich vor ihnen, als vor Vögeln von unglüklicher Vorbedeutung; besonders verabscheuen sie ihr Geschrei. Diejenigen, welche fürs allgemeine Beste sorgen, tödten ihrer so viele, als sie können; weil sie aber wissen, daß die Europäer kein Bedenken tragen, sie zu essen, so bringen sie sie zu den Komtoirs an der Küste, und erhalten dafür Schrot und Pulver, um mehrere zu schiessen. Wenn man sie fragt, warum sie einen so schmakhaften Vogel nicht äßen, da die Europäer ihn doch so sehr liebten, so antworten sie: was für ein Land gut sei, sei es deswegen nicht für ein anderes, sie wüßten gewiß, daß sie nicht von dem Fleische dieser Vögel essen könnten, ohne sogleich die Finger von ihren Händen zu verlieren.

Un=

*) Proyart p. 389. sagt in einer Berichtigung, daß die beschnittenen Negern in diesem Lande, alle oder doch fast alle, fremde sind.

Ungeachtet die Völker dieser Gegenden eine Haut von der schönsten Schwärze haben, so ist es doch nicht ohne Beispiel, daß ein Kind die Farbe beibehält, die alle Menschen bei der Geburt haben, und daß es sein ganzes Leben durch so weiß, als ein Europäer bleibt *). Man hat bemerkt, daß diese Weissen stäts ein blondes oder rothes Haar auf dem Kopfe sowol, als am Barte haben, und daß ihr Gesicht und Blik sehr schwach ist. Dieser Irrthum der Natur ist für diejenigen, die er trifft, kein Unglük; er zieht ihnen hier vielmehr die Achtung und Ehrfurcht ihrer Landsleute zu. Man sezt sie sogar über die Ganga's; sie werden als ausserordentliche und göttliche Menschen betrachtet. Die Missionare haben es selbst gesehen, daß man die Haare von einem dieser Menschen als Reliquien verkaufte, die die Kraft hätten, vor allen Arten von schlimmen Zufällen zu bewahren.

Gleich nach ihrer Ankunft in diesen Gegenden haben die Missionare sich besonders bemüht, die Meinuugen ihrer Einwohner über die Natur und Bestimmung der Seele zu erfahren. Sie haben gefunden, daß alle hierüber auf dieselbe Art dachten, daß alle die Seele für geistig und unsterblich hielten, ohne doch zu wissen, was ihr Schiksal sei, ob es glüklich oder unglüklich seyn werde? Sie sagen bloß, daß sie glaubten, die Seele werde,

*) Dies sind Albinos; Misgeburten, die durch eine Art Aussaz so gebleicht werden, auch haben sie ein widerliches, kränkliches Aussehn.

nach ihrer Trennung vom Leibe, aus den Dörfern und Städten fliehen, und in der Luft über Wäldern, nach dem Wolgefallen der Gottheit, herumflattern. *) Die Einwohner in dem Innern des Landes, die nie mit den Europäern Gemeinschaft gehabt haben, denken über diesen Punkt, wie die Küstenbewohner; sie antworteten den Mißionaren auf die Frage: was der Mensch nach dem Tode des Körpers seyn werde? beständig, daß sein Körper zwar in der Erde verfaule, daß seine Seele aber als ein geistiges Wesen, der Auflösung nicht unterworfen sei, und daher ewig fortdauren werde; alle ihre Begriffe hierüber sind aber sehr verwirrt, dunkel und verschieden.

Diese Ueberzeugung von der Unsterblichkeit der Seele, verbunden mit der Ungewißheit über ihren Zustand nach dem Tode des Körpers, flößt den Negern eine grosse Ehrfurcht gegen die Todten, und eine grosse Furcht vor Geistererscheinungen ein. Sie unterlassen daher auch nicht, die Leichenbegängnisse ihrer Freunde und Verwandten mit allem nur möglichen Gepränge zu begehen. Wenn der Kranke seinen lezten Hauch von sich gegeben hat,

*) Cavazzi, I. S. 412. sagt: daß die Negern eine glükliche Zukunft hoffen, und daher öfters ihre kranken Freunde zum Tode zu befördern suchen, um ihnen bald dis Glük zu verschaffen. Er erzählt auch S. 414. daß ein Neger aus Matamba sich in dieser Erwartung durch seine Sklaven lebendig habe begraben lassen.

so entfernen sich die Musikanten sowol, als die Ganga's; die nächsten Verwandten nehmen den Leichnam, und tragen ihn auf ein Gerüste, unter welchem sie ein Feuer anzünden, das einen dikken Rauch von sich gibt. Wann der Todte genug geräuchert ist, so stellt man ihn einige Tage an die freie Luft, doch unter der Aufsicht einer Person, die die Fliegen abhalten muß. Man umwikkelt ihn hierauf mit einer grossen Menge von fremden oder inländischen Zeuchen, weil man nach deren Güte den Reichthum der Erben, und nach deren Menge ihre Liebe gegen den Verstorbenen abmißt. Daher auch die Aermsten alles thun, um diese lezte Pflicht zu erfüllen. Die auf diese Art eingewikkelte Mumie wird alsdann auf einen öffentlichen Plaz gebracht; bisweilen sezt man sie in eine Art von Nische, wo sie eine längere oder kürzere Zeit stehen bleibt, je nachdem der Verstorbene mehr oder weniger vornehm ist. Die kürzeste Ausstellung dauert aber doch wenigstens einige Monate; oft aber hält sie ein ganzes Jahr an. Während dieser Zeit versammeln sich die Verwandten, Freunde, und besonders die Weiber des Verstorbenen, regelmässig alle Abende, um das Leichenbehältnis herum zu tanzen, zu weinen und zu singen.

Den Tag vor der Beerdigung verschließt man den Körper mit allen seinen Bekleidungen in einen Sarg, der mit einer gewissen Kunst, in Form einer Tonne, gearbeitet ist. Den folgenden Tag, wann alle Freunde und Verwandte versammelt sind,

sezt man den Sarg auf einen kleinen Leichenwagen, vor den die Männer sich vorspannen. Man trägt Sorge, daß alle die Wege, wodurch der Leichenzug geht, vorher geebnet werden. Für vornehme Todte, z. B. für Prinzen und Könige, macht man neue Wege mitten durch die Felder, die dreißig bis vierzig Fuß breit sind. Auf dem ganzen Wege macht man so viel Lärm, als man nur kann; man tanzt, singt, spielt auf Instrumenten, aber alles mit den lebhaftesten Bezeugungen des Schmerzens. Oft singt, tanzt und weint dieselbe Person zur nämlichen Zeit. Wenn man an dem Orte des Begräbnisses, der oft weit von den Städten und Dörfern entfernt ist, anlangt, so läßt man den Sarg in eine fünfzehn Fuß tiefe Grube nieder, welche die Gestalt eines Brunnens hat, und füllt sie sogleich wieder mit Erde zu. Doch ist die Art des Begräbnisses nicht aller Orten einerlei; hie und da werden die Todten auch in Hütten über der Erde gelassen. Wenn in Matamba ein Neger verscheidet, so greifen ihn seine Freunde an Händen und Füssen, und schleppen ihn unter grossem Geheule zur Hütte hinaus. Hier betrachten sie ihn eine Weile, dann heben sie ihn in die Höhe, und werfen ihn mit aller Gewalt auf die Erde, breiten ihm die Arme aus, fallen auf ihn, küssen und drükken ihn unter beständigem Klagen und Heulen. Hierauf wird er aufs beste angezogen, und auf eine Matte gelegt. Dann bestreuet ihn der älteste aus der Familie über und über mit Mehl, wobei er ein

trauriges Lied singt, welches die Andern mit Heulen begleiten. Endlich wird er in einem Walde begraben; die Art ist aber verschieden, denn Einige legen ihre Todten auf die Seite, andre auf die Knie, und biegen ihnen den Oberleib zurük, um durch diese Lagen die Seelen zu verhindern, den Körper zu verlassen.

Bei mehreren Völkern werden bei dem Tode eines Vornehmen auch von dessen Beamten und Sklaven gemordet oder wol auch lebendig mit dem Herrn begraben. Auch ein oder mehrere Weiber des Verstorbenen müssen ihn als Gehülfen in die andere Welt begleiten; gemeiniglich wird die Favoritin zu dieser blutigen Ehre zugelassen, und die Macht des Vorurtheils ist oft stark genug, daß deswegen Streit entsteht. Cavazzi erzählt *), daß während seiner Mission zu Matamba ein Hofbeamter starb, den die Königin Zingha sehr schäzte. Nun erhob sich ein Streit zwischen zwei schönen jungen Weibern, jede wollte die liebste gewesen seyn, und machte daher Anspruch auf die Ehre der Begleitung in jene Welt. Der Streit wurde so heftig, daß es von Worten zu Schlägen kam; mit Mühe brachte man sie aus einander. Sie trugen ihre Sache der Königinn vor. Diese fand, daß beide Recht hätten, verordnete also, daß beiden der Kopf sollte abgeschlagen werden, um mit dem Herrn beerdigt zu werden. Sie fanden dies

*) I. S. 395.

Urtheil gerecht, dankten der Königinn aufs herzlichste, und drängten sich gleich zu ihrem Henker, um ja bald gemordet zu werden.

In eben diesem Reiche ist folgende Beerdigungsart eingeführt.

Wenn der Verstorbene von Stande ist, so baut man in der Geschwindigkeit um das Sterbhaus kleine Hütten, worin sich die Verwandten und Freunde des Verstorbenen acht Tage lang verschliessen, zu welchem Ende sie mit den nöthigen Lebensmitteln versorgt werden. Vor dem nämlichen Hause errichtet man ein kleines Gerüst von Bretern, das man mit Matten bedekt. Auf dieses sezt man den Todten auf einen Stuhl, den Kopf hinter sich gelehnt. Hier bleibt er acht Tage, und erhält vom Volk Besuche und Komplimente. Es wird um ihn herum getanzt. Zu diesem Zwek wird ein Direktor erwählt, der beim Schalle der lärmenden Musik den Tanz ganz allein anfängt, und ohne Aufhören auf eine sehr wilde Art vier Stunden forttanzt. Während dessen ermahnt er die, welche nach ihm tanzen sollen, sich als Leute von Muth und Ehre zu betragen, mit der Versicherung, dies werde dem Verstorbenen unendliches Vergnügen machen. Am achten Tage versammelt sich das Volk sogleich bei Tages Anbruch, und das Schreien und Tanzen verdoppelt sich. Unterdessen nähert sich der Priester mit ernstem Schritte und Gesichte dem Kopfe des Erblaßten, und legt ihm verschie-

dene Fragen vor, die alle zum Zwekke haben, zu erfahren, warum er gestorben ist. Weil nun der halbverfaulte Körper stumm bleibt, so ahmt der Priester seine Stimme nach, und antwortet stotternd für ihn, und sagt: es käme daher, weil seine Verwandten die Pflichten gegen ihre verstorbenen Vorfahren versäumt, die nöthigen Opfer nicht dargegebracht, und ihnen nicht einmal die nöthigen Nahrungsmittel gereicht hätten, ob sie gleich die reiche Erbschaft besäßen, und im Ueberflusse lebten. Indessen geht der Tanz fort, die Tänzer fressen und saufen und werfen den Rest auf den Leichnam. Bei solchen Gelegenheiten werden (nach Cavazzi*) jedesmal wenigstens zehn Sklaven gemordet und das Fleisch verzehrt. Daß die Schaggaer die Bewohner dieses Landes Menschenfresser seien, versichert auch Battel, der lange unter ihnen gelebt hat. Es ist eine auf der ganzen Küste eingeführte Gewohnheit, daß des Verstorbenen Verwandte, Freunde und Sklaven, zum Zeichen der Trauer, sich den ganzen Kopf scheeren, sich mit Oele schmieren und mit Mehl von allerlei Farben, Blättern und Federn bestreuen, und mit diesem scheußlichen Puzze des Kopfs und des Gesichts öffentlich erscheinen; bei Vornehmen wird aber nur der obere Theil des Kopfes geschoren, und mit einer Binde von Baumrinde oder Leinwand umwunden, und acht Tage lang gehen sie nicht aus dem Hause. Die Kongoer

*) I. S. 401.

verknüpfen hiemit ein strenges Stillschweigen und Fasten. Die ersten drei Tage essen sie gar nichts.

Die Wittwen, hauptsächlich die von Matamba, haben in Rüksicht der Trauer ganz besondere Gewohnheiten. Sie glauben, daß ihres Mannes Seele auf ihnen ruhe, insonderheit wenn sie sehr vertraulich mit einander lebten. Daher fürchten sie sich, und um nun die Seele zu vertreiben, gehen sie sogleich nach des Mannes Tod in Begleitung eines Priesters an ein nahes Wasser. Der Priester bindet ihnen Hände und Füsse, und wirft sie einige Mal ins Wasser, um dadurch die Seele des Mannes zu erstikken, und sie zu verhindern, die Wittwe zu plagen. Nur diese Zeremonie macht sie recht zu Wittwen, und erlaubt ihnen, wieder zu heurathen, ohne die Vorwürfe und Plagen des ersten Mannes befürchten zu müssen. Auch heurathen sie gemeiniglich, sobald die Zeremonie vorbei ist. Die, welche diese Wasche nicht vornehmen, müssen in Lumpen gehüllt sich zu Hause halten. Einige beklagen sich über Brustschmerzen, indem ihre Brust zu eng sei, um die eigene und des Mannes Seele zu fassen. Sie laufen umher, schreien und machen allerlei Narrenstreiche. Andere bezeugen grosse Freude darüber, daß sie die Ehre haben, auch die Seele des Mannes zu logieren, und machen unter diesem Vorwand allerlei unschikliche und närrische Dinge. Wenn sie aber einen Liebhaber gefunden haben, so nehmen sie die Bad-

zeremonie vor, um dem neuen Manne Plaz zu verschaffen.

Diejenigen, welche getauft sind, werden auf die Kirchhöfe, oder in die Kirchen begraben. Die Verwandten theilen Allmosen aus, und lassen wol auch Messen für sie lesen. Den Vornehmen wird in der Kirche ein besonderes Grab gebaut und mit schwarzem Tuch ausgeschlagen. Es werden Kerzen angezündet, und Sklaven müssen wechselsweise am Grabe beten.

Doch findet man noch, auch bei diesen sogenannten Kristen, viele Ueberbleibsel ihrer alten Sitten. Wenn ein König stirbt, darf bei schwerer Strafe Niemand weinen. Es sind, so wie überhaupt bei dem Todesfall eines Vornehmen, Leute oder Sklaven bestellt, die in den Gassen herum gehen, und aus einem elfenbeinernen Horne gewisse traurige Töne hervorbringen, die den Tod des Vornehmen verkündigen, und stille Trauer erwekken sollen.

Die Wittwen der kristlichen Negern gehen ein ganzes Jahr lang nicht aus, und so auch die Verwandten, während längerer oder kürzerer Zeit, nach dem Grade ihrer Verwandtschaft. Nachher gehen sie schwarz, welches sie von den Portugiesen gelernt haben.

§. 11.

Regierungsverfassung, Gesezze, Justizpflege und Strafen.

Die Regierungsform der Staaten von Niederguinea, ist, wie in den meisten Negerländern, durchaus despotisch. Die Unterthanen derselben sind so sehr an die unumschränkte willkührliche Gewalt ihrer Despoten gewöhnt, und so sehr zum Sklavenstande geeignet, daß sie selbst eingestehen, ihr Vermögen und ihr Leben sei ein Eigenthum ihres Fürsten, und er könne mit beiden machen, was er will; ja, sie räumen ihm die Macht ein, sie beider, ohne weitere Umstände, berauben zu können, ohne daß sie sich darüber zu beklagen Ursache hätten.

Wie in allen despotischen Staaten, so auch hier, wird dem Herrscher sklavische Ehrfurcht erwiesen. Wenn er gegenwärtig ist, so geben sie ihm Zeichen der Verehrung, die der Anbetung nahe kommen. Die gemeinen Leute sind fest überzeugt, daß seine Gewalt nicht bloß in den Gränzen dieser Erde eingeschlossen sei, sondern daß er Ansehen genug habe, um Regen vom Himmel fallen zu lassen. Sie ermangeln daher auch nicht, bei anhaltender Dürre, wenn sie ihrer Aerndte wegen besorgt werden, ihm Vorstellungen zu machen, daß, wenn er sich nicht bald seines Königreichs annehme, sie alle vor Hun-

ger sterben, und ausser Stand seyn würden, ihm die gewöhnlichen Geschenke zu machen *).

Um auf der einen Seite das Volk zu befriedigen, und auf der andern auch nicht zu viel zu wagen, überträgt der Despot dann dies Geschäft einem seiner Minister, oder Räthe, und befielt ihm, ohnverzüglich so viel Regen auf die Felder fallen zu lassen, als nöthig ist, sie fruchtbar zu machen. Wenn dieser dann ein Gewölke wahrnimmt, und vermuthet, daß es bald regnen werde; so zeigt er sich dem Volke, als wenn er jezt den Befehl seines Herrn ausrichten wollte, und dann versammeln sich Weiber und Kinder um ihn herum, die alle aus vollem Halse schreien: gib uns Regen! gib uns Regen! den er ihnen auch mit der größten Zuversicht verspricht.

Ungeachtet ein solcher König ganz unumschränkt über sein Volk herrscht, so sieht er sich doch oft in der Ausübung seiner Gewalt durch die Prinzen, seine Vasallen, gehindert, die nicht weniger mächtig sind, als er selbst. Diese Prinzen erkennen ihre Abhängigkeit nur so lange, als der König keine Forderungen macht, die ihre Rechte und Vorzüge kränken. Allein, so bald man sie von irgend einer Seite

*) Nach Proyart. Dies gilt also vorzüglich von Loango, doch paßt es auch auf die übrigen Negerstaaten in Niederguinea, welche hierin das Meiste mit einander gemein haben.

einzuschränken wagt, so suchen sie sich seiner Herrschaft mit Gewalt und durch den Weg der Waffen zu entziehen.

Die Sklaven werden bei all dieser despotischen Herrschaft in diesen Ländern doch nicht hart gehalten. Der König sowol, als die Grossen, sind gelinde gegen die ihrigen, weil sie fürchten, daß diese Leute, die durch nichts an ihr Vaterland gefesselt werden, in den Dienst benachbarter Prinzen übergehen möchten, die jede Gelegenheit willig ergreifen, ihre Besizzungen zu vermehren, und flüchtige Sklaven unter denselben Bedingungen aufzunehmen, unter welchen sie vorher Andern dienten.

Das Schiksal der freien Negern ist daher gewiß härter, als das der Sklaven. Sie müssen dem Könige, verhältnißmäßig nach der Zahl ihrer Sklaven, der Ländereien, die sie bearbeiten, endlich des Viehs, was sie ziehen, grössere oder kleinere Geschenke geben. Glaubt nun der König, daß sie zu wenig gegeben haben, so schikt er ihnen seine Sklaven über den Hals, die ihnen alles nehmen, was sie haben. Gerechte und menschlich gesinnte Könige erlauben sich diese grausamen Erpressungen nicht; aber ihre Minister, die Statthalter der Provinzen, und andere Unterbedienten üben sie oft in ihrem Namen aus. Das arme Volk duldet alles, ohne das erlittene Unrecht dem Könige zu klagen, fest überzeugt, daß der König, da er sie beraubte, weiter nichts that, als daß er sich seines Rechts bediente. Sie

trösten sich endlich mit dem Gedanken, daß sie immer noch einige Maniok-Wurzeln finden werden, um ihr Leben zu fristen.

Diese Regierungsart erstikt, wie man leicht denken kann, auch die ersten Keime des Wetteifers, und alle Künste bleiben daher auf der niedrigsten Stufe der Vollkommenheit stehen. Der König selbst, gesezt auch, daß man ihn als den Eigenthumsherrn seines Landes ansähe, noch mehr aber seine Unterthanen, würden dabei gewinnen, wenn sie nach der Entrichtung einer ihren Besizzungen angemessenen Taxe sich versprechen könnten, gleich unsern Pächtern, die Früchte von den Arbeiten ihrer Hände im Frieden einzuärndten. Dann würden gewiß die reichen Felder, die jezt verlassen sind, bald angebaut, oder mit Heerden bedekt werden. Jezt hingegen begnügen sie sich mit einem kleinen Akker, der ihnen einige unschmakhafte Wurzeln gibt, und deren Anbau sie ihren Weibern überlassen. Sie selbst bringen ihr Leben in Unthätigkeit, und in der Verachtung von Reichthümern hin, die der König, wenn es ihm einfällt, sich zueignen könnte.

Ungeachtet die Könige nicht die schiklichsten Mittel anwenden, die Wolfart ihrer Unterthanen zu befördern, so glauben sie doch, daß ihr Interesse sowohl, als ihre Pflicht es erfordere, sie glüklich zu machen, Gerechtigkeit unter ihnen zu handhaben, und Friede unter ihnen zu erhalten.

Sie wenden alle Tage einige Stunden darauf, die Streitigkeiten derer zu schlichten, die an ihren Richterstul appellirt haben, sie halten gleichfalls häufige Rathsversammlungen; aber es ist sehr selten, daß unter denen, die sie dazu ziehen, sich ein wahrer und uneigennüzziger Freund des Königs und Volks findet. Den Ministern liegt es ob, dasjenige ausüben zu lassen, was man im Rath beschlossen hat; allein, weil der König sich ohne alles Mistrauen auf sie verläßt, so geschieht es oft, daß ein Minister in seinem Namen, aber ohne sein Wissen, Verwüstungen über eine ganze Provinz verbreitet, während daß er selbst sich damit beschäftigt, seinen Unterthanen Recht zu sprechen, und Streitigkeiten unter einzelnen Familien zu schlichten.

Die vornehmsten Minister oder Räthe sind, der Ma-ngovo, der Ma-nputu, der Makaka, der Ma-Fuka, und der Ma-Kinba. Der Ma-ngovo ist der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, und der Einführer der Fremden an den Hof. Der Ma-nputu ist ein Gehülfe des erstern, und vertritt seine Stelle, wenn er abwesend ist. Der Ma-kaka ist Kriegs-Minister und oberster Befehlshaber der Armee. Er ist es, der in Kriegszeiten die Soldaten versammelt, der die Offizire bestellt, endlich derjenige, der die Truppen mustert und in die Schlacht führt. Der Ma-Fuka ist der oberste Handlungs-Aufseher. Er reiset oft an die Seeküsten, wo die Niederlagen

der Europäer sind. Sein Amt verpflichtet ihn, sich oft die Bedingungen vorstellen zu lassen, unter welchen die Negern und Europäern ihre Waaren gegen einander austauschen, und ferner darüber zu wachen, daß von beiden Seiten keine Betrügereien vorgehen. Er ist ferner der oberste Vorsteher der Polizei auf den Märkten, und der Zölle oder Abgaben, die alle in den Staaten des Königs handelnden Europäer entrichten müssen. Der Ma-Kinba ist der Aufseher über Gewässer und Wälder, über Fischer und Jäger, und ihm muß man die Fische und das Wildprät überliefern, was man für den König bestimmt hat. Unter die Minister rechnet man noch einen Mani-Banza *) und Mani-bele, deren Geschäfte aber unbekannt sind.

Diese Minister haben keine Kanzleien, und keine Sekretäre; denn sie können selbst weder lesen, noch schreiben. Eine kleine Anzahl wichtiger Geschäfte ausgenommen, thun sie alle, wie sie ihnen vorkommen, auf der Stelle ab, um sie nicht zu vergessen. Ihre Bedienten sind geschente Sklaven, die sie in die Städte und Provinzen schikken, um andern öffentlichen oder Privatpersonen den Willen des Königs wissen zu lassen.

In allen Provinzen und Städten findet sich ein Statthalter im Namen des Königs. Die

*) Da das Wort Banza eine Hauptstadt bedeutet, so möchte Mani-Banza wol so viel als Befehlshaber der Hauptstadt seyn.

Schulzen oder Vorgesezten der Dörfer sind auch königliche Bediente, die Recht sprechen. Sie sind sehr genau in der Eintreibung der Geschenke, die ein Jeder nach dem Verhältnisse seines Vermögens dem Könige machen muß, weil es ihr Amt ist, sie zu empfangen, nnd nachher an den Hof zu schikken. Oft müssen die Bauern mit ihnen abhandeln, und ihnen noch besondere Geschenke machen, um sich von den Erpressungen loszukaufen, die sie im Namen des Königs ausüben wollen. Wer also zum Beispiele vier Ziegen hat, gibt die beste dem Vorsteher des Dorfs, und eine andere dem Könige, weil er sonst gezwungen seyn würde, drei oder gar alle vier dem Könige zu überlassen.

Der König allein besezt alle Bedienungen, doch mit Zuziehung seines Raths. Man untersucht gar nicht, wer der würdigste ist, sondern wer am meisten geben will. Die einträglichen Gouvernements fallen gewöhnlich den Verwandten der Ministers, oder den Ministern selbst zu. Ein solcher Tag, wo der König eine wichtige Stelle vergibt, ist ein festlicher Tag in der Hauptstadt. Die Provinz, in welcher der Neuerwählte sein Amt bekleiden soll, stellt auch bei seiner Ankunft grosse Feierlichkeiten an. Das arme Volk, das, wenn es gedrükt worden ist, immer eine bessere Zukunft hofft, empfängt denjenigen unter Gesang und Tanz, der eben um den höchsten Preis das Recht erkauft hat, die Unterthanen ungestraft und im Namen des Königs zu berauben.

Die Krone ist in diesen Ländern nicht in gerader absteigender Linie erblich. In jedem Königreiche findet sich eine Familie, oder eine Klasse von Prinzen, die sehr zahlreich sind, aber ihre Abstammung zu wenig kennen, um zu wissen, ob sie gemeinschaftlichen Ursprungs sind, oder nicht. Aus dieser Familie wird der oberste Herrscher jedes Mal gewählt. Man darf nur Prinz seyn, um auf die Krone Anspruch machen zu können, und man muß es nothwendig seyn, wenn man einige grosse von der Krone unmittelbar abhängende Lehen besizzen will.

Ausser den Prinzen gibt es in diesen Reichen keinen andern Adel, und dieser Adel theilt sich einzig und allein durch die Mutter mit. Alle Kinder einer Prinzessinn also sind entweder Prinzen oder Prinzessinnen, wenn sie gleich einen bürgerlichen Vater haben. Hingegen sind alle Kinder eines Prinzen, und selbst des Königs, unadelich, wenn ihre Mutter nicht eine Prinzessinn war. Dieser lezte Fall tritt sehr oft ein, weil die Prinzessinnen, wie schon oben bemerkt worden ist, ihren Männern die Nothwendigkeit auflegen können, nur eine einzige Frau zu haben, die Prinzen und Könige hingegen lieber unadeliche Gemahlinnen wählen, als den Rechten der Vielweiberei entsagen.

Nach dem Tode eines jeden Königs tritt gewöhnlich ein Zwischenreich ein, während dessen man das Leichenbegängniß des Erblaßten feiert,

der gewöhnlich erst nach einigen Jahren begraben wird. Unterdessen wird das Reich von einem Regenten regiert, der den Titel Ma-Boman, oder eines Herrn des Schrekkens, annimmt. Der König selbst ernennt noch bei seinen Lebzeiten den Ma-Boman. Dem Geseze nach sollte er, um alle Gefahr einer Anarchie zu entfernen, zwei ernennen, wovon der zweite, im Fall, wenn der erstere sterben sollte, die Reichsgeschäfte so lange übernehmen könnte, bis ein neuer König gewählt wäre. Während dieses Zwischenreichs bilden diejenigen, welche sich Hoffnung zur Krone machen, ihre Parteien, und suchen die wählenden Personen sich durch Geschenke und Versprechungen geneigt zu machen. Diese Wählenden sind die Prinzen, Minister und der Regent. Der im Jahre 1773 erwählte (wahrscheinlich noch jezt regierende) König von Loango ist erst nach einem Zwischenreiche von sieben Jahren gewählt worden, und sein Vorgänger, der im Jahre 1766 starb, war damals noch nicht begraben. Dieser Aufschub ist durch einen Streit zwischen den Einwohnern von Loango und Loangilli entstanden, von welchen jene behaupten, daß der König in der Hauptstadt begraben werden müsse; diese hingegen glauben, daß ihrer Stadt, die von jeher der Begräbnißort der Könige war, diese Ehre nicht genommen werden könne. Weil aber dieser Zwist nicht beigelegt wurde, und die Zeit, die durch die Gesezze zur Bestattung der Könige festgesezt ist, schon vor

mehreren Jahren verstrichen war, so glaubte man, daß man zur Wahl eines neuen Nachfolgers schreiten könnte, welches man auch that.

In gewissen Reichen ernennt der König selbst seinen Nachfolger. Allein nicht alle Beherrscher haben dieses Recht; wenigstens wird es den Königen von Loango und N'Gojo streitig gemacht. Die Ernennung des Thronfolgers geschieht alsdann, wenn der König Jemand in dem Besiz eines Lehns sezt, das nur allein der Thronerbe besizzen kann. Dieses Lehn heißt Kaja, und der Prinz, den der König damit belehnt gibt seine übrigen Ehrentitel auf, um sich Ma-Kaja zu nennen. Von dem Tage, an welchem der Ma-Kaja von seiner Herrschaft Besiz genommen hat, darf er, bis an den Tod und die Beerdigung des Königs, nicht wieder in die Hauptstadt kommen. Der König schiebt gewöhnlich die Ernennung eines Ma-Kaja so lange auf, als er kann, entweder, um denjenigen nicht zu entfernen, dem er gewogen ist, und die Krone bestimmt hat, oder auch, um sich alle Prinzen desto stärker durch die Hoffnung zu verbinden, womit ein jeder, gewählt zu werden, sich schmeichelt.

Es ereignet sich daher dann und wann, daß ein König stirbt, ohne seinen Nachfolger ernannt zu haben, weil er sich bei seinem Leben immer nicht entschliessen konnte, sich durch die Wahl eines einzigen alle übrigen zu Feinden zu machen.

So hat z. B. in neueren Zeiten der verstorbene König von Kakongo, der zum höchsten menschlichen Alter gelangt ist, erst kurz vor seinem Tode seinen Nachfolger ernannt.

Ungeachtet nach den Gesezzen gewisser Staaten das Recht eines Ma=Kaja zur Krone ganz unstreitig ist, so wird es eben deswegen, weil es nur durch die Wahl eines einzigen Mannes übertragen worden ist, nie so sehr geachtet, als das durch die Geburt erhaltene Recht zur Krone heilig seyn würde. Ein mächtiger Prinz, eifersüchtig auf einen Vorzug, den er mehr zu verdienen glaubte, wiegelt oft einen Theil des Reichs gegen den neuen König auf, und erklärt ihm den Krieg.

Man sieht es in diesen Gegenden besser, als anderswo ein, wie vortheilhaft es für einen Staat ist, daß die oberste Gewalt durch eine unveränderliche Erbfolge sich stäts in derselben Familie erhalte. Hätten die angeblichen Weisen, die sich in Regierungs= wie in Religionssachen zu Lehrern des menschlichen Geschlechts aufwerfen, hätten diese in jenen Gegenden aus eigener Erfahrung ihre Staatskunst gelernt, so würden sie in ihren Schriften nicht mehr eine Regierungsform anfechten, die für das Glük und die Ruhe der Völker am weisesten eingerichtet ist. Sie würden vielmehr gestehen müssen, daß die Erbfolge mit allen ihren Unbequemlichkeiten unschäzbare Vorzüge wenigstens vor den Wahlreichen hat. Wenn in Afrika ein

König stirbt, ohne seinen Nachfolger ernannt zu haben, so ist es schon, wie hergebracht, daß man sein Leichenbegängniß durch blutige Schlachten feiert, und das Land selbst zum Schauplaz eines bürgerlichen Krieges macht; man erwartet beides, und bereitet sich darauf vor. Dieser Fall hat sich in ganz neuern Zeiten in dem kleinen Königreiche N'Gojo zugetragen; der Prinz, der zum Könige erwählt worden war, sah sich genöthigt, seine Wahl durch die Waffen gegen den Ma-Nbuku dieses Reichs zu behaupten. Weil der leztere sich aber zu schwach fühlte, mit seinen Truppen dem königlichen Heere zu wiederstehen, so verband er sich mit dem mächtigen Grafen von Sogno, dessen Staaten das Königreich N'Gojo begränzen. Der Graf versammelte hierauf seine Macht, führte sie in Person dem Ma-Nbuku zu, der durch diese Verstärkung sich im Stande sah, den Feind, vor dem er vorher geflohen war, aufzusuchen. Die beiden Armeen begegneten einander, und lieferten ein Treffen, worin die des Königs geschlagen, und der König selbst gefangen genommen wurde. Der Ma-Nbuku machte sich gar kein Gewissen daraus, das Verbrechen des Aufruhrs durch ein noch grösseres zu erhöhen, und ließ seinem Könige den Kopf abschlagen. Als er hierauf in dem ruhigen Besizze des Königreichs zu seyn glaubte, wollte er die Hülfsvölker seines Bundsgenossen verabschieden. Allein der Graf von Sogno hatte ganz was anders im Sinne. Er nahm gegen den

neuen König einen hohen gebieterischen Ton an, und sagte ihm, wie die ganze Welt wisse, daß er unbestrittene Rechte auf das Königreich hätte, daß er ihn, wenn er diese erkennen würde, als seinen Freund behandeln, im entgegengesezten Fall aber sie schon durch die Waffen geltend zu machen wissen würde. Der Krieg gieng darauf von neuem an, und dauerte mehrere Jahre fort, in welchem der Handel der Europäer an den Küsten gänzlich unterbrochen wurde. Er ist jezt geendigt; aber man weiß noch nicht, ob durch einen Friedensschluß, oder durch den Tod eines der beiden Prätendenten. *) —

Was die Justizverwaltung betrift, so haben alle diese Völker nur wenige Gesezze, und zwar keine andere, als ungeschriebene. Sie erhalten sich durch Herkommen und Ueberlieferung, und es findet sich daher Niemand, der nicht wüßte, welche Verbrechen mit dem Tode bestraft werden, oder den Uebelthäter zu einem Sklaven der beleidigten Person machen. Todtschlag und Vergiftung werden mit dem Tode des Schuldigen, und dem Verluste eines Theils seiner Güter zum Vortheile der Erben des Ermordeten bestraft. Es ist sehr selten, daß ein Neger dem Leben eines andern auf eine ganz öffentliche unverdeckte Art nachstellt; allein die Europäer glauben, vermöge eines alten Vorurtheils, daß viele unter ihnen durch Gift hinge-

*) Nach Proyart.

richtet werden; und sie selbst sind so einfältig, ihre Nazion solcher Missethaten fähig zu glauben, die mit ihrem Karakter gar nicht übereinstimmen. Sie schreiben nämlich alle plözlichen Todesfälle, oder solche, welche Folgen heftiger und hizziger Krankheiten sind, nur allein Vergiftungen zu. Die Verwandten der Verstorbenen ziehen ihre Wahrsager und Zauberer zu Rathe, um den Thäter heraus zu bringen; allein man darf nur einige Zeit im Lande gewesen seyn, um sich zu überzeugen, daß sie sich selbst verläumden, und daß die ungewissen Vermuthungen von Vergiftungen bei diesen Völkern, wie bei unsern Landsleuten, nichts als Wirkungen der Unwissenheit und einer aufgereizten Einbildungskraft sind.

Der Diebstal wird nicht mit dem Tode bestraft. Wer aber in der Entwendung, auch der geringsten Kleinigkeit, betroffen wird, ist verurtheilt, ein Sklave der bestohlnen Person zu werden, wenn er sich nicht mit ihr abfindet, und einen andern Sklaven, oder den Werth davon ihr ausliefert. Dieselbe Strafe trifft denjenigen, der einen Prinzen, oder Minister, auch nur in Worten beleidigt. Die Missionare selbst haben es gesehen, daß ein überzeugter Ehebrecher dem beschimpften Ehemann als Sklaven übergeben wurde. Nur die Prinzessinen allein haben das Recht, ihre Männer wegen Untreue mit dem Tode bestrafen zu lassen.

Alle Befehle des Königs hängen blos von seiner

Willkür ab, und tragen gewöhnlich Spuren des uneingeschränktesten Despotismus an sich. Es ist ein allgemein aufgenommener Grundsaz der Beherrscher dieser Länder, den sie auch als die Grundsäule ihrer Staatskunst ansehen, daß man den grossen Haufen durch Strenge im Zaum halten müsse. Ein jeder König aber wendet diesen Grundsaz nach der Verschiedenheit seiner Denkart, Klugheit und seiner Räthe mit mehr oder weniger Vorsicht an. Aus einem übel verstandenen Eifer für Ordnung und gute Polizei verbieten sie dann und wann Mißbräuche, als Todesverbrechen, die durch die Androhung einer gelinden Strafe gehoben werden könnten. Die Missionare wurden nach ihrer Ankunft in Kakongo einige Tage hinter einander durch gewisse Personen gestört, die sich ein Vergnügen daraus machten, um ihre Wohnung herum zu schreien und zu singen. Sie beklagten sich hierüber beim Könige, der ihnen versprach, dieser Beunruhigung Einhalt zu thun. Sie erstaunten nicht wenig, als sie am folgenden Tage, auf Befehl des König, allen denjenigen die Todesstrafe ankündigen hörten, die sich ins künftige unterstehen würden, die Ruhe der Missionare zu stören. Das erstemal, als sie dem Könige wieder ihre Aufwartung machten, wurden sie gefragt, ob sie von Jemand wären beunruhigt worden, und er wiederholte ihnen die Versicherung, daß der erste, den sie angeben würden, den Kopf verlieren sollte. Sie geben von dieser Gewohnheit, leichte Fehler

als schwere Verbrechen zu strafen, den Grund an, daß, je leichter es ist, sich von einer verbotenen Sache zu enthalten, oder eine befohlne zu thun, der Ungehorsam um desto sträflicher sei, und folglich eine desto härtere Strafe verdiene.

Wenn der König ein Gesez geben will, so versammelt er seine vornehmsten Räthe und Bedienten, hört ihre Vorschläge an, und erklärt ihnen alsdann seine Willensmeinung, die sie sogleich den Gouverneurs der Provinzen kund machen. Die lezteren lassen sie durch einen Herold auf den Märkten ausrufen, die in allen Dörfern und Städten gehalten werden, und sind verbunden, nebst den Vorstehern der Städte und Dörfer, über ihre Ausübung zu wachen. In seinem Rathe besezt der König gleichfalls erledigte Stellen und Bedienungen, bestimmt den Preis der Lebensmittel, und ordnet alles an, was zum Handlungs- und Polizeiwesen gehört.

Die Gouverneurs in den Städten und die Vorsteher der Dörfer sind in allen Zivil- und Kriminalsachen Richter. Sie haben das Recht, zur Sklaverei und zum Tode zu verdammen; allein, ein jeder kann von ihrem Urtheil an den Gouverneur der Provinz, und von diesem zulezt an den König appelliren.

Der Plaz, wo der König Audienz gibt, und Recht spricht, ist eine Art von Halle, wo er auf einem ausgebreiteten Teppiche sizt, und mehrere

Beisizzer um sich hat, die er in schweren Fällen zu Rathe zieht. Es finden sich immer bei einer jeden Audienz viele Negern ein, einige kommen blos aus Neugierde, andere aus Theilnehmung an den Sachen, die abgethan werden sollen. Wann der König die streitenden Parteien hören will, so läßt er sie durch seine Bedienten vorfordern. In diesen Ländern ist es nämlich gar nicht gewöhnlich, Rechtssachen Anwälden aufzutragen, ausgenommen im Fall einer Krankheit, da dann der nächste Verwandte die Sache übernimmt. *) Beide Parteien fangen damit an, kleine Geschenke zu machen. Der beleidigte Theil hat das Recht, zuerst, und so lange, als er will, zu reden. Die Weiber tragen, wie die Männer, ihre Sachen vor; die redende Person wird von ihrem Gegenpart niemals unterbrochen; dieser wartet, bis jene ausgeredet hat, und sezt alsdann seine falschen Beschuldigungen und Arglist aus einander. Beide Parteien mischen in ihre Reden viele Schmeicheleien für den Richter, dessen Gewogenheit sie dadurch gewinnen wollen, und nicht selten erreichen sie ihren Zwek. Wenn das Faktum streitig ist, aber Zeugen da sind, so befielt der König den leztern, alles zu sagen, was sie wissen. Gibt es aber keine

*) Zuweilen dient doch auch ein guter Freund einem Gesunden als Advokat. Cavazzi, II. p. 23. Nach eben diesem Schriftsteller geschieht der Vortrag auf den Knien.

Zeugen, und die Sache ist doch von einiger Wichtigkeit (wie sie es gewöhnlich alle sind, weswegen man an den König appellirt) so sezt man das Endurtheil bis auf nähere Untersuchung aus. Alsdann tragen die Minister einigen klugen Negern, die unsern Polizei-Spionen ähnlich sind, auf, die Wahrheit ausfindig zu machen. Diese begeben sich zu dem Aufenthalt der Parteien, veranlassen unter denen, die sie antreffen, allerhand Gespräche, und wenden sich oft unter allerlei Vorwand an die Parteien selbst, um sich in ihre Freundschaft einzuschmeicheln, und ihnen ihre Geheimnisse abzulokken. Selten kommen sie ohne diejenige Aufklärung zurük, die nöthig ist, das lezte Urtheil zu fällen.

Wenn Jemand wegen eines Verbrechens angeklagt ist, dessen man ihn nicht überführen kann, so erlaubt man ihm, sich durch den Kassatrank zu rechtfertigen. Diese Kassa wird blos durch das Aufgiessen von gewöhnlichem Wasser auf ein Stük Holz gleiches Namens zubereitet. Dieser Trank ist ein wahres Gift für schwache Mägen, die nicht stark genug sind, ihn auf der Stelle wieder von sich zu geben. Wer die Probe aushält, wird für unschuldig, sein Ankläger hingegen für einen Verläumder erklärt, und als ein solcher gestraft. Wenn der Fehler, dessen man den Schuldigen angeklagt, nicht den Tod verdient, so läßt man ihn, wenn er eben in Gefahr ist, zu sterben, ein Gegengift nehmen, welches ein heftiges Erbrechen

hervorbringt, und den Sterbenden wieder ins Leben zurükruft. In diesem Fall aber verurtheilt man ihn zu der Strafe, die das Gesez für sein Vergehen festgesezt hat.

Die Einwohner dieses Landes haben das stärkste Zutrauen zu dieser Probe. Auch Prinzen und Vornehme lassen dann und wann Kassa nehmen, um diesen oder jenen Verdacht zu bestätigen; allein diese müssen erst die Erlaubniß dazu vom Könige erhalten, welche auch, besonders bei wichtigen Angelegenheiten, sogleich bewilligt wird.

Ein Prinz im Königreiche Kakongo argwohnte, daß man ihn hätte vergiften wollen, und ließ sein ganzes Haus Kassa nehmen. Es starben viele Menschen daran, und unter andern derjenige unter seinen Bedienten, den er selbst am meisten liebte, und der auch für den rechtschaffensten Mann in seinem Dienste gehalten wurde.

Wenn der Angeklagte nicht erscheint, um sich gegen seinen Kläger zu vertheidigen, so läßt der König ihn durch seine Bedienten holen, die zugleich Thürhüter, Gerichtsdiener, Büttel und Häscher sind. Diejenigen, welche sich vor dem Todesurtheil fürchten, suchen aus dem Reiche zu kommen, und zu einem benachbarten Prinzen zu fliehen, der sie in die Zahl seiner Sklaven aufnimmt.

Es gibt gar keine öffentliche Gefängnisse. Wenn der König es für nöthig findet, die Hinrichtung

einiger Verbrecher aufzuschieben, so bindet man ihnen einen hölzernen Kloz an den Hals, der acht bis zehn Fuß lang, und zu schwer ist, als daß er mit den Händen gehalten werden könnte. Sie sind daher auf offenem Felde Gefangene. Unterdessen sieht man doch welche, die, weil sie wegen der Aufhebung des Athemholens nicht vorwärts gehen können, sich rükwärts fortzubringen suchen. Allein, man läuft ihnen gar nicht nach, weil man wol weiß, daß sie nicht weit gehen können. Diese herumirrenden Gefangenen erhalten keine andere Nahrung, als die man ihnen aus Mitleiden gibt. Keinem fällt es ein, sie zu befreien, weil die Befreier,, wenn sie entdekt würden, an die Stelle der Erlösten gesezt werden würden.

Weil es wenige Gesezze in diesem Lande gibt, so ist die Rechtswissenschaft, eigentlich zu reden, auch weiter nichts, als die durch Erfahrung erworbene Kenntnis des menschlichen Herzens. Weil ferner Rechtssachen durch die Spizfindigkeiten der Schikane nicht verwirrt werden, so werden die Könige, bei einer mässigen Anstrengung und durch die beständige Uebung, Streitigkeiten zu schlichten, bald in Stand gesezt, mit Weisheit und Gerechtigkeit zu richten. Wenn der König kein Urtheil ausgesprochen hat, so entfernen sich die Parteien, und zeigen durch äussere Merkmale der Ehrerbietung an, daß sie mit dem erhaltenen Urtheile zufrieden sind.

Die gewinnende Partei stellt Schmausereien an,

woran seine Freunde nud der Richter Theil nehmen. Nicht selten kostet dies zehnmal mehr als der Gegenstand des Prozesses betrug. Der Verlierende muß auf der Stelle bezahlen, oder er bekömmt Schläge, und wird eingesperrt, bis er dem Urtheil Genüge geleistet hat; zuweilen trifft dies Schiksal auch seine Sklaven und Verwandten. *)

Die Gouverneurs der Provinzen, Städte und Dörfer, verwalten die Gerechtigkeit eben so, wie der König sie verwaltet.

Der Richter sizt unter einem Dache oder schlechten Thronhimmel, und hält zum Zeichen seiner Gewalt einen Stab in der Hand. Zuweilen sizt oder liegt der Richter mitten auf dem Markt unter einem Baum; die Vernünftigsten des Dorfs wählt er als Beisizzer.

Die Mächtigen verschaffen sich oft selbst Recht, berauben die Angeklagten, sperren sie oder einen ihrer Verwandten ein, und wenn keine Zahlung erfolgt, werden sie als Sklaven verkauft. Richter und Gesezze können nicht allzeit schüzzen.

Oft ziehen auch Familien gegen einander zu Felde, um ihre Streitigkeiten auszumachen. — Sogar Spielschulden werden hier richterlich zuerkannt; und wann nach einer bestimmten Zeit das Geld nicht bezahlt wird, so verdoppelt sich die Schuld, die zuwei-

*) Cavazzi, II. p. 26.

ken nur durch die Sklaverei des Schuldners getilgt wird.

Vermöge einer Gewohnheit, deren Veranlassung und Ursprung die Einwohner von Kakongo gleich wenig wissen, und die sie doch als ein Grundgesez ihres Staats ansehen, dürfen die Könige dieses Landes keine europäischen Waaren besizzen, oder berühren; Metalle, Waffen und Arbeiten in Holz und Elfenbein ausgenommen. Alle Europäer und Negern, die europäische Zeuche tragen, werden nicht in die Wohnungen der Könige zugelassen. Vermuthlich haben die ersten Gesezgeber der Nazion dieses Gesez den Königen aufgelegt, um dem Luxus Einhalt zu thun, und dem Volke in seinen Beherrschern ein Beispiel zu geben, wie es der Fremden entbehren, und seine Bedürfnisse durch seinen eigenen Fleiß befriedigen könnte. Weil aber das Gesez keinem andern, als dem Könige, vorgeschrieben ist, so ist er auch der einzige, der es beobachtet. Alle seine Unterthanen, und selbst seine Minister tauschen ohne Unterschied alle europäischen Waaren ein, die man ihnen anbietet, und die ihnen gefallen. Sie brauchen Lebensmittel und starke Getränke aus Europa, und alle diejenigen, die mit fremden Zeuchen bekleidet sind, dürfen sie nur mit innländischen vertauschen, wenn sie vor den König gelassen seyn wollen.

Dieser Prinz ißt in einem Zimmer, und trinkt in einem andern. Das Trinken geschieht öffentlich.

Sein gewöhnliches Getränk ist Palmwein. Der Saal, in dem er trinkt, ist nur von drei Seiten zugebaut, und sieht einem grossen Schoppen nicht ungleich. Es finden sich immer viele Negern bei dem öffentlichen Trinken des Königs ein, weil sie diese Zeit wählen, um ihre Aufwartung zu machen. Wenn der König erscheint, so hält ein jeder sich in der ehrerbietigsten Stellung, sein Mundschenk reicht ihm in einem inländischen Gefässe zu trinken, und zu gleicher Zeit läßt ein Ganga, der sein Zauberer, Arzt und Haushofmeister zugleich ist, ein kleines Glökchen erklingen, und schreit dabei aus vollem Halse: Timafua, Timafua! d. h. Werft euch nieder, oder entfernt euch! Alle Umstehenden werfen sich hierauf, den Ganga allein ausgenommen, mit ihren Gesichtern zur Erde, weil man glaubt, daß der König sterben würde, wenn einer seiner Unterthanen ihn trinken sähe. Wenn der König getrunken hat, so hört der Ganga auf, zu klingeln und zu schreien; ein jeder erhebt sich wieder mit einem Händeklatschen, und der König sezt alsdann sein Mittagsmal fort.

Nach einem eben so sonderbaren Gebrauche muß der König bei einer jeden Rechtssache, die er schlichtet, einmal trinken. Dann und wann thut er fünfzig in einer Sizzung ab, und die angeführte Gewohnheit also würde ihm theuer zu stehen kommen, wenn der Palmwein nicht ein erfrischendes Getränk wäre. Ohne dabei zu trinken, würde sein

Aus-

Ausspruch ungültig seyn. Man beobachtet zugleich alle die Umstände, die bei seiner Mahlzeit gewöhnlich sind. Er hält alle Tage Sizzung vom Aufgang der Sonne, das ist, ungefähr von sechs Uhr an, bis keine Sachen mehr zu entscheiden sind; selten wird er vor eilf Uhr oder Mittag frei.

Der in der leztern Hälfte dieses Jahrhunderts regierende König von **Rakongo** war wegen der Geduld, womit er seine Unterthanen anhörte, und wegen der Weisheit seiner Urtheile allgemein geliebt und geschäzt. Sein Alter von hundert sechs und zwanzig Jahren, welches ihm über alle übrige Richter seines Reichs den Vorzug einer langen Erfahrung gab, hatte die Lebhaftigkeit seines Geistes noch nicht merklich geschwächt.

Wenn der König krank wird, so ist die erste Sorge seiner Aerzte, es in allen Provinzen des Reichs bekannt machen zu lassen; bei dieser Nachricht muß ein Jeder, ohne daß man weiß, warum, seinen Hahn tödten. Die Vernünftigern lachen über diesen lächerlichen Aberglauben, und sagen, daß der getödtete Hahn ihnen besser, als dem Könige, bekomme, weil sie ihn äßen. Sie eifern aber weit mehr gegen eine eben so sonderbare, aber schädlichere Gewohnheit, die sie nöthigt, von dem Tage des Todes ihres Königs an, ganze Monate lang, durchs ganze Königreich, nicht auf dem Felde zu arbeiten, und eben so lang in einer einzelnen Provinz zu feiern, in welcher ein Prinz oder eine

Prinzessinn gestorben ist. Die Missionare hörten eines Tages Negern unter einander sagen: wir müssen doch wol rechte Thoren seyn, um uns solchen lächerlichen Gebräuchen zu unterwerfen. Weil der König an einer Krankheit stirbt, sollen deswegen alle seine Unterthanen sich der Gefahr aussezzen, Hungers zu sterben? — Unterdessen siegt doch der Gebrauch und Aberglaube noch immerfort über die Vernunft.

Der Sklaven gibt es hier dreierlei. Die ersten sind geborne Sklaven; diese leben fast wie freie Menschen, und werden auch gewöhnlich nicht verkauft, sie sind mit dem Zeichen des Herrn ihres Vaters bezeichnet; diese scheinen besonders zum Feldbau bestimmt zu seyn und besondere Wohnungen zu haben. Die andere Art sind die Haussklaven. Diese sind gekauft, und werden blos zum Dienste der Familie gebraucht; sie werden selten verkauft, wol aber verschenkt. Die dritte Art sind die Kriegsgefangenen, diese werden oft verkauft, und in den heidnischen Ländern geopfert und aufgefressen. *)

*) Dies sagt Cavazzi II. p. 46. es scheint aber, der gute Missionar rede nur vom Hörensagen. Wenigstens haben die Küstenbewohner diesen Gebrauch nicht, wol aber die Schaggaer.

§. 12.

Handlung von Niederguinea, insbesondere von Loango und Kakongo. *)

(Nach Proyart)

Der wichtigste Handel dieser Völker ist der mit Sklaven, die sie den Franzosen, Engländern und Holländern verkaufen, von welchen sie in die amerikanischen Kolonien verführt werden. Die Sklaven, die man aus Loango und den benachbarten Reichen zieht, werden für die schwärzesten und stärksten in Afrika gehalten. Sie sind alle von denen, die sie verkaufen, im Kriege gefangen genommen worden. In dem Innern des Landes nämlich finden sich Völker, **) die mit den Negern, die wir hier beschreiben, in einer unversöhnlichen Feindschaft leben. Die lezteren sagen, daß jene wild und grausam sind, daß sie menschliches Blut trinken, und daß sie diejenigen unter ihnen, die sie gefangen nehmen, verzehren. Sie

*) Am Schlusse dieses Abschnitts, und besonders bei der Beschreibung der einzelnen Länder wird noch ein Mehreres von dem Handel dieser Gegenden gesagt werden. Proyart's Nachrichten hierüber sind jedoch die vollständigsten, und verdienen vorzüglich hier diese Stelle.

**) Die Anzikoer, Schaggaer, und andre mehr, von welchen in der Folge.

sind daher mit ihnen in einem beständigen Kriege, und behaupten, daß sie noch menschlich mit ihnen verfahren, wenn sie sie den Europäern verkaufen, da sie die Macht hätten, ihnen das Leben zu nehmen. Dieser Krieg, ungeachtet er unaufhörlich fortdauret, stört unterdessen die Ruhe des Königs nicht, weil er weit über den Gränzen nur von einigen wenigen geführt wird. Er ist aber mehr eine Jagd, als ein Krieg, worin aber der Jäger oft Gefahr läuft, die Beute des von ihm verfolgten Wildes zu werden.

Diejenigen, welche Feinde gefangen haben, verkaufen sie entweder an Kaufleute im Lande, oder bringen sie auch an die Seeküste. Es ist ihnen aber nicht erlaubt, sie selbst an die Europäer zu verhandeln, sondern sie müssen sich an gewisse Mäkler wenden, die von dem Kommerz-Minister bestellt sind, und mit den Kapitänen der Schiffe handeln. Diese Sklaven werden nach ihrem Alter, ihrem Geschlechte, und ihren Kräften geschäzt, und in europäischen Waaren bezahlt.

Ungeachtet die verschiedene Königreiche, von denen hier geredet wird, nahe an einander liegen; so ist doch die Art, Waaren und Sklaven zu schäzen, nicht allenthalben dieselbige. An den Küsten von Makinbe und Kabinde, oder in den Königreichen Kakongo und N'Gojo, rechnet man nach sogenannten Waaren (*marchandises*), in Loango aber nach Stükken (*pieces*). Eine Waare

nennt man ein Stük Kattun von zehn bis vierzehn Ellen. Ehe die Negern den Kauf schliessen, gehen sie in das Komptoir des Kapitäns, und zeigen die Stükke von Zeugen an, die sie nehmen wollen; und wer also vier Sklaven, jeden zu fünfzehn Waaren, (marchandises) verkauft hat, erhält hundert und sechzig Stükke von dem gewählten Kattun. In den Königreichen, wo man nach Waaren handelt, ist es gewöhnlich, zu dem Preise eines jeden Sklaven, das, was man Zugabe nennt, hinzuzufügen, und diese besteht gewöhnlich in drei oder vier Flinten und eben so vielen Säbeln, in fünfzehn Krügen Branntwein, fünfzehn Pfund Schieß-Pulver, und einigen Duzenden von Messern. Wenn man diese Waaren nicht zugibt, so muß man sie durch andere von gleichem Werthe ersezen.

In Loango rechnet man nach Stükken, nach welchen alle übrige Waaren geschäzt werden. Wenn man also sagt, daß ein Sklave dreissig Stükke (pieces) kostet; so heißt es nicht immer soviel, daß dreissig Stükke Zeuch dafür gegeben werden, sondern daß er dreissigmal so viel kostet, als der eingebildete Werth eines sogenannten Stüks beträgt. Ein einziges Stük von wirklichem Zeuche kann daher oft drei dieser eingebildeter Stükke werth seyn, so wie auch oft mehrere wirkliche erfordert werden, um ein einziges eingebildetes auszumachen. Diese verschiedene Art zu rechnen, macht im Handel keinen Unterschied, und der Preis von

Sklaven ist in allen benachbarten Reichen von Loango ohngefähr derselbe.

Aus folgender Berechnung kann man den wahren Werth eines Stüks bestimmen, und zugleich sehen, was für Waaren man den Negern gegen ihre Sklaven austauscht.

Man bezahlt, z. B. dem Ma=nbuku für den Sklaven Makula, von zwei und zwanzig Jahren, dreissig Stükke in folgenden Waaren:

Ein Stük gefärbten Kattuns, werth	2 ½	Stükke.
Zwei andere Stükke von dunkelblau gefärbtem Kattun, jedes Stük zu 2 ½ St.	5	—
Ein Chaßelat und Bajuta = peau, (Stükke von Kattun) jedes zu vierzehn Ellen, und angesezt zu	4	—
Ein Neganopeau von vierzehn Ellen, und einer grossen Nikane von 9 ½ Ellen, (beide Arten von Kattun) zu	3 ½	—
Ein Stük von Schnupftüchern, neun Ellen lang	2 ½	—
Eine Baguette (ohngefähr fünf viertel Elle groben Wollenzeuchs)	1	—
Ein Gürtel von rothem Tuche, (eine Elle lang und einen Fuß breit)	1	—

Zwei gemeine Flinten, werth	2	Stükke.
Zwei Fäßchen Schieß-Pulver, (jedes zu fünf Pfund)	2	—
Zwei Säkchen von Kugeln und Hagel, (jeden von drei Pfund)	$\frac{1}{2}$	—
Zwei Säbel, jeder ein viertel Stük	$\frac{1}{2}$	—
Zwei Duzend Messer mit Scheiden	$\frac{1}{2}$	—
Zwei Stangen Eisen, zehn Pfund schwer,	1	—
Fünf Töpfe von Fajance,	$\frac{1}{2}$	—
Vier Fäßer Branntwein, jedes zu fünf Maaß,	4	—
Zehn Reihen von Glasstükken, aus denen man Rosenkränze macht,	$\frac{1}{2}$	—
Endlich dem Mäkler für seine Mühe, den Werth von sechs Stükken in Flinten, Schieß-Pulver, Säbeln, Branntwein u. s. w.	6	—
Summa	36	Stükke.

Ausser dem bestimmten Preise für jeden Sklaven muß der Kapitän noch, nach geschlossenem Kaufe, dem Mafuka, und den Mäklern, die ihn am besten bedient haben, und die er sich gerne verbindet, ein Geschenk machen. Dieses besteht in Korallen, Silbergeschirr, Tapeten, und andern mehr oder weniger kostbaren Möbeln.

Die Sklaven waren (vor etwa 20 Jahren) wenigstens für die Franzosen, viel theurer, als ehemals. Sie können es nämlich für eine Nazion seyn, und für ein andere nicht. Die Franzosen, Holländer und Engländer sezzen zwar alle gegen Sklaven Waaren um; allein diese Waaren sind verschieden; und der hohe Preiß der Sklaven für ein Volk hängt daher vom Preise ab, den sie auf ihre eigene Waaren sezt. Dieser Preiß aber ist sehr verschieden nach der grösseren oder kleineren Einigkeit, die unter den einzelnen Kaufleuten herrscht. Man würde es leicht so weit bringen können, die Sklaven nur nach ihrem wirklichen Werth, oder gar noch darunter, zu bezahlen, wenn es mehr erlaubt wäre, ein Monopol zu treiben. Jezt hingegen, da die Kapitäne sich unter einander gar nicht verstehen oder verabreden, treibt man die Sklaven unter einander, und über den wirklichen Werth. Dann und wann sezt man zwar einen mässigen Preiß vest, über welchen man sich verabredet, nicht hinauszugehen; allein selbst alsdann bricht

doch ein Jeder, der gerne zuerst seinen Handel schliessen will, die Verabredung, indem er den Mäklern verspricht, insgeheim noch etwas über den Preis zu bezahlen, den man gemeinschaftlich festgesezt hatte. Die Sache gehet so weit, daß die Negern selbst schon fürchteten, die Franzosen möchten den Sklavenhandel ganz aufgeben, weil er ihnen von Tage zu Tage weniger vortheilhaft wurde *). Ein alter Masuka kam einst zu einem Missionar, und dachte, daß man mit dem Könige in Frankreich, wie mit dem von Kakongo, unterhandeln, oder daß ein Missionar sich eben so gut mit Handlungs-Angelegenheiten, als mit der Verkündigung des Evangeliums, abgeben könnte. Du mußt, sagt er, deinem Könige schreiben, und rathen, daß er sowol zu seinem, als unserm Vortheile, dich hier bestelle, um darauf Acht zu geben, daß die Kapitäns aus seinem Königreiche unsere Sklaven nicht über einen billigen Preiß kaufen, den er selbst vestsezzen muß. Denn wir sehen voraus, daß sie uns bald nachher, wenn sie sie eine Zeitlang um einen zu hohen Preiß eingekauft haben, gar keine mehr abnehmen werden.

Die Geschäfte der Mäkler bestehen nicht blos darin, den Sklavenhandel zu erleichtern; sie sind auch dazu gesezt, auf die Ausübung der Verord-

*) Er ist seit der Revoluzion ganz aufgehoben.

nungen des Königs, oder des Mafuka, zu halten; unter welchen diese die wichtigste ist, daß keine anderen Sklaven an die Europäer verkauft werden sollen, als solche, die man entweder im Kriege gefangen genommen, oder von Fremden erstanden hat. Ein jeder eingeborne Sklave steht unter dem Schuzze des Mafuka, und kann sich auf ihn gegen seinen Herrn berufen, wenn dieser ihn an Europäer verkaufen will, ohne daß er ihm durch seine üble Aufführung gerechten Anlaß dazu gegeben hat. Nur alsdann erlaubt das Gesez einem Herrn, sich von einem Sklaven loszumachen, wenn dieser sich irgend einer Untreue, oder Widersezzung, oder sonst eines schweren Verbrechens schuldig gemacht hat. Der Mafuka von Kakongo hat, um allen Gewaltthätigkeiten zuvorzukommen, allen Mäklern verboten, ihre Sklaven des Nachts zu verkaufen, oder sie in die Komptoire der Europäer zu führen, unter dem Vorwande, sie sehen zu lassen. Es ist ihnen gleichfalls verboten worden, ohne eine besondere Erlaubniß nichts zum voraus auf die Sklaven zu empfangen, die sie noch nicht ausgeliefert haben.

Der Sklavenhandel ist der einzige, den die Franzosen sonst an dieser Küste trieben. Der Handel mit Elfenbein, Affen, Papagaien, und einigen andern Waaren dieser Art ist so wenig bedeutend, daß man ihn für nichts rechnen kann. Die Engländer

ziehen alle Jahre aus den Wäldern von Jomba einige Schiffsladungen von sehr gutem rothem Färbeholze, das aber doch dem Brasilienholze nicht gleich kommt.

Der Handel, der an der Küste mit den Fremden getrieben wird, geht bei den Negern nur eine kleine Zahl von Privatpersonen an, die man als die Reichen und Mächtigen dieses Landes ansehen kann. Der grosse Hause, der kein anderes Bedürfniß kennt, als sich auf eine grobe Art zu nähren und zu kleiden, schränkt seinen Handel auf einige Kleinigkeiten ein. Alle Tage ist in den Städten und grossen Dörfern ein Markt, der auf einem öffentlichen Plazze unter dem Schatten grosser Bäume gehalten wird. Man verkauft darauf geräucherte Fische, Maniok und andere Wurzeln, Salz, Palmnüsse, Zukkerrohr, Bananas = Früchte und einige andere. An Festtagen sieht man den größten Zusammenfluß von Käufern und Verkäufern. Auf diesen Märkten ist alle Betrügerei unbekannt; eine Mutter schikt ihr Kind von sechs Jahren hin, und weiß gewiß, daß man es nicht hintergehen wird. Man darf die Sprache nicht verstehen, um zu kaufen; man dingt auch gar nicht, sondern alle Lebensmittel sind in kleine gleiche Theile von einem vorgeschriebenen Gewichte getheilt, und ein jeder dieser Theile gilt eine Makute. Man ist auch eben so wenig in

Gefahr, in Ansehung der Güte, als in Ansehung der Menge, hintergangen zu werden. Das Salz und der Maniok des einen ist so gut, als die des andern. Man nimmt also bei dem ersten dem besten so viele kleine Bündel, als man Makuten ausgeben will, und macht alsdann andern Plaz.

Ende des dreizehnten Bandes.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Ehrmann, Theophil Friedrich, 1762-1811

Geschichte der merkwürdigsten Reisen welche seit dem zwölften Jahrhunderte zu Wasser und zu Land unternommen worden sind

Bd.: 13

Frankfurt am Main (1794)

It.coll. 26-13
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10465359-7
VD18 80338933